

Entdecke Wien im Dreivierteltakt.

Ich bin ivie. Begib dich mit mir auf die Spuren des Wiener Walzerkönigs und erfahre mehr über spannende Orte und Geheimnisse rund um Johann Strauss. Denn eines ist sicher: Ich habe viel zu erzählen.



Jetzt gratis downloaden



Deine offizielle
City Guide App

ivie.wien.info

DAS JÜDISCHE ECHO

2025 | 5785



DAS JÜDISCHE ECHO

WEITER DENKEN

Vol. 73

2025 | 5785



FALTER VERLAG

DAS JÜDISCHE ECHO



Gegründet von der Vereinigung Jüdischer Hochschüler Österreichs und Leon Zelman s. A.

Europäisches Forum für Kultur und Politik

Vol. 73

2025 | 5785

Inhalt

5 Vorwort
Christian Schüller

6 Vorwort
Leon Widecki

Kapitel 1: Mensch oder Maschine

10 Aris Reise in die Zukunft
Wie wir zu besseren Vorfahr:innen werden können:
Der Zukunftsforscher Ari Wallach beschäftigt sich
mit Menschen, die weiter denken
Christian Schüller

18 Klimaoase in urbanem Grau
Der Rurbanist Christoph Wiesmayr schafft mit
einem „Tiny Forest“ in seinem Linzer Garten
eine Klimaoase
Celeste-Sarah Ilkanaev

20 Wie nachhaltig lebe ich?
Wie lässt sich Nachhaltigkeit definieren und
wie kann man das eigene Leben darauf
ausrichten?
Eli Widecki

24 Mit KI die Welt reparieren
Bei der Arbeit in einem KI-Institut stieß der
Autor auf eine mittelalterliche Ritualmordlegende.
Kann KI helfen, solche Grausamkeiten zu
vermeiden?
Oliviero Stock

28 Frankensteins Monster
Auf der Suche nach der versprochenen
künstlichen Intelligenz
Christian Zillner

34 Digitaler Humanismus – eine Perspektive
Das Konzept „Digitaler Humanismus“ rückt
menschliches Wohlbefinden in den Mittelpunkt
technologischer Entwicklung
David Kirsch

38 Wie wetterfest ist unsere Demokratie
Lukas Hammer über Demokratie, Klimapolitik und
die Bedeutung von „Nie wieder!“
Interview: Christian Schüller

44 Journalismus für morgen
Konstruktiver Journalismus will den
gesellschaftlichen Wandel vorantreiben
Linn Ritsch

52 Die Zukunft ist analog
Der Optimist David Sax übt Fortschrittskritik.
In seinem Buch „The Future Is Analog“
Christian Schüller

Kapitel 2: Waffen oder Worte

56 Frauen für den Frieden
Wie jüdische und arabische Frauen gemeinsam an
einer Zukunft ohne Krieg arbeiten
Angela Scharf

62 Ein Funke Hoffnung
Im Gespräch mit Anita Haviv-Horiner zu ihrem Buch
„Solidarität heißt Handeln“
Barbara Staudinger

66 Gemeinsam trauern
Jüdische und palästinensische Angehörige von
Gewaltopfern werben in den USA für friedliche
Koexistenz und Dialog
Stella Schuhmacher

73 Glückwünsche zum Pessachfest

76 Uns wird es weiterhin geben!
Der israelische Botschafter in Wien, David Roet,
spricht über die Zukunft Israels und seine Hoffnung
auf Frieden
Interview: Christian Schüller

84 Eine jüdische Merkel für Mexiko
Claudia Sheinbaum, die erste Präsidentin Mexikos,
steht vor einem Berg schwieriger Aufgaben
Erhard Stackl

92 Frauen eine Stimme geben
Über die Pionierin Käthe Leichter und ihre Arbeit
für arbeitende Frauen in Wien
Lilli Bauer und Werner T. Bauer

Kapitel 3: Wer ist Wir?

102 Die nächste jüdische Zukunft
Ein Gespräch mit Lex Rofeberg und Dan Libenson
vom Podcast „Judaism Unbound“
Interview: Christian Schüller

106 Vorsicht statt Pessimismus
Der Oberrabbiner Jaron Engelmayer spricht über
die jüdische Gemeinde in Wien
Interview: Christian Schüller

110 Ein Leben ohne Kinder?
Zwei Jüdinnen über Mutterschaft
Yael Loutati und Janie Stolar

112 Sehnsucht nach Orientierung
Reflexionen einer Ethik-Lehrerin über junge
Menschen im digitalen Zeitalter
Veronika Trubel

116 Neue Wege gegen Judenhass
Massiver Anstieg an Judenfeindlichkeit und der
entschlossene Kampf dagegen
Alexia Weiss

120 Am Rande der Geschichte leben
Boris Chersonskij über seine Identität als
ukrainischer Dichter
Interview: Erich Klein

126 Gedichte lassen innehalten
Poesie von Elli Shklarek und ein Gespräch mit ihr
Interview: Christian Schüller

128 Das Leben ist nicht binär
In ihrem Buch denken Meg-John Barker und
Alex Iantaffi über gewohnte Gegensätze hinaus
Laura Fischer

Impressum

Medieninhaber (Verleger), Herausgeber: Verein zur Herausgabe der Zeitschrift „Das Jüdische Echo“.

Zweck: Historisch-kritische Aufarbeitung des österreichisch-jüdischen Geisteslebens sowie die Darstellung aktueller Strömungen zur Förderung demokratischer Kultur.

Obmann: Mag. Leon Widecki **Schriftführer:** Peter Schwarz **Kassier:** Norbert Gang

Sitz: 1010 Wien, Judenplatz 8, Tel. 0043/1/535 04 31-1590

E-Mail: office@juedischesecho.at, www.juedischesecho.at, www.facebook.com/DasJuedischeEcho

Chefredaktion: Christian Schüller **Projektkoordination:** Mag. Susanne Traunek

Mitarbeit: Irina Abajew **Redaktion:** Linn Ritsch, Nini Tschavoll **Lektorat:** Ewald Schreiber

Coverillustration: Cristóbal Schmal/artnomono.com

Grafisches Konzept: Lisa Elena Hampel, Dirk Merbach

Layout: Nadine Weiner, Raphael Moser, Barbara Blaha **Produktion:** Daniel Greco

Gesamtherstellung: Falter Verlagsgesellschaft m.b.H. **Druck:** Gedruckt in der EU



Für den Inhalt der einzelnen Artikel sind die jeweiligen Autor:innen verantwortlich. Die Inhalte der Artikel spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und/oder des Herausgebers wider.

ISBN 978-3-99166-027-9

Vertrieb: Falter Verlagsgesellschaft m.b.H., Marc-Aurel-Straße 9, 1011 Wien.

Tel. 0043/1/536 60, Fax 0043/1/536 60-935, E-Mail: service@falter.at

www.faltershop.at

Mit freundlicher Unterstützung von

Bundeskanzleramt

Bundesministerium
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport

Mit freundlicher Unterstützung der Kulturabteilung der Stadt Wien



Zukunft machen

Hier geht es um Menschen, die Hoffnung bewahren, Möglichkeiten sehen und über den Tellerrand schauen



Christian Schüller
Chefredakteur

In dieser Ausgabe von *Das Jüdische Echo* geht es um Zweifel und Schwierigkeiten, aber vor allem um Hoffnung und Lösungsansätze. Es geht darum, nicht stehen zu bleiben, sondern weiterzudenken.

Was wir heute brauchen, sind weder Utopien noch Dystopien, sondern Prototypen, die uns ein kleines Stück weiterbringen, sagt der US-amerikanische Futurologe **Ari Wallach** (S. 10). Was Nachhaltigkeit im Großen und auch im Kleinen bedeuten könnte, schildern **Celeste Ilkanaev** (S. 18) und **Eli Widecki** (S. 20). Können wir KI kontrollieren, oder kontrolliert doch sie uns? Das sehen **Oliviero Stock** (S. 24), **Christian Zillner** (S. 28) und **David Kirsch** (S. 34) aus unterschiedlichen Blickwinkeln.

Wie Demokratie gegen Populismus und Zukunftsangst verteidigt und vertieft werden könnte, beschäftigt **Lukas Hammer** (S. 38), den einzigen jüdischen Abgeordneten im österreichischen Nationalrat. **Linn Ritsch** geht der Frage nach, welche Art von Journalismus wir künftig brauchen, um von gegenseitigen Schuldzuweisungen zur Lösung gesellschaftlicher Probleme zu kommen (S. 44). Der kanadische Journalist **David Sax** findet, dass wir die digitale Zukunft nur überleben werden, wenn wir eine vergessene analoge Technik wieder erlernen: das Gespräch (S. 52).

Aber wie lässt sich inmitten von Gewalt und Hass an Zukunft denken? **Angela Scharf** aus Israel (S. 56) und **Stella Schuhmacher** aus den USA (S. 66) bringen Beispiele von couragierten Frauen, die in Bürger:innen-Bewegungen und Friedensinitiativen arbeiten. Um gegenseitige Unterstützung und die Kraft von Gemeinschaft geht es auch in dem Interview, das **Barbara Staudinger** mit **Anita Haviv-Horiner** geführt hat (S. 62).

Ein Zusammenrücken gemäßigter Kräfte in der Welt prophezeit **David Roet**, der israelische Botschafter in Wien (S. 76). In diesem Umfeld sieht er für Israel eine große Zukunft – wenn es zur Veränderung bereit ist. Wie

Claudia Sheinbaum, die jüdische Präsidentin von 128 Millionen Mexikaner:innen, Gewalt und Armut eindämmen will, beschreibt **Erhard Stackl** (S. 84). Käthe Leichter, eine Wiener Vordenkerin und Vorkämpferin für Frauenrechte, die im KZ umgebracht wurde, porträtiert **Lilli** und **Werner Bauer** (S. 92).

Soll man heute noch Kinder in die Welt setzen? **Janie Stolar** (Los Angeles) und **Yael Loutati** (Wien) verstehen ihre Rolle als jüdische Frau sehr unterschiedlich (S. 110). Wenn Gender-Grenzen fließend werden, könnten sich unsere Denkmuster generell erweitern, zeigt der Beitrag von Laura Fischer. Zugleich wächst bei Jugendlichen jeglicher Herkunft die Sehnsucht nach Orientierung, weiß **Veronika Trubel** aus dem Klassenzimmer (S. 112).

Bei der jungen Generation sieht **Alexia Weiss** eine Chance, falls die EU und Österreich wie zuletzt ernsthaft gegen Antisemitismus vorgehen (S. 116). Pessimismus sei nicht Bestandteil des Judentums, meint der Wiener Oberrabbiner **Jaron Engelmayer** (S. 106).

Der unorthodoxe Rabbi **Lex Rofeberg** und der Hochschullehrer **Dan Libenson** (beide leben in den USA) basteln an einem Judentum der Zukunft, das die Grenzen zwischen Kultur und Religion, Juden und Nicht-Juden neu definiert (S. 102).

Eine Identität oder mehrere Identitäten? Der jüdisch-ukrainische russischsprachige Dichter und Psychiater **Boris Chersonskij** sieht sich gefangen in einem Krieg, den keiner gewinnen kann, wie er **Erich Klein** im Interview erzählt (S. 120).

Die Illustrationen zu den einzelnen Kapiteln stammen von **Urban Grünfelder**. Der Künstler ist ein genauer Beobachter sozialer Aspekte der Gesellschaft, der menschlichen Existenz und der Natur. Das Cover, das die vielschichtigen Bedeutungen des Titels „Weiter denken“ verbildlicht, wurde auch dieses Jahr wieder von **Cristóbal Schmal** gestaltet.

Eine junge Dichterin aus Wien kommt ganz am Schluss dieses Magazins (S. 126) ebenfalls zu Wort: **Elli Shklarek**. Sie lesen auch drei ihrer Gedichte. Ihr Großvater Leon Zelman hat diese Zeitschrift gegründet.

Halb voll oder halb leer?

Prognosen sind bekanntlich schwierig, besonders wenn sie die Zukunft betreffen



Leon Widecki
Obmann

Das Deutsche Zukunftsinstitut hat versucht, die aktuellen Trends auf einer Landkarte darzustellen. Das Ergebnis ist ein verwirrendes Bild, in dem es keine geraden Linien gibt, weil jede Entwicklung von gegenläufigen Tendenzen unterbrochen wird und in unvorhergesehene Richtungen gelenkt wird (siehe Abbildung).

Das hat Ihnen jetzt nicht wirklich weitergeholfen? Fakt ist, wir leben in einer hochinteressanten Zeit (was laut einem chinesischen Sprichwort ein Fluch ist), die von Wandel, ja sogar Umbrüchen geprägt ist. In der Politik, in gesellschaftlichen Fragen, in der Kommunikation und vielen anderen Bereichen macht sich das für uns alle deutlich bemerkbar. Für viele sind diese Veränderungen und das Tempo, in dem diese stattfinden, Anlass zu Sorge und Pessimismus. Das gilt auch für mein Umfeld. Es fällt mir zunehmend schwerer, Familie und Freund:innen davon zu überzeugen, unser persönliches Glas wäre immer noch halb voll – und nicht halb leer.

Selbstverständlich macht der allorts manifeste Antisemitismus, oft getarnt als „israelkritischer“ Antizionismus, Angst, besonders für kommende Generationen. Ebenso wie das derzeitige politische Hoch von Despo-



Aktuelle Zukunftstrends: komplex und verwirrend

ten und Demagogen, der Klimawandel sowie die zunehmende Verblödung und Verblendung durch die sozialen Medien.

Global betrachtet, hat sich unsere Welt aber in vielen Belangen zum Besseren gewandelt. Maßnahmen gegen Säuglingssterblichkeit, Mangelernährung, gesundheitliche Unterversorgung, Ausbeutung der Arbeitsleistung und Armut haben die Lebensumstände von Hunderten Millionen Menschen positiv verändert. Und selbst in unserer unmittelbaren Umgebung erlebe ich Positives: Freund:innen und Bekannte rücken näher zusammen, leisten Widerstand gegen Bedrohungen, sind solidarisch und engagieren sich für die richtigen Themen.

In zehn bis zwanzig Jahren werden wir eine Welt erleben, die stark von technologischen Fortschritten geprägt ist. Künstliche Intelligenz wird noch stärker in unseren Alltag integriert sein. Bereiche wie Gesundheit, Bildung und Mobilität könnten durch innovative Lösungen weitere signifikante Verbesserungen erfahren.

Zudem wird der Klimawandel weiterhin ein zentrales Thema sein. Viele Länder, Unternehmen und auch immer mehr Individuen können verstärkt auf nachhaltige Energien, umweltfreundliche Technologien und Recycling setzen, um die globale Erderwärmung weiter zu bekämpfen. Und das werden sie hoffentlich auch tun.

Insgesamt wird die Zukunft von einer Mischung aus Fortschritt und Herausforderungen geprägt sein. Es wird wichtig sein, wie wir gemeinsam als Gesellschaft und jeder und jede Einzelne von uns auf diese Veränderungen reagieren.

In der vorliegenden 73. Ausgabe des *Jüdischen Echo* hat Christian Schüller mit großem Engagement und hohem redaktionellen Anspruch hervorragende Autor:innen aus verschiedensten Bereichen gewonnen sowie Gespräche mit interessanten Persönlichkeiten geführt, die Ihnen Orientierung geben und Ihren Horizont erweitern werden. Danke auch Susanne Traunek für ihre organisatorische Meisterleistung unter schwieriger werdenden Rahmenbedingungen und unserem Partner Falter Verlag für anhaltend großes Engagement aller Beteiligten.

PRIVAT, GRAFIK: ZUKUNFTSINSTITUT

faszinati on

Kapitel 1

Mensch oder Maschine

*Im Grunde haben wir uns jahrzehntlang die gleiche Geschichte erzählt:
vom Fortschritt als einer Art Autobahn, die uns auf schnellem Weg zu einem
glücklicheren Morgen führt.*

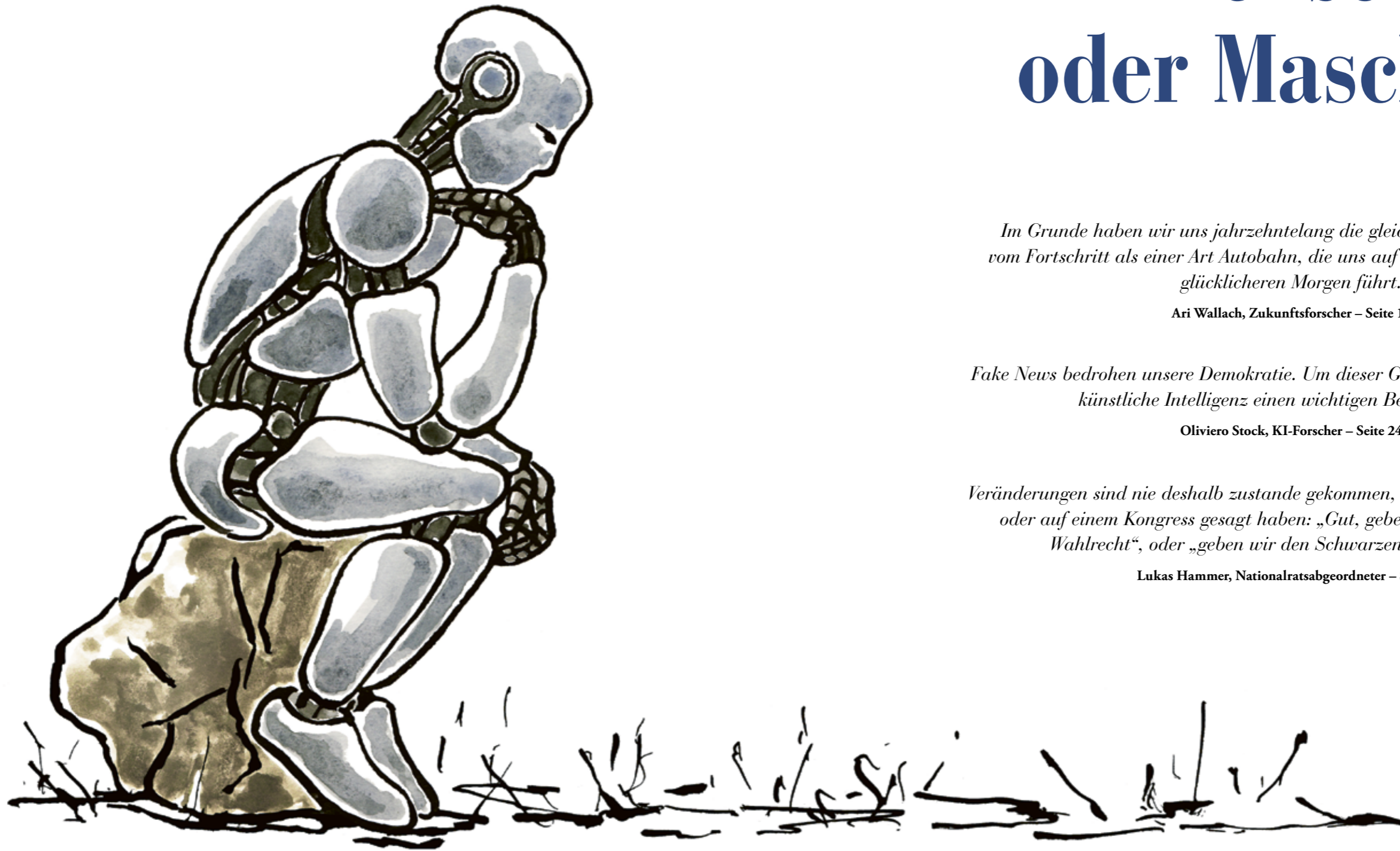
Ari Wallach, Zukunftsforscher – Seite 10

*Fake News bedrohen unsere Demokratie. Um dieser Gefahr zu begegnen, könnte
künstliche Intelligenz einen wichtigen Beitrag leisten.*

Oliviero Stock, KI-Forscher – Seite 24

*Veränderungen sind nie deshalb zustande gekommen, weil Männer im Parlament
oder auf einem Kongress gesagt haben: „Gut, geben wir Frauen doch das
Wahlrecht“, oder „geben wir den Schwarzen gleiche Rechte“.*

Lukas Hammer, Nationalratsabgeordneter – Seite 38



Aris Reise in die Zukunft

Wie wir zu besseren Vorfahr:innen werden können: Der Zukunftsforscher Ari Wallach beschäftigt sich mit Menschen, die weiter denken

Christian Schüller

In der japanischen Kleinstadt Yahaba hat die Zukunft ein Stimmrecht. Wenn in einer Bürger:innenversammlung über wichtige Fragen wie Wohnbau, Wasserversorgung oder Schule entschieden wird, schlüpft die Hälfte der Delegierten in die Rolle von Menschen, die noch nicht auf der Welt sind. Um deutlich zu machen, dass sie im Namen künftiger Generationen sprechen, ziehen sie gelbe Jacken über, die sie als Bürger:innen von 2060 kennzeichnen.

Dieses Zusammenspiel von Gegenwart und Zukunft wollte Ari Wallach persönlich erleben und ist dazu aus den USA angereist. Er bezeichnet sich als Zukunftsforscher, doch gibt er sich nicht damit zufrieden, am Computer zu sitzen und vorherschaubare Entwicklungen zu berechnen. Ihn beschäftigt die Frage, was es uns so schwer macht, über das Jetzt hinauszudenken – und was es braucht, damit es doch gelingt.

„Was mich zum Zukunftsforscher gemacht hat, war vielleicht die Geschichte meines Vaters, der als Widerstandskämpfer in Polen die Shoah überlebt hat. Was wir heute brauchen, sind nicht Utopien, die morgen in sich

zusammenfallen, und auch nicht Dystopien, die uns lähmen. Wir brauchen Prototypen. Das sind Zukunftsbilder, die nicht perfekt sind, aber besser als das, was wir heute haben.“

Zukunft in der Mehrzahl

Ari Wallach weiß, wie Überzeugungsarbeit geht. Vor siebzehn Jahren hat er für Barack Obama eine Kampagne mit fünfundzwanzigtausend Freiwilligen auf die Beine gestellt: „The Great Schlep“. Junge Jüdinnen und Juden wurden motiviert, ihre Großeltern in Florida zu besuchen und sie auf die Seite eines Politikers zu ziehen, der ihnen unheimlich war, weil er vieles verändern wollte. Die Vorbehalte der Großeltern waren groß, doch der „große Schlep“ gelang. Acht Jahre später wurde Donald Trump ins Weiße Haus gewählt mit dem Versprechen, die Uhren wieder zurückzudrehen. Ari Wallach ließ sich nicht entmutigen. Vielmehr fühlte er sich darin bestätigt, dass es nun mehr denn je auf langfristiges Denken ankam. So gründete er 2017 die Denkwerkstatt „Longpath Lab“. Dort sammelt er Geschichten von großen und kleinen Wendepunkten, entwickelt Workshops sowie Trainingsprogramme und produziert Filmdokumentationen.

Ari Wallach will niemanden bekehren. Monologe halten ist nicht seine Art. Im persönlichen Gespräch sucht er Anknüpfungspunkte mit dem Gegenüber, stellt Fragen, lädt dazu ein, mit ihm mitzudenken und zu widersprechen. Das Wort Zukunft verwendet er gern in der Mehrzahl. „Was ich mir heute unter einem besseren Morgen vorstelle, werden meine Enkelkinder oder Urenkel vielleicht einmal anschauen und sagen: Was hat er sich dabei nur gedacht? Das ist schrecklich. Das funktioniert nicht. Wir wollen etwas anderes.“

Sieben Generationen im Kopf

In den Zukunftsräten der japanischen Stadt Yahaba sieht er ein Beispiel für das, was er Prototypie nennt: kleine Schritte, die ein besseres Morgen ermöglichen, ohne die Fehler von gestern zu wiederholen. Lange Zeit war es in der japanischen Gemeinde nahezu unmöglich gewesen, Geld für notwendige Investitionen aufzutreiben, wie die dringend fällige Erneuerung der Wasserleitun-



In seiner sechsteiligen Serie „A Brief History of the Future“ zeigt Ari Wallach Entwicklungen für eine bessere Zukunft auf

gen oder den Ausbau der Kinderbetreuung. Doch die Vertreter:innen künftiger Generationen erreichten einen Richtungswechsel. Wo bis dahin nur von einem „herankommenden Problem“ die Rede war, wurde Handlungsbedarf erkannt.

Vor dreizehn Jahren vom Ökonomen Saijo Tatsuyoshi gegründet, hat sich das Modell des „Future Design“ in der Zwischenzeit weiterentwickelt. So werden die Rollen nun mehrmals getauscht, damit alle Beteiligten abwechselnd die Perspektive der Gegenwart und die der Zukunft einnehmen. Dabei zeigt sich, dass die Standpunkte sich mitunter erstaunlich schnell verändern, und das unabhängig vom Alter. Yahaba ist eine Episode in der sechsteiligen Fernsehserie „Eine kurze Geschichte der Zukunft“, die Ari Wallach im vergangenen Jahr mit dem öffentlich-rechtlichen Fernsehsender PBS produziert hat. Während viele seiner Landsleute ängstlich auf die befürchtete Rückkehr von Trump starrten, balancierte Wallach in Indien über

neu gebaute Brücken aus Baumwurzeln, die länger halten als Asphalt. In Rotterdam traf er den einunddreißigjährigen Holländer Bojan Slat, der mit siebzehn begonnen hatte, Plastikmüll aus dem Meer zu fischen und jetzt eine weltweit vernetzte NGO leitet.

Und nicht weit von seinem eigenen Wohnort im Bundesstaat New York, in einem Reservat der Mohawk, saß er jener Großmutter gegenüber, die den japanischen Ökonomen Saijo Tatsuyoshi zu seinem Future Design inspiriert hat. In ihrem Zelt, im Kreis ihrer Familie, erklärt Loretta Afraid of the Great Bear Cook, dass Menschen sieben Generationen vorausdenken sollten.

Heraus aus dem Krisenmodus

Sich selbst beschreibt Ari Wallach als zuversichtlichen Realisten. Die Kunst, über unsere Generation hinauszudenken, beginne im Alltag, sagt er. Gerade dort sei es auch für ihn besonders schwierig, gesteht der Vater von drei Kindern. Eines Nachmittags stand er in der Küche



Wie können wir die großartigen Vorfahren werden, die die Zukunft braucht?

FUTURIFIC STUDIOS



Ari Wallach mit seinen Eltern bei seiner Bar Mitzwa

hätte es uns geholfen, blitzschnell zu reagieren und entweder zu flüchten oder zu kämpfen“, sagt Ari Wallach. „Aber wir wären heute nicht hier, hätten unsere frühesten Vorfahren nicht auch verstanden, über den Tag hinauszudenken und zusammenzuarbeiten.“

In Bren Smith, einem begeisterten Fischer in Connecticut, lernte Ari einen Mann kennen, der sich in einer Krise neu erfand, indem er den Kampf- und Fluchtmodus hinter sich ließ. Bren fuhr gern mit dem eigenen Boot aufs Meer hinaus, um die Netze auszuwerfen. Um sich diesen Jugendtraum zu erfüllen, hatte er die Schule geschmissen. Als der Kabeljau Mitte der 2010er-Jahre zunehmend aus der Beringsee verschwand, reagierte er wie die meisten seiner Kollegen: Noch mehr Stunden arbeiten, noch weiter hinausfahren, um an den Ertrag von früher heranzukommen. Ob für künftige Generationen von Fischern noch etwas übrig bleiben würde, beschäftigte ihn nicht.

Bis er eines Tages verstand, dass er gegen das Fischsterben nicht gewinnen konnte. So fand er eine neue lohnende Aufgabe auf dem Meer. Der industrielle Fischer Bren Smith wurde zum Seetangfarmer. Der Tang dient nicht nur als Nahrungsmittel für Fische und Menschen, sondern auch als Basis für kosmetische Produkte.

Seine Fischerkollegen zu überzeugen war nicht einfach. Stolz darauf, mit einem guten Fang heimzukommen, sollten sie nun Fische füttern? Es war ein schwacher Trost, dass sie auf diese Weise ihre Boote behalten konnten. „Aber etwas muss man immer aufgeben, wenn man weiterkommen will“, hielt Brent ihnen entgegen. Inzwischen hat sein Beispiel Schule gemacht.

Empathie mit dem Morgen

Warum können sich die meisten Menschen nur schwer in ihre Nachkommen einfühlen? Wünschen wir uns nicht alle, dass es unseren Kindern besser geht? Das Problem beginne schon damit, dass wir uns kaum vorstellen können, wer wir selbst in zehn oder zwanzig Jahren sein werden, meint der Zukunftsforscher. „Zwar wissen wir, dass wir vor zwanzig Jahren anders dachten, andere Gewohnheiten und Vorlieben, einen anderen Musikgeschmack hatten als heute, aber wenn wir in die Zukunft schauen, gehen wir meistens davon aus, dass wir in zwanzig oder dreißig Jahren genau so denken werden wie heute.“

Im Labor des Psychologen und Verhaltensforschers Hal Hershfield im kalifornischen Palo wurde Ari Wallach mit seinem zukünftigen Ich konfrontiert. Anhand von Gehirnströmen misst Hal Hershfield, welche Gefühle wir entwickeln, wenn wir über die Person nachdenken, die wir einmal sein werden. Das Ergebnis der Messung zeigt: Wir begegnen unserem zukünftigen Ich wie einem Fremden.

Die Empathiewerte steigen aber, sobald Testpersonen eine 3-D-Brille aufsetzen, die sie als ältere

Menschen zeigt. Das ergeben regelmäßige Untersuchungen mit Gruppen von Studierenden. Es erklären sich deutlich mehr von ihnen bereit, auf einem imaginären Konto Geld für die Zukunft beiseitezulegen, wenn sie ihr älteres Ich vor Augen haben. Was Hershfields Experiment im Kleinen illustriert, hat große gesellschaftliche Auswirkungen. So können die wenigsten sich vorstellen, wie sie sich fühlen werden, wenn sie eines Tages auf die Hilfe anderer angewiesen sein werden. Entsprechend wenig Gedanken werden darauf verschwendet, wie die Gesellschaft von morgen aussehen sollte.

In Weesp in der Nähe von Amsterdam hat Jannette Spiering etwas aufgebaut, was Ari Wallach ebenfalls als Protopie bezeichnet: ein Modelldorf für demenzkranke Menschen, De Hogeveyk. Das Besondere daran: Die Bewohner:innen sind zu siebent in kleinen Häusern untergebracht und bewegen sich in einer Umgebung, die an ihre früheren Lebensgewohnheiten erinnert.

Es gibt Supermärkte, in die sie in Begleitung einkaufen gehen, Kaffeehäuser, ein Theater. Jannette Spiering war lange Managerin in einem herkömmlichen Altenheim gewesen. Dort brauchte sie keine 3-D-Brille, um sich vorzustellen, wie ihr eigenes Leben in dreißig Jahren aussehen würde. Allmählich wurde ihr klar, wie absurd es ist, dass wir Einrichtungen bauen, in denen keiner von uns freiwillig leben würde, weil wir dort

vieles von dem aufgeben müssen, was uns ausmacht. Empathie mit ihrer eigenen Zukunft zu entwickeln war der erste Schritt. Dann tat sie etwas Ähnliches wie die Bürgerrät:innen im japanischen Yahaba: Sie überlegte sich, wie jemand eine Wohnstätte für ältere Menschen einrichten würde, ohne von unseren heutigen Vorstellungen auszugehen.

Ein Nebeneffekt, der beim Bau des Modelldorfes nicht eingeplant war: Die Kosten für Medikamente sind laufend gesunken. Jannette Spiering und ihre Mitarbeiter:innen wollen aber mehr erreichen. Sie wollen dazu beitragen, das Bild vom Alter als Krankheit zu verändern.

Neue Geschichten erzählen

Ari Wallach erzählt gerne von seinen verstorbenen Eltern. Von seinem Vater, dem Widerstandskämpfer, und seiner Mutter, die Künstlerin war und beim Architekturpionier Buckminster Fuller studiert hatte. So habe er zu Hause den Zusammenprall zweier Welten erlebt. Während der Vater in seiner Vergangenheit feststeckte und ständig von Nazis sprach, glaubte die Mutter an die Macht der Kreativität. Aus dieser Mischung ist offenbar das hervorgegangen, was Ari unter ‚futurism‘ versteht. „Dass wir heute so sind, wie wir sind, ist das Ergebnis von Entscheidungen, die unsere Eltern, Großeltern und

und war dabei, für seine Familie das Abendessen zuzubereiten, als ihn eine SMS von der Schule seiner Tochter erreichte. Ruby hatte ihre Spanisch-Aufgabe nicht rechtzeitig abgegeben.

Was diese Nachricht zunächst in Aris Hinterkopf auslöste, waren Reaktionen, die sich über Hunderttausende von Jahren entwickelt haben. Der Ärger über die Nachlässigkeit seiner Tochter mischte sich mit der Scham darüber, als Vater versagt zu haben, und der Angst, Ruby würde ihre Zukunft verbauen und ihn in den Augen seines „Stammes“, wie er es nennt, schlecht dastehen lassen.

Um nicht die Fassung zu verlieren, habe er erst auf die Prinzipien von „Longpath“ umschalten müssen. Auf lange Sicht würde Rubys Spanisch-Note weder über ihre Zukunft noch über die Zukunft der Menschheit entscheiden. Viel mehr Auswirkungen auf ihr späteres Leben würde es haben, was sie beim Ritual des gemeinsamen Abendessens erlebt, wie er mit seinen Lieben umgeht.

„Wenn wir beide vor hunderttausend Jahren in der afrikanischen Savanne einem Raubtier begegnet wären,

ERSTE

Unser Land
braucht Menschen,
die an sich glauben.
Und eine Bank,
die an sie glaubt.

#glaubandich

ARI WALLACH PRIVATARCHIV



Gedenktafel des Widerstandskämpfers Raúl Wallach. Der Vater von Ari Wallach war polnischer Holocaust-Überlebender und Mitglied des jüdischen Untergrunds während des Zweiten Weltkriegs

Urgroßeltern getroffen haben, guten und schlechten Entscheidungen. Das geht über Hunderttausende Jahre zurück.“ Wenn er als Jugendlicher die Geschichten seines Vaters hörte, habe ihn immer die Frage interessiert, was in Europa vor dem Aufstieg des Faschismus passiert war. Von welchen Geschichten war die Vorkriegsgeneration geprägt? Was hat sie als selbstverständlich angenommen, und welche Alternativen wurden übersehen?

Fragen, wie sie spätere Generationen an uns richten werden. „Wir folgen noch immer der Vision, die 1939 bei der großen Weltausstellung in New York präsentiert wurde. Im Futurama, einer gigantischen Diarama-Show, wurde auf eindrucksvolle Weise die Welt von 1960 dargestellt. Was immer man zu sehen bekam, war durch vier- oder achtspurige Autobahnen verbunden. Kein Wunder, wurde das Futurama doch von General Motors finanziert.“

Im Grunde haben wir uns jahrzehntlang die gleiche Geschichte erzählt: vom Fortschritt als einer Art Autobahn, die uns auf schnellem Weg zu einem glücklicheren Morgen führt. Bis dann, in den 1980er-Jahren, die Stimmung umzuschlagen begann. Seither werden wir von der Filmindustrie mit Untergangsgeschichten bombardiert. Das Schwanken zwischen übermütigen Größenfantasien

und Apokalypsen sei typisch für die privilegierte Welt der Weißen, glaubt Ari Wallach. In der „Afro-Futuristin“ Ytasha Womack hat er eine Gleichgesinnte gefunden. „Afro-Futurismus geht davon aus, dass wir manche Apokalypsen bereits hinter uns haben, wenn wir zum Beispiel an den transatlantischen Sklavenhandel denken und den Kolonialismus“, sagt die Autorin, Filmemacherin und Tanztherapeutin. „Um das zu überleben und trotzdem Menschen zu bleiben, mussten unsere Vorfahren eine Resilienz entwickeln, die uns noch heute prägt.“

Resilienz, Empathie mit den Vorfahren und ein Zukunftsbild, das nicht perfekt sein muss, das kommt Wallach bekannt vor. Er hat es aus seiner jüdischen Erziehung gelernt. „Denken wir doch an die vierzigjährige Wanderung durch die Wüste. Die Israeliten fragten sich: Wozu tun wir uns das an? Moses ist es gelungen, den Leuten zu vermitteln: Wir machen das für die nächste Generation! Das Gelobte Land wartet auf uns so lange, bis wir dort sind.“

Im Hintergrund habe aber immer das Goldene Kalb gelockt, das sofortige Befriedigung aller Bedürfnisse versprach, ohne Rücksicht auf morgen. „Heute ist unser Goldenes Kalb in Amerika und anderswo ein Populismus, der die Schuld immer auf andere Gruppen schiebt.“

Du brauchst keine Verantwortung zu übernehmen, sondern nur auf den großen Erlöser zu hoffen.“

Die Natur als Ingenieur

Ari Wallachs Zuversicht wirkt ansteckend. Lässt man sich ein Stück weit auf seine Langzeitperspektive ein, sehen die politischen Radaumacher von heute wie eine aussterbende Spezies aus, und der Gegensatz von Ökologie und Fortschritt erscheint museumsreif. Denn was die Erfinder von Autobahnen und Wolkenkratzern sich noch nicht vorstellen konnten: Technologie kann umso mehr, je mehr sie sich der Natur anpasst, statt sie beherrschen zu wollen.

In Albany im Staat New York stellt ein ehemaliger Farmer aus Pilzen Verpackungsmaterial und Schuhleder im großen Stil her. Zurzeit arbeitet er an der Entwicklung von intelligenten Baustoffen, die nicht nur gut isolieren, sondern auch die Raumluft reinigen und für die richtige Feuchtigkeit sorgen sollen.

Früher waren Pilze sein Feind, erzählt Eben Bayer. Er ist mit Hühnern, Schweinen und Kühen aufgewachsen. Als Jugendlicher musste er einen Gasgenerator mit Holz befüllen, was oft mühsam war, weil Schimmelpilze die Holzscheite verklebten. Das weckte seine Neugier, und er fragte sich, ob sich aus Pilzen nicht Verpackungsmaterial herstellen ließe. Bald holte er sich Hilfe von Experten, und so baute er Schritt für Schritt seinen Betrieb auf, in

dem geforscht und produziert wird. Heute glaubt er, dass Pilze das neue Plastik sein könnten. „Pilze werden unsere Welt retten“, erzählt er dem staunenden Ari Wallach.

Menschen wie Eben Bayer sehen Natur und Technik als Kreislauf. Das bedeutet auch, dass effiziente Lösungen an lokale Bedingungen angepasst werden können. In Austin, Texas, entwirft die Architektin Melody Yashar Häuser, die 3-D-Drucker schon heute mit jedem mögli-

« Wenn wir in unsere Zukunft schauen, gehen wir meistens davon aus, dass wir in zwanzig oder dreißig Jahren genau so denken werden wie heute »

chen Baustoff herstellen können. Yashar arbeitet mit der NASA zusammen, und von dort kommt auch die Technologie. Die US-amerikanische Raumfahrtbehörde hatte nach Möglichkeiten gesucht, auf dem Mars Häuser zu errichten, ohne das Baumaterial durch das Weltall transportieren zu müssen. Die intelligenten Drucker arbeiten mit dem, was sie vor Ort vorfinden. Diese Technik ließe sich auch auf der Erde anwenden, meint Melody Yashar, die Tochter iranischer Einwanderer. Sie glaubt, dass eine Milliarde Menschen innerhalb weniger Tage ein sturmfestes Dach über dem Kopf haben könnte. Große

Ansagen. Wer wird dafür sorgen, dass in die 3-D-gedruckten Häuser die Bedürftigen einziehen und die neuen Produkte nicht nur einer privilegierten Schicht zugute kommen? Ari Wallach erhebt nicht den Anspruch, globale Lösungen zu bieten. Die Prototypen, die er erforscht, haben sich im lokalen Rahmen entwickelt, dort, wo

« Moses ist es gelungen, den Leuten zu vermitteln: Wir machen das für die nächste Generation! Das Gelobte Land wartet auf uns so lange, bis wir dort sind »

gemeinsame Erfahrung und der Wunsch nach Neuem direkt aufeinandertreffen. Wie im japanischen Yahaba oder im schottischen Longholm.

Auf engem Raum

Die kleine schottische Stadt, die sich einst stolz „die Große“ nannte (Muckle Toon), war am Aussterben. Mit dem Niedergang der Textilindustrie waren die Jobs weggefallen, von denen das Dorf lebte. Abwanderung schien für die meisten der einzige Ausweg zu sein. Doch schließlich konnten Alt und Jung einander überzeugen, etwas Neues zu versuchen. Sie starteten eine Crowdfunding-Kampagne, um brachliegendes Land zu kaufen und darauf einen Naturpark zu errichten. Sobald die Entscheidung gefallen war, musste schnell gehandelt werden, denn das Grundstück stand nur für einen bestimmten Zeitraum zum Kauf. Aber binnen weniger Wochen kamen knapp 250.000 Pfund von Spenden aus dem In- und Ausland. Ein einzelner anonymer Spender legte das Doppelte drauf, und am Ende halfen auch öffentliche Stellen. Arbeit gibt es jetzt genug. Schottland gehört zu den Gegenden, wo im Zuge der Industrialisierung besonders viel abgeholzt wurde, und Langholm ist keine Ausnahme. Der Boden muss wieder bewaldet werden, um daraus einen Naturpark zu machen, und so haben sich die ehemaligen Arbeiter:innen nun in Landschaftspfleger:innen verwandelt. Gemeinsam wird gezüchtet und gepflanzt. Und in Zukunft hofft man auf neue Jobs im Tourismus.

Was Wallach an den Menschen von Langholm besonders fasziniert hat, war ihr Stolz darauf, dass sie ihre Zukunft in die eigene Hand genommen haben. Dabei fühlen sie sich nicht als Helden. „Diese Chance hatten wir nur einmal, und wir mussten sie ergreifen!“, hieß es. Dabei waren unzählige Gespräche, Fragen, Zweifel, Befürchtungen und Erfahrungen nötig, um neue Möglichkeiten zu erkennen. Die Jungen mussten überzeugt werden, zu bleiben, statt anderswo ihr Glück zu suchen. Die Älteren nahmen zur Kenntnis, dass sie sich auf Neues einlassen müssen, wenn sie ihre Kinder nicht wegziehen lassen wollten. Und es brauchte die Bereitschaft, die

Risiken gemeinsam zu tragen und sich nicht gegenseitig die Schuld zu geben, sollte etwas schiefgehen.

Unserer Sterblichkeit ins Auge sehen

Wenn Ari Wallach darüber spricht, was er über die Zukunft gelernt hat, kommt er unweigerlich auf den Tod zu sprechen. Um vom kurzfristigen Denken zum langfristigen Handeln zu kommen, sei es nötig, sich über die eigene Endlichkeit klar zu sein, ist Ari Wallach überzeugt. „Solange wir Angst vor dem Tod haben, können wir nicht über Zukunft nachdenken, denn wir reden von einer Zeit, in der wir beide nicht mehr hier sein werden.“

Aber ist es nicht gerade die Kürze unseres Lebens, die dazu verleitet, kurzfristig zu entscheiden? „Nein, in Israel wurde vor Kurzem eine Untersuchung mit Autos rasern gemacht. Einer Gruppe wurden schreckliche Fotos und Videos von Verkehrsunfällen gezeigt. Der anderen Gruppe nicht. Was kam heraus? Es wurde das Gegenteil erreicht von dem, was man wollte. Diejenigen, die mit den Bildern konfrontiert worden waren, fuhren nachher noch schneller. Vielleicht, weil es ihre Art ist, vor der Todesangst zu flüchten.“

Das gelte im Großen auch für unsere bisherige Geschichte. „Wir sind nichts anderes als winzige Glieder einer langen Kette. Um vor dieser einfachen Wahrheit davonzulaufen, haben wir Religionen gegründet und uns selber Denkmäler gebaut, weil wir hofften, uns damit zu verewigen. Dabei können wir nur in dem weiterleben, was wir heute tun.“

Christian Schüller ist Journalist und Autor

Longpath – auf lange Sicht

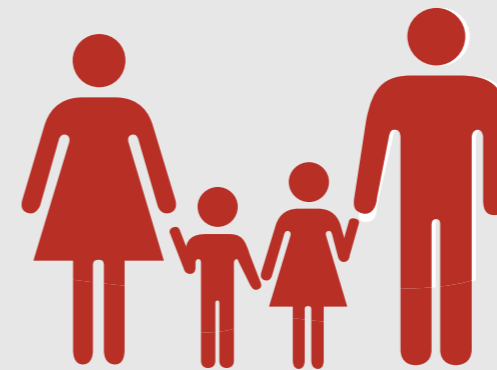
Ein Gegenentwurf zum kurzfristigen Denken

Ari Wallach plädiert in „Longpath – Auf lange Sicht“ (Redline Verlag) dafür, nicht nur an morgen, sondern vor allem an übermorgen zu denken. Der Druck, immer just in time zu reagieren, überfordert nicht nur unser zentrales Nervensystem, sondern lenkt uns auch vom großen Ganzen ab. Das Ergebnis: ein mehr als fragwürdiger Umgang mit den größten Problemen der Gegenwart, von Umweltzerstörung bis zur sozialen Ungleichheit. Wallach zeigt, warum es sich für uns alle lohnt, sehr langfristig zu denken, und wie es gelingt, Entscheidungen überdacht zu treffen. Ganz gleich, ob es Arbeit, Alltag und Kindererziehung betrifft oder darum geht, ein besserer Mensch zu werden.



Psychosoziale Gesundheit als Schlüssel für eine bessere Zukunft

ILLUSTRATION: ESRA/IKG



SCHALOM BAIT

Für ein Leben ohne Gewalt

за жизнь без насилия

למען חיים ללא אלימות

ESRA, das Psychosoziale Gesundheitszentrum und Partnerorganisation der Israelitischen Kultusgemeinde Wien (IKG-Wien), erinnert anlässlich des Titels dieser Ausgabe – **WEITER DENKEN** – daran, dass psychosoziale Gesundheit eine grundlegende Voraussetzung für positive Veränderungen in unserer Gesellschaft darstellt. Im Prozess des Weiterdenkens muss die psychosoziale Gesundheitsversorgung nicht nur berücksichtigt, sondern auch aktiv weiterentwickelt werden – insbesondere im Bereich der Vorsorge, der Prävention.

Ein besonders dringendes Thema ist dabei die Prävention von Gewalt in der Familie. Frauen und Kinder sind besonders häufig von körperlicher und/oder psychischer Gewalt im häuslichen Umfeld betroffen.

Um dieser Problematik entgegenzuwirken, wurde auf Initiative von Dr. Berta Pixner, der Vorsitzenden der IKG-Frauen- und Familienkommission, vor 15 Jahren,

im Jänner 2010, die **Hotline „SCHALOM BAIT“** (hebräisch für „Frieden im Heim“) bei ESRA ins Leben gerufen. Diese Hotline dient seither als erste Anlaufstelle für Betroffene von familiärer Gewalt und bietet professionelle telefonische Unterstützung: **Anonym, kostenlos und in mehreren Sprachen (+43 1 212 55 18).**

ESRA und die IKG-Frauen- und Familienkommission rufen dazu auf, gemeinsam alles zu tun, um Gewalt in Familien gar nicht erst entstehen zu lassen. Gleichzeitig betonen sie, wie wichtig es ist, Betroffene so schnell wie möglich zu schützen und ihnen zu helfen, ihre Situation zu bewältigen.

Der erste und wichtigste Schritt ist, darüber zu sprechen! Offene Gespräche geben Betroffenen die Möglichkeit, ihre Erlebnisse mitzuteilen, Unterstützung zu erhalten und einen Weg aus der Gewalt zu finden. Gemeinsam können wir helfen, Schutz und Hoffnung zu schenken.

Klimaoase in urbanem Grau

Der Rurbanist Christoph Wiesmayr schafft mit einem „Tiny Forest“ in seinem Linzer Garten eine Klimaoase für die lokale Bevölkerung

Celeste-Sarah Ilkanaev

Rauch steigt aus Fabrikschlotten, der Boden ist asphaltiert. Weit und breit keine Farben, nur Grautöne. Die Kulisse des Linzer Industriegebiets ähnelt einer Science-Fiction-Dystopie. Oder einem Cyberpunk-Videospiel mit der Mission, in dieser versiegelten Stadt eine Grünfläche zu finden.

So erlebe ich eine Universitätsexkursion in Linz. Begeistert war ich nicht von der Idee, um sechs Uhr morgens den Zug von Wien nach Linz zu nehmen, um dann stundenlang durch das graue Industriegebiet zu schlendern. Das Ziel des Ausfluges ist, uns Wissen über die Industrialisierung und deren Einfluss auf das Klima zu vermitteln. Diese Themen interessieren mich brennend, doch die Umgebung hat ihren Einfluss auf mich. Meine Stimmung ist bedrückt, die Motivation lässt nach.

Nach langer Suche dann plötzlich hinter einem Tor eine Oase. Wir Studierenden werden von Christoph Wiesmayr mit Apfelsaft empfangen, gepresst aus Äpfeln aus seinem Garten. Er ist Obmann des Vereins Schwemmland und ein engagierter „Rurbanist“: eine Wortkreation aus „rural“ und „urban“, also ländlich und städtisch. Hinter Wiesmayr sieht man Sträucher, Pflanzen und Bäume. In der Klimaoase riecht die Luft nach

Erde und frisch gemähtem Gras. Wiesmayr und seine Familie sind die Einzigen, die im ehemaligen Linzer Hochwassergebiet Hof und Garten erhalten konnten. Seit vier Generationen leben sie hier. Den Söhnen wurde die Verbundenheit zur Natur in die Wiege gelegt. Wiesmayrs Bruder ist der letzte aktive Berufsdonaufischer. Christoph, der „Rurbanist“, versteht sich als Vermittler, Beobachter, Gestalter und Aktivist zwischen Stadt-Rand und Stadt-Land.

Der 47-Jährige beschäftigt sich in vielfältiger Weise mit Boden- und Klimaschutz. Er war unter anderem Gründer des ersten Linzer Gemeinschaftsgartens „Hafengarten“, Koordinator von Gemeinschaftsgärten für das „Klimabündnis Oberösterreich“, Gründer und Herausgeber des Hafenjournals *Treib.Gut*. Er wartet nicht auf Maßnahmen der Regierung, sondern packt selbst an und gibt sein Wissen über die Umwelt weiter.

Wälder mitten in der Stadt

In der Klimaoase erzählen Markierungen auf einer Wand, ähnlich solchen, mit denen Eltern die Größe ihrer Kinder dokumentieren, die Hochwassergeschichte des Gebiets. Im Jahr 1954 wurde nach einem besonders verheerenden Hochwasser ein Damm errichtet. Die entsprechende Markierung aus diesem Jahr befindet sich mehr als zwei Meter über dem Boden von Wiesmayrs Klimaoase.

Höher gewachsen sind jene Bäume des „Tiny Forest“, der während der Pandemie von Christoph Wiesmayr gemeinsam mit Expert:innen und Praktikant:innen angelegt wurde. Das Wäldchen sorgt für frische Luft, Vogel- und Insektenvielfalt mitten im Grau.

Das System Tiny Forest wurde vom japanischen Pflanzensoziologen Akira Miyawaki entwickelt. Auf hundert bis 800 Quadratmetern wird mit lokalen Baumarten ein dichter Wald in der Stadt angelegt. Die Miyawaki-Methode ist in Deutschland oder den Niederlanden beliebt und wird nach und nach weltweit umgesetzt. Auch in Wien wurden mittlerweile an sechs Standorten „Wiener Wäldchen“ geschaffen.

Was das bringt, erklärt Wiesmayr: „Durch dichten Bewuchs wird eine hohe Diversität an Pflanzenarten

erreicht und damit die Grundlage für mehr Raum für Vögel und Insekten in der Stadt. Und für Menschen.“

Klimaoase im eigenen Garten?

Eine kleine Klimaoase als Aufwertung des eigenen Gartens klingt nett. Schon schmiedete ich Pläne, wie ich im Garten meiner Mutter einen Wald anpflanze. Aber kann man einen Tiny Forest selber anlegen?

Für solche Wäldchen bedarf es einer gründlichen Bodenanalyse. Diese hat Wiesmayr mit Fachpersonen durchgeführt, um seine kleine Idylle zu erschaffen. Dabei stellte sich heraus, dass der Boden durch die Industrialisierung in den 1960er-Jahren extrem verdichtet war. Auflockerung und Anreicherung mit natürlichem Dünger waren nötig, um dem künftigen Wald eine hochwertige Bodenqualität zu bieten. „Neben den Meeren ist ein hochwertiger Boden, vor allem Schwarzerde, der beste natürliche CO₂-Speicher“, erklärt der Rurbanist.

Durch falsche Bepflanzung verliert ein Tiny Forest seine Wirksamkeit. Wiesmayr rät, Beratung zu suchen und zu Bürger:innenbeteiligung aufzurufen und einzuladen. Wie bei Wiesmayr können sich solche Projekte schon nach zwei Jahren lohnen. In dieser kurzen Zeit entdeckte er Arten im Garten, die davor nicht zu sehen waren. „Es freut mich sehr, wenn man Tiere antrifft, die neu sind und den Garten bereichern.“

Wie effektiv sind Tiny Forests?

Die Erfolge von Tiny Forests haben unter anderem die Grünen erkannt und sie als Klimamaßnahme in ihr Wahlprogramm für die Nationalratswahlen aufgenommen. Weltweit wird die Miyawaki-Methode zu einem Hype. Doch wie effektiv sind Tiny Forests tatsächlich?

Auf das Weltklima haben Tiny Forests eine marginale Auswirkung. Für Wiesmayr geht es um die lokale Lebensqualität. Es müsse auf die regionalen Gegebenheiten reagiert und darauf gezielt werden, dass auch in kleinen Strukturen Diversität entstehen kann. „Effektiv ist für mich, wenn ein Mensch oder ein Tier in einer versiegelten Stadt einen Ort findet, der einen kleinen Wald anbietet. Das ist eine Bereicherung für das Leben.“

Positive Auswirkung auf mentale Gesundheit

Grünflächen und Wälder in Großstädten wirken sich positiv auf die Gesundheit der Stadtmenschen aus. Das ist das Ergebnis mehrerer Studien. Deswegen setzt auch Wien in ihrem Klimafahrplan darauf, dass alle Wiener:innen innerhalb von 250 Metern Zugang zu qualitativem Grünraum haben. Viele andere Städte wie Linz hinken in dieser Sache hinterher. „Da unsere Nachbarschaft sich aus Betrieben zusammensetzt, war es mir wichtig, mittendrin im Herzen der Industriestruktur etwas zu entwickeln, das sich positiv auf das Umfeld und auf die Nachbarschaft auswirkt“, sagt Wiesmayr. Mittlerweile kennen immer mehr Menschen die Klimaoase und



Christoph Wiesmayr veranstaltet auch Workshops zum Thema Klima- und Umweltschutz

zeigen Interesse, sich an Klimaprojekten zu beteiligen. Kleine Gemeinschaftsprojekte wie ein Tiny Forest tragen zur Erhaltung der Artenvielfalt bei, reduzieren Hitze in Städten und fungieren als CO₂-Speicher. Akteur:innen wie Wiesmayr sind zudem entscheidend für die Umweltbewusstseinsbildung.

Bildung zum Thema Umwelt

Den menschengemachten Klimawandel zu verstehen, ist anstrengend. Ein langweiliges Thema für viele, die nicht unmittelbar betroffen sind. Wissen über die Umwelt so zu vermitteln, dass Kinder nicht sofort aussteigen, erweist sich als schwierige Aufgabe. Vor ihr hatte Wiesmayr anfangs große Angst: „Ich habe nicht gewusst, wie ich das vermitteln soll, sodass sie daran Spaß haben.“ Vor seinem ersten Workshop mit einer Schulklasse war er nervös und unsicher. Und dann die Überraschung: „Die Kinder waren alle voll dabei!“ Am Ende der Woche erhielt er eine E-Mail von der Lehrerin. Die Schüler:innen hatten in der Klasse begeistert über den Workshop geredet. „Es war eine super Resonanz.“ Er wirkt gerührt. „Sorry, da werde ich emotional.“

„Das war der Startschuss, ich wusste nun, ich kann das an Jugendliche und Kinder vermitteln, und das ist die Zukunft.“ Mittlerweile ist Wiesmayr geübt. Heuer waren über zwanzig Schulklassen zu Besuch.

Auch wir Studierenden können uns im Grünen erholen. Die Begeisterung Wiesmayrs für den Boden- und Tierschutz färbt auf uns ab. So sehr, dass ich nun eine Reportage über die Klimaoase schreibe. Als ich am Nachmittag im Zug zurück nach Wien sitze, bereue ich es nicht, nach Linz gefahren zu sein.

Celeste-Sarah Ilkanaev ist Journalistin und Autorin



Auf einer Wand in der Linzer Klimaoase sind die Hochwasserstände verschiedener Jahre eingezeichnet

SCHWEMMLAND

Wie nachhaltig lebe ich?

Wie lässt sich Nachhaltigkeit definieren und das eigene Leben danach ausrichten?

Eli Widecki

Laut dem CO₂-Rechner der Website Climate Hero verbrauche ich 9,6 Tonnen pro Jahr. Damit liege ich im Mittelfeld. Die Website sagt mir, dass mein Ökostrom-Vertrag, mein Elektroauto und meine Vermeidung von Inlandsflügen positiv sind, wobei Letzteres mir besonders leichtgefallen ist. Ich nutze oft die Öffis, aber eher, um mir die Parkplatzsuche und den Stau zu ersparen. Auch vermeide ich Plastik und kaufe meist regionale und saisonale Produkte, wobei das meiner umwelt- und gesundheitsbewussten Ehefrau zu verdanken ist. Aber ich behaupte, die Motivation ist egal, Hauptsache, man tut etwas Gutes.

Negativ ins Gewicht fällt meine Klimaanlage, die wegen unserer Tochter seltener läuft, als mir lieb ist, sowie meine Gasheizung, für die ich als Mieter einer Wohnung, noch dazu außerhalb des Fernwärmeversorgungsgebiets, jedoch nichts kann. Außer umziehen, aber das wäre dann doch etwas extrem, und extrem ist nie die Lösung, auch nicht bei der Nachhaltigkeit.

Dass mir Climate Hero auf die Frage, die ich mir in letzter Zeit immer wieder stelle, eine Antwort geben kann, glaube ich sowieso nicht. Die Frage lautet: Bin ich nachhaltig? Die Antwort ist keine Zahl und kein Wert, schon gar keiner, den man so einfach ermitteln kann. Aber die zehn Minuten auf der Website haben mich, wie das Schreiben dieses Artikels, dazu gebracht, mich mit meinem Verhalten sowie dessen Auswirkungen auf meine Mitmenschen und die Natur zu beschäftigen. Bewusste Selbstreflexion ist wohl ein notwendiger Schritt in Richtung Besserung.

Was bedeutet Nachhaltigkeit?

Schnell wurde mir klar, dass ich das Ganze falsch angegangen bin. Wie kann ich meine Nachhaltigkeit bewerten, ohne vorher zu definieren, was „nachhaltig“ bedeutet, oder zumindest, was ich darunter verstehe? Wikipedia sagt: „Nachhaltigkeit ist ein Handlungsprinzip bei der Nutzung von Ressourcen. Hierbei soll eine dauerhafte Bedürfnisbefriedigung gewährleistet werden, indem die natürliche Regenerationsfähigkeit der beteiligten Systeme bewahrt wird, vor allem von Lebewesen und Ökosystemen.“ Das musste ich zweimal lesen, und es hat

mir doch nicht weitergeholfen. Andere Definitionen, die ich gefunden habe, sind leider auch nicht brauchbar.

Sinnvoller ist die Auseinandersetzung mit den drei Säulen der Nachhaltigkeit: Umwelt, Gesellschaft, Wirtschaft. Damit wird klar, dass es um eine Balance zwischen den drei Säulen geht, um eine enge Verbindung zwischen wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und ökologischen Prozessen. Man muss das „große Ganze“ im Blick haben – den Wald und nicht nur die einzelnen Bäume.

Was heißt das für mein tägliches Leben, für mein Handeln? Dabei hilft eine Website, die Politik für Kinder erklärt. Sie definiert ein nachhaltiges Leben so, dass „wir

« Es ist nicht egal, wie man sich verhält, auch wenn man nur eine oder einer von neun Milliarden ist »

heute so leben, dass Menschen in der Zukunft auch gut leben können“. Man könnte auch sagen, dass wir im Laufe unseres Lebens einen nettopositiven Einfluss auf unser Umfeld haben sollten. Denn damit hat man sowohl „Ownership“ (Eigentümerschaft im Sinne von Verantwortung) als auch „Agency“ (im Sinne von Handlungskraft). Es ist demnach nicht egal, wie man sich verhält, auch wenn man nur eine oder einer von neun Milliarden ist. Man sollte die Welt als einen besseren Ort verlassen, als man sie vorgefunden hat.

Von Generation zu Generation

So komme ich auf meine 2023 geborene Tochter. Sie wird hoffentlich die nächste Jahrhundertwende miterleben. Ein Zeitpunkt, zu dem die Welt entweder aufgrund mangelnder Klima- und Umweltschutzbemühungen und/oder wegen Kriegen und gesellschaftlicher Unruhen in einem deutlich miserablen Zustand sein könnte als heute. Oder wegen einem gewaltigen zivilisatorischen Kraftakt schöner, friedlicher und gesünder als 2025. Oder ist meine Tochter dann mit einer SpaceX-Rakete von Elon Musk zum Mars geflogen, um sich dort ein neues Leben aufzubauen? Das glaube und hoffe ich



Positive Zukunftserzählungen sind für Kinder wichtig. Ein Aufwachsen in einer intakten Umwelt ebenfalls

nicht, auch weil sie mich von dort, falls ich noch lebe, sicher nur sehr selten besuchen würde. Nachhaltig wäre das sowieso nicht, schon wegen des Treibstoffverbrauchs.

Ich sollte so leben, dass es meine Tochter besser und nicht schlechter hat. An diesem Punkt stelle ich mir die Frage: Hat das nur mit meinen eigenen Taten und meinem Lebensstil zu tun, oder spielt meine Erziehung, also was ich ihr in dieser Hinsicht mitgebe, auch eine Rolle? Da Kinder tun, was ihre Erzieher:innen tun, und nicht das, was sie sagen, hängt beides eng zusammen. Enger, als mir lieb ist, weil jede Nachhaltigkeitssünde, die sie mitbekommt, damit doppelt zählt. Aber jede gute Tat auch. Also muss ich mich wohl doppelt anstrengen.

Das erinnert mich an ein Gespräch mit meinem besten Freund über die Nachhaltigkeit der menschlichen Fortpflanzung allgemein. Er, ein fast schon neurotischer Pessimist, fragte sich, ob es in Zeiten des fortschreitenden Klimawandels und der Überbevölkerung vertretbar sei, zusätzliche Menschen in die Welt zu setzen und diese Probleme zu befeuern. Ich, ein Optimist, erwiderte, dass man als Elternteil dafür Sorge tragen könne und solle, dass der Nachwuchs zur Bewältigung dieser und anderer globaler Herausforderungen beiträgt, wenn auch nur im Kleinen. Er oder sie muss keine neue Schlüsseltech-

nologie entwickeln, die Treibhausgase der Atmosphäre entziehen kann, oder den Friedensnobelpreis gewinnen, sondern, wie wir, dafür sorgen, dass die Welt nachher etwas besser ist als vorher. L'Dor Vador, von Generation zu Generation!

Es geht um Vorbildwirkung. Da spielt auch meine Berufswahl eine wesentliche Rolle, schließlich wollen viele Kinder so werden wie Mama oder Papa. Ich arbeite in der produzierenden Industrie, noch dazu in einem ressourcen-, energie- und CO₂-intensiven Sektor. Unsere Firmengruppe baut natürliche Rohstoffe ab und betreibt ein Zementwerk. Die Zementbranche ist weltweit für ungefähr so viel klimaschädliche Emissionen verantwortlich wie die gesamte Europäische Union. Andererseits produzieren wir auch Wärmedämmungen, die im Zuge einer thermischen Sanierung bei unseren Kunden Energie sparen. Nachhaltigkeit ist nie eindeutig.

Nachhaltigkeit als Unternehmenspflicht

Ich bin in der Firmengruppe als „Leiter ESG Strategie“ selbst im Nachhaltigkeitsbereich tätig. ESG steht für Environmental, Social, Governmental und spiegelt die drei Säulen der Nachhaltigkeitsberichterstattung wider – einer Serie an überkomplizierten und bürokratischen



Unsere Kinder sollen es gut, vielleicht sogar besser haben als wir. Ein Wunsch, der die meisten Eltern eint

Vorgaben zur Messung von Nachhaltigkeitsparametern. Ich bin zum Glück nicht für die aufwendige Erhebung und Darstellung aller erforderlichen Kennzahlen verantwortlich, sondern für die Koordination der Ziele, Strategien und Maßnahmen, die sich daraus ergeben. Ich frage mich also nicht nur, ob ich selbst nachhaltig bin, sondern auch, ob es mein Arbeitgeber ist. Und versuche ihn, peu à peu, nachhaltiger zu machen.

Mein Chef und Firmeninhaber sagt dazu: „Nachhaltigkeit ist unsere verdammte Pflicht.“ Ein bewusst provokanter, wenn auch wahrer Satz, der sich auf unserer Homepage als Zitat wiederfindet. Dort steht noch viel mehr, nämlich dass Nachhaltigkeit für uns mehr ist „als eine Bezeichnung für Produkte, die aus Recyclingmaterialien bestehen, Ressourcen schonen oder CO₂ einsparen.“ Es „ist unsere Haltung, über Generationen hinweg zu denken, unser Anspruch, die Zukunft positiv zu gestalten, sowie unser Ansporn als österreichischer Familienbetrieb, ökologische, ökonomische und soziale Verantwortung zu zeigen“. Das klingt nicht nur blumig und hübsch, sondern wird tatsächlich gelebt. Nicht von allen und nicht immer, aber es wird von der Führungsetage gefordert und tagtäglich in vielen Projekten, Initiativen und Vorhaben umgesetzt. Ich leiste dabei einen kleinen, aber hoffentlich feinen Beitrag. Aus Überzeugung.

Auch aufgrund meines beruflichen Engagements interessiert mich die Frage nach der eigenen Nachhaltigkeit. Dabei kann ich auf Fachwissen zurückgreifen, das im Austausch mit Kolleg:innen sowie externen Expert:innen stets weiter anwächst. Das Fachwissen bringt nur bedingt etwas, es geht ja schließlich ums Tun. Aber es hilft dabei, die Auswirkungen meiner Taten, die besseren und die schlechteren, einzuordnen und bewerten zu können.

Also kann ich die Frage „Bringt das überhaupt was?“ oftmals mit einem (in diesem Fall wohl ungefährlichen) Halbwissen etwas sachlicher beantworten, als wenn ich diese Vorkenntnisse und Erfahrungen nicht hätte.

Kreislaufwirtschaft

Letztes Jahr habe ich eine Ausbildung zum Thema Kreislaufwirtschaft absolviert. Sie ist das Gegenmodell zum herkömmlichen linearen Wirtschaftssystem, bei dem Güter produziert, verwendet und dann entsorgt werden. Teilweise driftet mir ihre Theorie zu sehr in banale Konsum- und Kapitalismuskritik ab, die Praxis ist jedoch oft sinnvoll.

Laut Website des Europäischen Parlaments ist Kreislaufwirtschaft „ein Modell der Produktion und des Verbrauchs, bei dem bestehende Materialien und Produkte so lange wie möglich geteilt, geleast, wiederverwendet, repariert, aufgearbeitet und recycelt werden. Auf diese Weise wird der Lebenszyklus der Produkte verlängert.“ Dabei geht es um eine Hierarchie von neun sogenannten Rs: Refuse, Rethink, Reduce, Reuse, Repair, Refurbish, Remanufacture, Repurpose, Recycle und Recover. Also weniger Ressourceneinsatz bei der Herstellung, langlebigere Produkte, häufigere Verwendung und eine sinnvolle Wiederverwertung nach Ende der Lebensdauer.

Meinen Arbeitgeber betrifft dieses Thema. Wie können wir weniger Rohstoffe verwenden, langlebige und wiederverwertbare Produkte herstellen und Wiederverwendung sowie Recycling vor allem von Baurestmassen, Abbruchmaterial und Baustellenabfällen verbessern? Und damit auch Geld verdienen. Die Herausforderungen sind bei Nachhaltigkeit wie bei Kreislaufwirtschaft nicht nur technische. Für die Kreislaufführung von Beton oder Dämmplatten braucht es Know-how und ausgeklügelte

« Das jüdische Verbot, Bal Taschchit, besagt, dass jegliche Art von grundloser Zerstörung verboten ist »

Aufbereitungssysteme. Aber man braucht auch jemanden, der sich um die Rahmenbedingungen kümmert, seien es regulatorische oder politische. Und jemanden, der intern wie extern sicherstellt, dass mehr Sinnvolles getan wird. Darüber reden inspiriert, schafft Bewusstsein und ebnet den Weg zu Kooperationen, die auch in der Nachhaltigkeit einen Schlüssel zum Erfolg darstellen.

Kreislaufwirtschaft und die neun Rs ermöglichen einen groben Leitfaden bei der Verbesserung der eigenen Nachhaltigkeit. Wenn wir im Alltag schon nicht entsamer leben, dann zumindest achtsamer: Würden wir weniger Ressourcen verbrauchen, Produkte länger verwenden, sie weitergeben und, wenn es nicht mehr anders geht, richtig wegwerfen, wäre bereits viel geschafft.

ADOBE

Inspiration vom Judentum

Mein privates wie auch mein berufliches Umfeld geben mir Hinweise bei der Suche nach der eigenen Nachhaltigkeit. Aber auch Geistliche haben etwas Sinnvolles beizutragen. Schließlich geht es um nichts Geringeres als den sorgsamsten Umgang mit Gottes Schöpfung. Natur, und insbesondere Bäume, spielen im Judentum eine wichtige Rolle. Sie haben sogar ein eigenes Neujahrsfest. Rabbiner Strikovsky betont, dass das Verbot der Thora, Obstbäume in der belagerten oder eroberten Stadt zu zerstören, auch als Gebot gedeutet wird, die Natur insgesamt nicht unnötig zu schädigen. Dieses Verbot, Bal Taschchit, besagt damit, dass jegliche Art von grundloser Zerstörung verboten ist. Zudem sind Menschen dazu aufgefordert, zum „Heilen der Welt“ (Tikkun Olam) beizutragen.

Auch gibt es im Talmud eine Stelle, die beschreibt, dass man seine Öllampe nicht länger brennen lassen sollte, als man sie tatsächlich braucht, ein Hinweis auf Energieverschwendung. Meine Eltern haben mir schon als Kleinkind eingetrichtert, beim Verlassen eines Raumes immer das Licht abzudrehen, und das mache ich immer noch penibel, dazu brauche ich keine heiligen Schriften. Eine meiner wenigen Erinnerungen an meine Volksschulzeit ist ein Referat über Wassermangel in Afrika, das mich zum Wassersparen animiert hat – und ich meine Eltern.

Beides werde ich an meine Tochter weitergeben. Erziehung, Ausbildung, privates wie berufliches Umfeld und manchmal auch Religion spielen eine Rolle bei der eigenen Nachhaltigkeit. Diese Einflüsse machen mich zu dem Menschen, der ich bin, mit allen guten und schlechten Seiten. Ich glaube schon, dass ich relativ nachhaltig bin. Nicht sehr, aber immerhin. Ich werde versuchen, nachhaltiger zu sein, ohne die Latte unrealistisch hoch zu legen. Aber mit knapp vierzig werde ich mich wohl nicht mehr radikal verändern. Doch hoffentlich immer wieder ein bisschen zum Besseren.

Wahrscheinlich ändern sich mit der Zeit weniger die Handlungen als die Perspektive oder auch meine Erwartungen an mich selbst. Möglicherweise bin ich künftig selbstkritischer, was meinen zu wenig bewussten, zu verschwenderischen und hedonistischen Lebensstil angeht. Vielleicht wäre ich gern ein besseres Vorbild für meine Tochter (und hoffentlich irgendwann Kind zwei) gewesen.

Aber hoffentlich bin ich dann auch stolz darauf, dass ich im Alltag viele kleine Schritte setze, um nachhaltiger zu leben. Idealerweise habe ich dann viel von dem meinen Kindern und Enkeln weitergegeben. Dann wäre meine Nachhaltigkeit wirklich nachhaltig.

Eli Wiedecki ist Manager mit Schwerpunkt Nachhaltigkeit

Bundesministerium
Europäische und internationale
Angelegenheiten

Weltweit für Sie da.

WELTWEIT AN IHRER SEITE, WENN DRAUF ANKOMMT

Mit der **AUSLANDSSERVICE-APP** stets die persönliche Unterstützung des Außenministeriums zur Hand – sofort, verlässlich, global.

- Informationen über Ihr Reiseziel
- Österreichische Botschaften und Konsulate
- Tipps für den Notfall
- Registrierung für Auslandsreisen und Auslandsaufenthalte

DATENSCHUTZ:
Wir löschen Ihre Daten einen Monat nach Ende Ihrer Reise automatisch.

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

Mit KI die Welt reparieren

Ein junger KI-Wissenschaftler stieß auf eine mittelalterliche Ritualmordlegende. Kann KI helfen, Desinformation und Hetze zu vermeiden?

Oliviero Stock

Mitte der 1980er-Jahre wurde in der italienischen autonomen Provinz Trento das Institut für wissenschaftliche und technologische Forschung IRST gegründet, an dem mittlerweile Hunderte Forscher:innen arbeiten. Ich kam mit Erfahrungen aus der Forschung an künstlicher Intelligenz hierher, die ich zehn Jahre lang in Pisa, Rom und Kalifornien gesammelt hatte. So konnte ich zur Gründung des Instituts etwas beitragen. Später arbeitete ich als dessen Direktor.

Die politische Autonomie des Trento hängt mit seiner historischen Vergangenheit zusammen. Als „Trient“ war es ebenso wie meine Geburtsstadt Triest bis 1918 Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Die Regierung des Trento sah in der Gründung eines Instituts von internationaler Bedeutung strategischen Wert.

Das IRST war eine bahnbrechende Initiative. Vieles, was heute als selbstverständlich gilt, befand sich damals im Experimentierstadium oder existierte nicht.

Die Besonderheit der KI-Forschung war, dass unbekanntes Terrain erkundet wurde. Wir hatten die Freiheit, unser Feld auf originelle Weise zu interpretieren. Einige

Ideen aus dieser Zeit könnten immer noch eine Inspiration für die Zukunft sein.

Trient – einst keine Stadt für Juden

Schon als Jugendlicher in Triest hatte ich gehört, dass Trento keine Stadt für Juden sei. Später am Institut fragten mich Jüdinnen und Juden, die für einige Zeit hier forschten, ob ich ihnen das Ghetto zeigen könnte. In vielen italienischen Städten kann man das frühere jüdische Ghetto besuchen. Doch in Trento gibt es kein Ghetto. Denn 1516, als in Venedig das erste Ghetto auf italienischem Boden eingerichtet wurde, gab es in Trento längst keine jüdische Gemeinde mehr. Die Juden waren aus der Stadt verbannt worden.

Auch Jahrhunderte später, als der Bann aufgehoben war, vermieden Juden es weiterhin, sich in der Stadt niederzulassen oder ihre Familien anzusiedeln. Der Grund lag in einer Ritualmordlegende, dem sogenannten Fall Simonino. Seine Geschichte haben Juden und Jüdinnen in Norditalien und anderen Teilen Europas als tiefes Trauma erlebt. Aus der Luft gegriffene Anschuldigungen führten zu einer Kette von Legenden, volkstümlichen Überlieferungen, Bildern und Aberglauben.

Am 23. März 1475 verschwand ein zweieinhalb Jahre alter Bub namens Simon Unferdorben. Das geschah kurz vor Pessach. Zu jener Zeit war in Teilen Europas der Glaube verbreitet, dass Juden christliche Kinder stehlen und töten, um ihr Blut in den Teig ihrer Mazzesbrote zu mischen. In Trento hatte der Mönch Bernardino da Feltra, ein bekannter Prediger, angekündigt, dass die Juden vor dem nächsten Pessach-Fest Gräueltaten begehen würden.

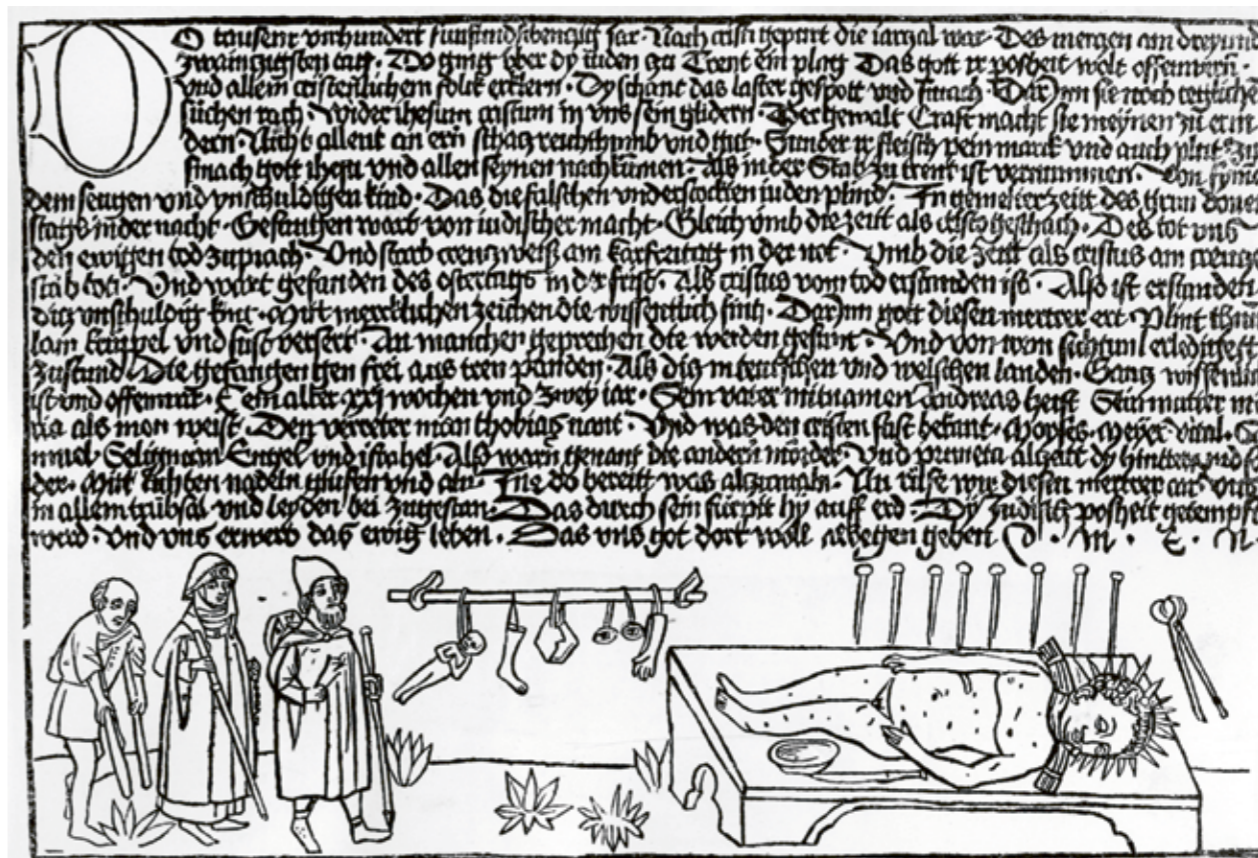
Ursprung einer Legende

Am 26. März wurde die Leiche des Kindes in einem Graben in der Nähe eines gewissen Samuel gefunden, des prominentesten Mitglieds der kleinen jüdischen Gemeinde. Schnell wurde Simoninos Tod den Juden der Stadt in die Schuhe geschoben und als Grund herangezogen, sie zu verfolgen.

Die darauffolgende Untersuchung stützte sich auf unzuverlässige und widersprüchliche Zeugenaussagen, vor allem aber auf Geständnisse, die unter der Aufsicht



Oliviero Stock präsentiert dem italienischen Ministerpräsidenten Giulio Andreotti Ergebnisse der KI-Forschung



Auf dem Kupferstich von Tuberinus gesteht anno 1475 ein Jude unter Folter den Mord an einem Jüngling namens Simonino. Seit damals wird Simon in der katholischen Kirche als Märtyrer verehrt

des Erzbischofs Hinderbach mit Folter erpresst worden waren. Einer der Verdächtigen starb an den Folgen. Der Prozess endete damit, dass die Angeklagten auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Wer bereit war, zum Christentum überzutreten, konnte sich den Feuertod ersparen und wurde auf andere Art hingerichtet.

Drei Jahre später folgte ein weiterer Prozess gegen jüdische Frauen und Minderjährige. Rund um den kleinen Simone rankten sich bald Geschichten von Wunderheilungen, ein Jahrhundert später wurde er von der Kirche seliggesprochen. Zu seinen Ehren fand alle zehn Jahre in Trento eine Prozession statt, die letzte 1955. Dabei wurden die „bösen Juden“ verflucht.

Das lange Leben einer Lüge

Erst 1965 war der Erzbischof von Trento bereit, den Kult um den seligen Simonino zu beenden. Das geschah auf heftigen Druck jüdischer Intellektueller und dank der Initiative des Monsignore Ignino Rogger. Er hatte einen deutschen Dominikaner und Historiker mit der Prüfung des Falles beauftragt. Die Geschichte ähnelt einer Reihe von Ritualmordlegenden als Ausgangspunkt und Rechtfertigung von Massakern an Juden. Der erste Fall ereignete sich 1144 in Großbritannien, die jüngsten Fälle stammen aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Im Fall Simonino blieben alle Verhörprotokolle, im Vatikan aufbewahrt, erhalten. Es gibt davon Kopien in Trento und Wien. Der Historiker Diego Quagliani übersetzte die Akten der beiden Gerichtsverfahren. Fünfhundert Jahre nach dem Fall Simonino war meine Familie wohl die erste in Trento, die zu Pessach einen Seder feierte, jenes Mahl, bei dem jüdische Familien den Kindern von der Befreiung der Juden aus der Sklaverei erzählen. Wir erinnerten uns damals auch an die dramatischen Ereignisse kurz vor dem Pessach-Fest 1475.

Die beiden Theorien zur KI

Am IRST beschäftigten wir uns mit KI. Die klassische Definition von KI stammt aus dem Ingenieurwesen: Es geht um computergestützte Systeme, die Funktionen übernehmen, die wir, wenn Menschen sie ausführen, intelligent nennen. Intelligenz umfasst viele Aspekte, die von der Wahrnehmung bis zum Wissen reichen, von der logischen Schlussfolgerung bis zur Planung von Handlungen, von der Kommunikation bis zur emotionalen und sozialen Intelligenz, zur Kreativität und vielem anderem. Als Ursprung dieses Forschungsgebietes gilt ein Workshop in Dartmouth 1955, an dem unter anderen John McCarthy, Marvin Minsky, Claude Shannon, Allen Newell und Herbert Simon teilnahmen. Von Anfang



Trumps Behauptung, dass Migranten Katzen essen würden, war nur einer der vielen Tiefpunkte im Wahlkampf

an gab es zwei sehr unterschiedliche wissenschaftliche Ansätze.

Die erste Theorie betrachtete KI als logisches Rechensystem. Sie verlagerte die philosophische und analytische Tradition der Erforschung des Geistes auf eine neue Ebene. Der zweite Ansatz, beeinflusst durch die Fortschritte in der Kybernetik, konzentrierte sich auf neuronale Netzwerke, die sich besonders für die Modellierung von Wahrnehmungsaspekten eignen.

Beide Ansätze fanden unterschiedliche Anwendungsbereiche. Die erste Methode wurde vor allem für „zentrale“ kognitive Prozesse wie logisches Denken, Planung und bis zu einem gewissen Grad auch für Sprachverarbeitung eingesetzt. Der zweite Ansatz diente bei der Gesichtserkennung und der Erkennung menschlicher Stimmen. Mittlerweile hat er sich dank der – durch das World Wide Web verfügbaren – Datenmengen durchgesetzt. Fast alles, was der Mensch seit der Erfindung der Schrift geschrieben hat, liegt heute digital vor und kann von Algorithmen verwendet werden. Sie sind in der Lage zu „lernen“, wie Menschen sich schriftlich ausdrücken. Außerdem hat es bei Hard- und Software außerordentliche Fortschritte gegeben, vor allem bei der parallelen Verarbeitung von Daten. Damit können kontinuierlich verfeinerte Algorithmen effektiv arbeiten.

Die KI-Forschung war in ihren Anfängen von jüdischen Wissenschaftler:innen geprägt. Es handelte sich um ein wissenschaftliches Grenzgebiet, das noch nicht etabliert war und eine offene Haltung erforderte. Auch verband es mathematische Fragen mit psychologischen Themen, also zwei Bereiche, in denen jüdische Wissenschaftler:innen traditionell präsent waren. Womöglich ging es auch um den Wunsch, zur „Reparatur der Welt“ beizutragen.

Heute sprechen wir von einem Gebiet mit vielen Forscher:innen und schwindelerregenden Fortschritten. Und wir spüren vor allem die Gefahren der KI: Datenverzerrung, ungenügenden Datenschutz, Fragen des Dateneigentums oder Fragen im Zusammenhang mit der Würde der Menschen. Probleme ergeben sich auch aus der Konzentration von Ressourcen und sozialer Macht in der Hand von wenigen großen Unternehmen. Wir blicken mit Sorge auf die Entwicklung der Arbeitswelt und die Gefahren, die intelligente Maschinen für den Erhalt verschiedener Berufe darstellen. Diesen Themen widmet sich die in Wien etablierte Initiative „Digital Humanism“, an der ich teilnehme, besonders engagiert.

Auf gesellschaftlicher Ebene stehen uns große Herausforderungen bevor. Eine davon, für mich von grundlegender Bedeutung, hat mit der Beeinflussung von Menschen zu tun. Wie werden bei einem Individuum kognitive Veränderungen bewirkt, um es zu einer Handlung zu bewegen? Welche kommunikative Handlung wird eingesetzt, um jemanden zu überzeugen? Sie kann auf Argumentation basieren, aber auch auf dem gezielten Einsatz positiver oder negativer Emotionen oder Lügen.

KI ermöglicht es uns auch, die Techniken der Überzeugung aus ethischer Sicht zu untersuchen und uns gegen unerwünschte Überzeugungsarbeit, verdeckte Einflussnahme, Hassreden sowie Einflusskampagnen zu verteidigen – etwa gegen die versteckte Manipulation von Wähler:innen. Ein Aspekt davon ist, Falschmeldungen aufzudecken. Eine große Herausforderung.

Es wäre aber für die Entscheidungsträger:innen weltweit von entscheidender Bedeutung, in ein langfristiges Programm zu investieren, um sie zu bewältigen. Letztlich geht es darum, unsere Demokratie und vor allem unsere Gesellschaft zu retten. KI sollte nicht nur reguliert werden. Sie kann auch als große Chance zum Schutz der menschlichen Gesellschaft betrachtet werden.

Friedensarbeit mit KI

Ab 2010 hat das IRST mit der Universität Haifa ein Forschungsprojekt durchgeführt, unterstützt von der Provinz Trient und später vom italienischen Ministerium für Forschung und Bildung. Wir wollten eine Technologie entwickeln, die Konfliktparteien einander näherbringt und Verständnis und Versöhnung ermöglicht.

Die KI sollte keine Lösung für den Konflikt entwickeln. Das Ziel bestand darin, ein System zu schaffen,

das eine für beide Seiten akzeptable Erzählung erbringt und damit etwas zum gegenseitigen Verständnis beiträgt. Bleiben beide Seiten in ihrer Erzählung starr, ohne die andere Seite zu berücksichtigen, kommt es zum Fehlschlag. Unser System bot Optionen, um aus dieser Sackgasse herauszukommen. Es handelte sich um eine intelligente Schnittstelle, die wir mit 16- bis 17-jährigen Juden, Jüdinnen und palästinensischen Araber:innen testeten. Beide Gruppen aus militant-nationalistischen Verhältnissen, wenn auch nicht aus Extremistenkreisen.

Wir konnten zeigen, dass die Teilnahme an einer Sitzung am NNR-Tisch (so hieß diese Technologie) einen positiven Effekt auf die Einstellung gegenüber der Gegenpartei hatte. Bei Parametern, die Aspekte der Anerkennung des oder der anderen identifizieren, zeigte sich eine Verbesserung. Im Wesentlichen war es eine gute Grundlage, um künftig auf einen breiten Einsatz von Technologie für den Frieden „von unten“ hinzuarbeiten.

Damit solche Ergebnisse in einem größeren Maßstab angewandt werden können, ist das Engagement weiterer Akteur:innen erforderlich. Doch wenn wir optimistisch in die Zukunft blicken, können wir vielleicht eines Tages mit der Weiterentwicklung der KI tatsächlich dazu beitragen, „die Welt zu reparieren“.

Oliviero Stock ist KI-Forscher in Trento, Italien

Meglio Artificiale che Niente

Das Buch „Besser künstlich als nichts – Chroniken der Intelligenz auf dem Hügel“ (Guerini e Associati, 2024) ist ein dokumentierter persönlicher Bericht über die Gründung eines der führenden KI-Institute Europas.

Die Entwicklung erfolgt im „jugendlichen“ Kontext dieses Fachgebiets, über das heute viel und oft unangemessen geredet wird. Der erwähnte Hügel ist der von Povo, einem Vorort von Trient.

Das Buch ist die Chronik dieses Abenteuers, die Geschichte eines Forschungszentrums, das der Autor von innen erlebt.

Es handelte sich um eine kontinuierliche kulturelle Herausforderung angesichts einer zweifelnden und ungläubigen Umwelt, aber auch angesichts des Argwohns vonseiten etablierter wissenschaftlicher Disziplinen.



ESRA

Wo der Mensch im Mittelpunkt steht.

Obfrau:
Dr. Dwora Stein

Ärztlicher Geschäftsführer:
Prim. PD Dr. Benjamin Vyssoki

Kaufmännische Geschäftsführerin:
PD Dr. Susanne Schütt

Jetzt neu!
Wir testen auf
Morbus Gaucher!
Weitere Infos
auf www.esra.at

Das ESRA Team wünscht allen KlientInnen und FreundInnen Chag Pessach Sameach!

YOUTUBE SCREENSHOT



Auf dem Cover der Wochenzeitung „FALTER“ (Nr. 381) war bereits 1988 über die künstliche Intelligenz zu lesen

ARCHIV

Frankensteins Monster

Auf der Suche nach der versprochenen künstlichen Intelligenz

Christian Zillner

Die Intelligenz, eines Knaben Wunderhorn

„Intelligenz ist das Wichtigste an einem Mann“, sagte meine Mutter zu mir, während sie am Herd das Mittagessen für unsere sechsköpfige Familie kochte. Erstaunt vom unbekanntem Wort, nahm ich mir vor, ihr zu folgen. Wie aber kam ich an Intelligenz? Wo hielt sie sich auf, und womit ließ sie sich einfangen? Einige Männer in unserem Wohnblock fuhren ein Auto, galt das als Intelligenz? Am Sonntag saß die erweiterte Familie im Wohnzimmer des großelterlichen Hauses am Esstisch. Nach dem Abendmahl verzogen sich die Frauen in die Küche und die Kinder in ein anderes Zimmer. Manches Mal stand ich am großen Tisch, wo die erwachsenen Männer eifrig über Gott und die Welt redeten. Würde ich darin Intelligenz erkennen können? Als Fünfjähriger jedenfalls nicht.

Einige Jahre später rückten gelehrte Menschen aus Wien in unserem Gymnasium an, um zu prüfen, ob unsere kognitiven Fähigkeiten mit unseren Berufswünschen in Einklang standen. Sie nahmen tagelang Übungen mit uns durch und verschwanden dann wieder. Wochen später wurden wir zu unseren Ergebnissen gerufen. Die Burschen in meiner Klasse hatten als Berufswunsch Jurist, Arzt oder irgendetwas in der Wirtschaft angegeben. Ich hingegen Maler. Ein irritierter Mann erklärte mir, meine Testergebnisse seien aus ihm unerfindlichen Gründen nicht aussagekräftig. Irgendetwas hatte beim Intelligenztest versagt. So lernte ich wenigstens, dass Intelligenz etwas ist, das ein Intelligenztest misst. Da bei mir nichts gemessen wurde, fragte ich mich, ob mir das zum Vor- oder Nachteil gereichen würde. Meiner Mutter konnte ich keine Intelligenz melden.

Im Unterschied zu mir maß der Intelligenztest schon am kleinen Stephan Eibel, heute Dichter, damals Volksschüler in Eisenerz, den höchsten bis dato in der Steiermark gemessenen IQ. „Des is a Trottel“, sagte sein Vater dazu. Stephan war dafür dankbar, ersparte diese Aussage ihm doch die Versetzung in ein Internat. Intelligenz zeichnet demnach einen Trottel aus, lehrt mich die dialektische Vernunft. Auch wenn sie mir persönlich fernblieb, traf ich im Verlauf meines Bildungsromans auch auf Intelligenz. In den Seminaren des Philosophen Herbert Hrachovec, meines nachmaligen Doktorvaters an der Universität Wien, stieß ich während der mittleren

1980er-Jahre auf Intelligenz. Sie wurde dort „artificial“ genannt, war also nicht natürlich. In den Lehrveranstaltungen wurde darüber diskutiert, ob AI zu unserer Erkenntnis beitragen könnte. Dabei saßen auch einige Logiker, heute „Computer Scientists“ genannt. Sie kamen von der Technischen Universität Wien und staunten darüber, wie Philosophen über das technische Phänomen Artificial Intelligence redeten.

Staunen verursachte wenig später auch der Dichter Oswald Wiener. Er hatte sich, längst in Alaska lebend, dem Studium der Artificial Intelligence zugewandt. Zu einer Ehrung seiner Person ins Wiener Rathaus geladen, las er statt einer Danksagung aus einer Papierrolle vor, wie sie einst Jean-Louis Lebris de Kérouac beim Schreiben seines Romans „On the Road“ verwendet hatte. Das Wiener Publikum, den Dichter erwartend, sah sich einem AI-Experten ausgesetzt, verstand kein Wort und staunte. Davon ließ ich mich zu einer boshaften Notiz in der Wochenzeitung *FALTER* verleiten. Sie brachte Oswald Wiener dermaßen auf, dass er beim Chefredakteur des *FALTER*, Armin Thurnher, eine Entschuldigung meinerseits einforderte.

Um zur Entschuldigung zumindest etwas Vernünftiges hinzuzufügen, verband ich sie mit einem *FALTER*-Interview des AI-begeisterten Wiener. Da es mir dafür an Intelligenz gebrach, nahm ich zwei der Computer Scientists aus den Seminaren mit, Chris Fermüller und Harald Müller. Sie führten das Gespräch mit Oswald Wiener. Er erwartete Großes von der AI, wenn auch, wie er einräumte, zunächst nur für die US-Luftwaffe und ihre „Fighter Jets“.

Väter der Artificial-Intelligence-Forschung

Wie wir sehen werden, hat die KI viele Väter. Einer davon hieß Alan Turing. Er hatte im letzten Weltkrieg für England an der Entschlüsselung des Enigma-Codes der deutschen Kriegsmarine gearbeitet. Das führte zur Geheimhaltung und diese dazu, dass seine erste Biografie erst 1983 erschien. Danach wurde er zum Star in Filmen und TV-Serien. Schon 1936 hatte er mit seiner Arbeit „On Computable Numbers, with an Application to the Entscheidungsproblem“ Ergebnisse des „größten Logikers seit Aristoteles“, des Österreichers Kurt Gödel, von 1931 neu formuliert und damit eine Grundlage für



Der Computerpionier Heinz Zemanek. Links zu seinem 85. Geburtstag im Technischen Museum Wien, rechts bei seinen Forschungen. Am 27. Mai 1958 berechnete das Mailüfterl in 66 Minuten die Primzahl 5.073.548.261

die Computer Sciences geschaffen. Gödels Mutter hielt ihren Sohn für ein Patscherl, nicht einmal Albert Einstein, den sie verehrte und der es genoss, mit Gödel bei Spaziergängen zu diskutieren, konnte ihr die Bedeutung ihres Sohnes nahebringen. Was Mütter unter Intelligenz verstehen, bleibt mir ein Mysterium.

Turing machte den Vorschlag für eine Maschine, die prinzipiell jede Rechenaufgabe durchzuführen imstande ist: ein Papierstreifen, der sich unter einem Schreib- und Lesekopf vor und zurückbewegen kann, sowie eine Steuer- und Speichereinheit. Die Idee war, damit Intelligenz, sofern es sich um menschlichen Verstand handelte, zu erfassen. 1950 veröffentlichte er die Arbeit „Computing Machinery and Intelligence“ mit dem Verfahren zur Unterscheidung von Mensch und Maschine, das mittlerweile Turing-Test genannt wird.

Als weiterer Vater der KI meldete sich 1956 der Sozialwissenschaftler Herbert A. Simon aus den USA. Ihn zitierten Chris Fermüller und Herbert Hrachovec im *FALTER* 47/1988 mit seinem Satz: „Über Weihnachten haben Allen Newell und ich eine denkende Maschine erfunden.“ Fermüller und Hrachovec kommentierten dieses Weihnachtsmärchen mit der Feststellung: „Seither suchen viele Weise aus dem Abendland herauszufinden, ob diese Geistesgeburt tatsächlich der Messias ist.“

Eine Zeit lang glaubte ein weiterer KI-Vater namens Marvin Minsky daran. Er war einer der Gründer des Artificial Intelligence Labors am Massachusetts Institute of Technology (MIT). In den 1960er-Jahren prophezeite

er, es werde bald eine Maschine mit der Intelligenz eines durchschnittlich begabten Menschen geben. „Ich meine eine Maschine, die Shakespeare lesen, ein Auto waschen, Geschäftspolitik betreiben, Witze erzählen und streiten kann.“ Autowaschen kann ich, Autofahren jedoch nicht und Witze fallen mir keine ein – mich hätte Minskys Maschine übertrumpft. Einige Jahrzehnte später erklärte Minsky etwas kleinlaut, die künstliche Intelligenz sei eines der schwierigsten Probleme der Wissenschaft.

Fermüller und Hrachovec schlossen ihren *FALTER*-Artikel 1988 mit der Frage, worin menschliche Vernunft bestehe. Ob es eine Instanz gebe, die diesen Begriffsgebrauch verbindlich regeln könnte. „Wenn es so eine Instanz gibt, fällt sie nicht vom Himmel, sondern auf der Erde aus der Reihe. Es wäre eine Einrichtung, die bestimmen könnte, was wir über unser Denken sagen müssen. Auf so eine ausgefallene Idee kann auch nur ein Mensch kommen.“

Selbst der Begriff „Artificial Intelligence“ stammte von einem Menschen. 1955 hatte der Computerwissenschaftler John McCarthy, Sohn eines irischen Einwanderers und einer jüdischen litauischen Mutter an einem wissenschaftlichen Papier mitgeschrieben. Darin wurde der Begriff „Artificial Intelligence“ gebraucht. Das Papier war bei einem Workshop an der Universität Dartmouth entstanden. 1955 gilt als Geburtsjahr des Begriffs.

Künstliche Intelligenz gab es ab 1958 für kurze Zeit auch in Österreich. Damals hatte der Student Richard Eier, später Gründer des Instituts für Datenverarbeitung,

heute Institut für Computertechnik, an der Technischen Universität Wien seine Diplomarbeit „Die Maus im Labyrinth“ zu diesem Thema geschrieben. Betreut wurde sie von Heinz Zemanek, der als Universitätsassistent mit Studenten ab 1955 begonnen hatte, das „Mailüfterl“ zu bauen, einen Computer, damals „Binär dezimaler Volltransistor-Rechenautomat“ genannt. Bemerkenswerterweise fehlt er in der Auflistung der Computerentwicklungen auf Wikipedia. Der Legende nach soll Zemanek zu Richard Eiers Arbeit gesagt haben: „Schön, Richard, aber wir machen jetzt Computer.“ Das Mailüfterl und die Diplomarbeit wurden beide 1958 fertig. Fortan ward von künstlicher Intelligenz in Österreich nicht mehr die Rede. Während unserer Seminare Mitte der 1980er-Jahre benutzten wir den damals offiziellen österreichischen Begriff Artificial Intelligence.

Die Artificial Intelligence der Kybernetiker

Auf eine andere Kategorie von KI-Vätern machte mich damals eine Tafel im Durchgang zum Schottenhof aufmerksam. Sie versprach das „Austrian Research Institute for Artificial Intelligence“. Es wurde von Robert Trappal geleitet, einem Kybernetiker. Was war denn das?

Von 1941 bis 1960 hatten an der Macy Foundation in New York Konferenzen von Forschenden unter-

schiedlicher Disziplinen stattgefunden. Es ging dabei, der Foundation entsprechend, um medizinische Forschung, etwa über Hypnose. Ungewöhnlich für solche Konferenzen, wurden wissenschaftliche Forschungen während ihres Verlaufs präsentiert, nicht nur Ergeb-

« 1955 erschien der Begriff „Artificial Intelligence“ zum ersten Mal in einem wissenschaftlichen Papier in den USA »

nisse abgeschlossener Studien. Dabei kam es zur Gründung einer neuen Wissenschaft, der Kybernetik. Ihr Ziel war, die Funktionsweise des menschlichen Gehirns zu erforschen. Zentrale Debatten galten der „Information“ und der „Reflexivität“, etwa in Feedbackschleifen. Auch „Black-Box-Systeme“ und „neuronale Netze“ wurden diskutiert. Diese Begriffe tauchten dann in unseren Seminaren Mitte der 1980er-Jahre auf.

An den Macy-Konferenzen waren unter anderen der in Ungarn geborene, als „Erfinder des Computers“ titulierte Mathematiker John von Neumann ebenso beteiligt wie das amerikanische „Wunderkind“ Norbert Wiener und der in Österreich geborene Heinz von Foerster. Der

AUSSTELLUNG

30.04. – 31.10.2025

Belf. Die Geschichte einer Wiener jüdischen Buchhandlung.



© ARCHITEKT MARTIN KOHLBAUER

Die Ausstellung „Belf. Geschichte einer Wiener jüdischen Buchhandlung“ wirft anhand eines Einzelunternehmens exemplarisch zu verstehende Schlaglichter auf die Bedeutung des jüdischen Buchhandels in Wien sowie auf die Zerstörung der jüdischen Buchhandellandschaft im Jahr 1938. Diese Zerstörung war Teil der systematischen Auslöschung religiösen, kulturellen, intellektuellen und letztlich auch physischen jüdischen Lebens in Wien.

Mit seinen Forschungsschwerpunkten zum Nationalsozialismus, zu Antisemitismus und zum Holocaust ist das Institut für Zeitgeschichte mit der Fachbereichsbibliothek Zeitgeschichte der Universität Wien ein adäquater Ort für die visualisierte Präsentation des Schicksals der Buchhandlung Belf.

bibliothek.univie.ac.at/fb-zeitgeschichte

Fachbereichsbibliothek Zeitgeschichte
Campus Altes AKH, Hof 1, Spitalgasse 2-4,
1090 Wien

PICTUREDESK



Kultur





Mit modernen Computertastaturen hat das Kontrollpult des Mailüfterl noch nicht viel gemeinsam

Physiker und Philosoph begründete die „Kybernetik zweiter Ordnung“. Auf ihren wissenschaftlichen Ansätzen setzte die KI-Forschung auf.

Bevor wir mit der Geschichte der künstlichen Intelligenz fortfahren, wollen wir uns an dieser Stelle wieder der menschlichen zuwenden – getreu der Frage von Fermüller und Hrachovec, worin menschliche Vernunft bestehe. Wir kommen damit auf Bertrand Russell zu sprechen. Der Waliser Bertrand Arthur William Russell, dritter Earl Russell, ein Philosoph, Mathematiker, Religionskritiker, Logiker, Förderer von Ludwig Wittgenstein und Literaturnobelpreisträger, engagierte sich auch als Leitfigur des Pazifismus. Als solcher lobte er Herman Kahns Theorien über das „Unvorstellbare“. Der Kybernetiker und Militärstrategie Herman Kahn hatte mit John von Neumann, aber auch Edward Teller, dem „Vater der Wasserstoffbombe“, zusammengearbeitet. Er erstellte für die Militärstrategie der USA Theorien, deren Kernpunkte das „Unvorstellbare“ ausmachten. Sie lauteten: Ein Nuklearkrieg ist zweckmäßig, durchführbar und kann gewonnen werden.

Dem stimmte Russell zu. Nicht, um die Vereinigten Staaten von Amerika zum atomaren Erstschatz gegen die Sowjetunion anzustiften, sondern in der Hoffnung, damit klarzustellen, dass ein Atomkrieg unvermeidbar sei und somit die Abrüstung zum kategorischen Imperativ werden müsse. So also sieht menschliche Intelligenz auf höchstem Niveau aus. Franz Kafka beschrieb sie in einer Fabel, seiner letzten Erzählung mit dem Titel „Der Bau“.

Aus einer akademischen Frage wird Machtpolitik

„Künstliche Intelligenz – Maschinen denken“ stand auf dem Titelblatt der Ausgabe 47/1988 des *FALTER*. Darin beschrieben auf sechs großen Seiten Chris Fermüller, Herbert Hrachovec, Peter Krall und Harald Müller den Stand der Forschung zur künstlichen Intelligenz. Sie stellten das Thema als eine Frage der Wissenschaft dar. Ab 1993 begann die Ära von Bill Clinton als Präsident der Vereinigten Staaten. Er machte aus der akademischen Frage eine machtpolitische. Die Informationstechnologien, zu denen die KI gezählt wurde, sollten den USA die Hegemonie in der Welt auch in Zukunft sichern. Dazu diente neben anderen besonders eine Technologie: das Internet. 1993 wurde es dank der vom britischen Physiker und Informatiker Tim Berners-Lee entwickelten Hypertext Markup Language als World Wide Web öffentlich zugänglich. Die erste Internetverbindung in der Redaktion des *FALTER* richtete 1994 der Journalist Thomas Seifert nach einem Aufenthalt in den USA ein.

Wir betrachten das Internet heute vor allem als frei zugängliche Infrastruktur. Darin gleicht es in der analogen Welt den Boulevards in Paris von Baron Georges-Eugène Haussmann oder der Wiener Ringstraße. Ursprünglich dienten diese der Militärstrategie. Wikipedia bezeichnet das im Fall des Internets als „Legende“, weil „hauptsächlich zivile Projekte gefördert wurden“, räumt aber ein, dass die ersten Internetknoten „von der DARPA finanziert wurden“. DARPA ist die „Defense Advanced Research Projects Agency“ beim US-amerikanischen Verteidigungsministerium.

Boulevards und Ringstraße wurden errichtet, um dem Militär möglichst schnelles Einschreiten gegen Aufstände der Bevölkerung zu ermöglichen. Das Internet nutzt das US-Militär als sichere Kommunikation und zur Überwachung weltweit. Was uns als Infrastruktur unserer zivilen Freiheit erscheint, erbrachte der Fortschritt der Militärstrategie. Freiheiten, die wir uns herausnehmen, ermöglichen anderen, Strategien dagegen zu entwickeln. Mit dem sokratischen „Ich weiß, dass ich nichts weiß“ lassen sie sich nicht machen. Eher empfiehlt sich dafür der Satz des deutschen Politikers Herbert Wehner: „Ich weiß nichts, und Sie wissen gar nichts.“

Statt des Messias das Monster von Frankenstein

Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts versuchte die Wissenschaft den Weg zu denkenden Maschinen durch Intelligenz zu erkunden. Um die Jahrtausendwende änderte sich die Strategie. Gemäß der damaligen US-Militärdoktrin „Overwhelming Force“ wurde natürliche Intelligenz durch die Verknüpfung überwältigender Datenmengen ersetzt. Die künstliche Intelligenz hatte es nicht zum Messias geschafft, also versuchte man es mit Frankensteins Monster. Die Frage von Wissenschaftlern und Philosophen, worin menschliche Vernunft bestehe und ob sie auf Maschinen übertragen werden kann, wurde durch die Frage ersetzt, wie viel

an Daten, Computerpower und Energieaufwand nötig sind, um Maschinen zu betreiben, die eine Menge an kognitiven Leistungen erbringen können. Künstliche Intelligenz wurde nicht mehr an ihren inhärenten Möglichkeiten zur Erkenntnis gemessen, sondern als praktisches Geschäftsmodell entwickelt. Damit teilt KI das Schicksal des Fernsehens.

Dieses war vom US-amerikanischen Erfinder Philo Taylor Farnsworth als neues Bildungssystem mit unerschöpflichen Möglichkeiten geschaffen worden. Ähnliche Motive bewegten auch die wissenschaftlichen Schöpfer des Internets in ihren akademischen Einrichtungen. Wie Philo Farnsworth mussten sie erfahren, dass daraus vor allem Geschäftsmodelle und schäbige Unterhaltung hervorgingen. Farnsworth war davon so angewidert, dass er seinem Sohn sagte: „Es gibt dort nichts zu sehen, was es wert wäre, wir werden es in diesem Haushalt nicht anschauen, und ich möchte nicht, dass es auf deinem intellektuellen Speiseplan erscheint.“

Im Hinblick auf KI lässt sich sagen, dass sie wie das Internet erst gesellschaftlichen Erfolg hatte, nachdem die Intelligenz aus ihr vertrieben worden war. Frankensteins Monster kann alles Mögliche, aber ich glaube nicht, dass Mutter es als vorbildlichen Mann angesehen hätte.

Christian Zillner ist Maler und Dichter

„Für das Kind“



„Für das Kind“ – Museum zur Erinnerung an die Kindertransporte nach Großbritannien 1938/39
Infos unter: www.millisegal.at

„Für das Kind“ erinnert an die Ankunft in London von 10.000 hauptsächlich jüdischen Kindern, im Alter von drei Monaten bis zum nicht vollendeten 17. Lebensjahr, zwischen Dezember 1938 und August 1939. Auf diese Weise wurden sie vor der Verfolgung durch das Nazi Regime in Sicherheit gebracht. Diese einmalige Aktion wurde „Kindertransport“ genannt.

Die fotografischen Arbeiten, 23 Bilder, kuratiert von Rosie Potter und Patricia Ayre, zeigen je einen Koffer, mit den persönlichen Schätzen, die jedem Kind mitgegeben wurden. Auf jedem Bild steht ein Satz, in der heutigen Handschrift des „Kindes“, der seine damaligen Gefühle wiedergibt. Die Ausstellung ist in ihrer Form weltweit einzigartig!

4. März – 24 Juni 2025
ÖGB, 1020, Johann-Böhm-Platz 1,
Mo.-Fr. 8-20 Uhr

November 2025 – Februar 2026
Museum St. Peter an der Sperr.
Johannes v. Nepomuk Platz 1, Wr. Neustadt

Digitaler Humanismus – eine Perspektive

Das Konzept „Digitaler Humanismus“ rückt menschliches Wohlbefinden in den Mittelpunkt technologischer Entwicklung

David Kirsch

Im Februar 2024 entschloss ich mich, nach vier Jahren als Leiter des Datenkompetenzzentrums des Gesundheitsdienstes der Stadt Wien den Sprung in die Unternehmensberatung zu wagen. Ich hatte den Wunsch, Lektionen, die ich aus der Covid-Krise gezogen hatte, Unternehmen, Behörden und anderen Kunden zur Verfügung zu stellen. Meine Heimatstadt Wien hat dazu mit dem Konzept des „Digitalen Humanismus“ eine einzigartige Perspektive auf die durch Covid beschleunigte digitale Transformation entwickelt: Technologie soll Menschen stärken, soziale Teilhabe fördern und ethisch gestaltet sein.

In meiner Rolle als Head of Innovation in der MA 15 habe ich die Entwicklung eines Hitzemonitoringsystems vorangetrieben, das durch die Nutzung von KI und Citizen Science Maßnahmen für vulnerable Bevölkerungsgruppen ermöglichte. Hitzemonitoring und Modelle zur Vorhersage von Gesundheitskrisen sind Anwendungen, die Leben retten konnten. Sie waren, was man gemeinhin als „klassische KI“ bezeichnet. ChatGPT und Co-Pilot gelten als „generative KI“. Der Unterschied? Klassische KI ist ein Werkzeug. Die generative KI bringt eine Revolution. Oder so ähnlich.

« Mich hat immer die Überzeugung geleitet, dass digitale Technologien nicht Selbstzweck sein dürfen, sondern menschlichen Werten dienen müssen »

Im neuen Job als Berater fand ich mich eines Nachmittags auf einer Sommerparty zum Thema „künstliche Intelligenz“ wieder. Jemand schob mich vor eine Kamera und stellte mich vor: „David, unser KI-Experte.“ Schon fragte der freundliche Moderator: „Wird KI Sie in zwei Jahren als Führungskraft ersetzen?“ Meine Antwort: „Nein. Technologie soll Menschen unterstützen, nicht ersetzen.“ Ganz unabhängig von meinem Arbeitgeber

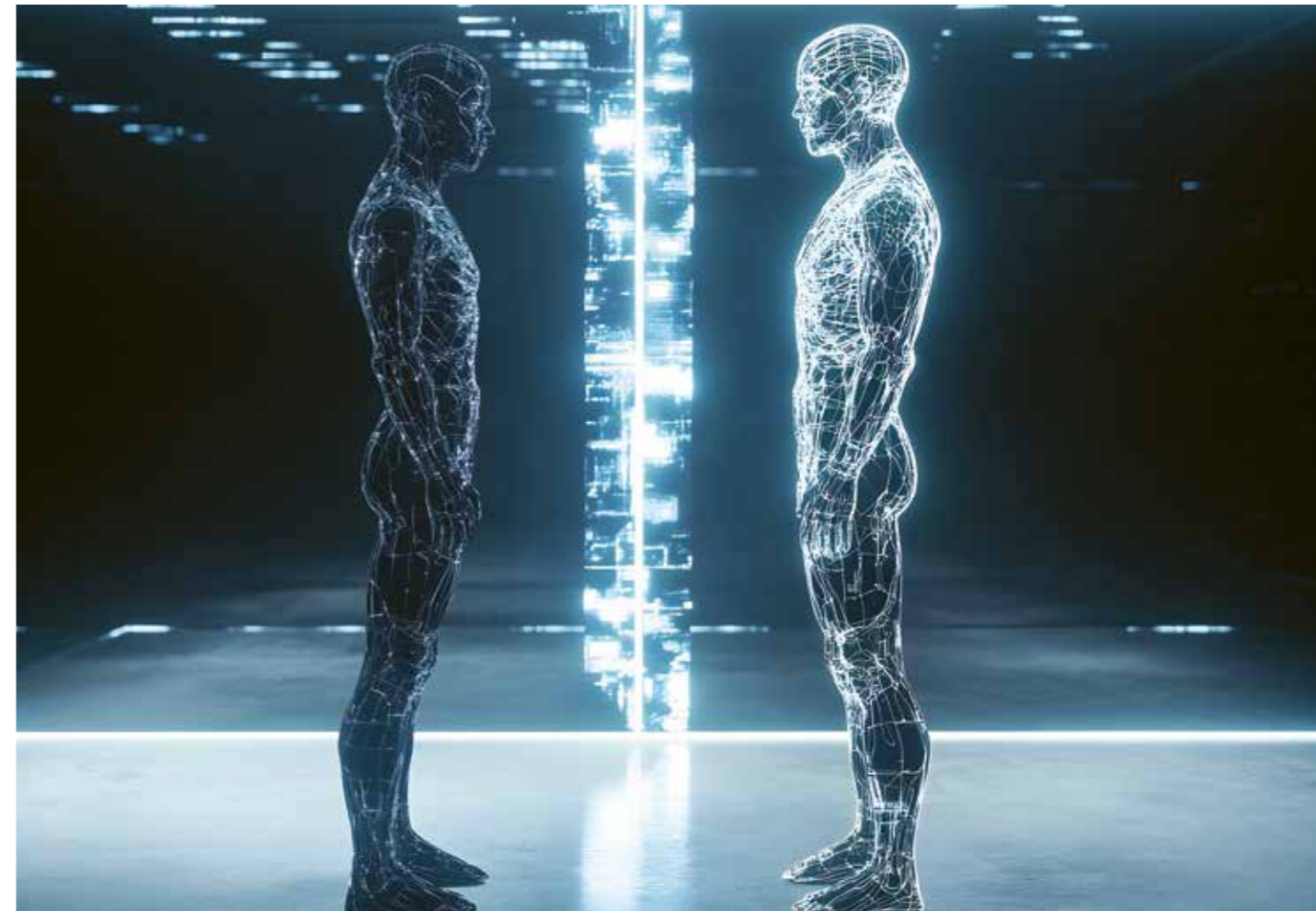
hat mich immer die Überzeugung geleitet, dass digitale Technologien nicht Selbstzweck sein dürfen, sondern menschlichen Werten dienen müssen.

Von Werkzeugen und Wundermitteln

In meinem Twitter-Feed fand ich einen Bericht über das Schicksal des Start-ups Aleph Alpha. Einst als europäische Antwort auf die US-Tech-Giganten gefeiert, scheiterte das Start-up an der Aufgabe, ein eigenes Sprachmodell zu entwickeln. Es fehlten Fachkräfte und das Budget, um mit Amazon oder Google mithalten. Am Ende konzentrierte man sich auf eine kleinere Lösung: eine Software, die Sprachmodelle nutzbar macht, statt sie selbst zu entwickeln. Ein Sinnbild dafür, dass KI allein keine Versprechen einlösen kann. Besonders im öffentlichen Sektor, wo Ressourcen knapp sind, darf KI nicht als schnelle Lösung herhalten. Sie ist nur so gut wie die Strategie, die dahintersteckt. Ohne klare Ziele, ethische Leitlinien und eine solide Datenbasis bleibt sie nichts als ein weiteres Buzzword. Ein Hype, der kommt und geht wie die Sommerpartys, auf denen wir ihn feiern. Wichtig ist eine Vision, die technischen Fortschritt und Menschlichkeit verbindet: der „Digitale Humanismus“.

KI birgt Gefahren und Chancen

KI verspricht Fortschritt, doch sie birgt erhebliche Risiken, besonders bei der IT-Sicherheit. „Adversarial attacks“ manipulieren Daten, um KI-Systeme gezielt in die Irre zu führen. Etwa mit täuschend echten Phishing-Mails, die selbst Profis überlisten. KI ist Verteidigung und Gefahr zugleich. Umso wichtiger sind klare Regeln und robuste Sicherheitsmaßnahmen. Doch trotz aller Risiken hat KI auch das Potenzial, die Verwaltung sicherer und resilienter zu machen – und dabei die Arbeitszeit zu verkürzen. Gerade in Cybersecurity Operation Centers kann sie eine Schlüsselrolle spielen. Hier sitzen Analyst:innen oft Tag und Nacht vor Bildschirmen, überwachen riesige Datenströme und suchen die Nadel im digitalen Heuhaufen. Hier kann KI übernehmen: Sie



Künstliche Intelligenz verspricht Fortschritt, doch birgt sie auch erhebliche Risiken. Besonders in der IT-Sicherheit

erkennt Anomalien, etwa ungewöhnliche Zugriffe auf sensible Daten oder verdächtige Kommunikationsmuster, sortiert Bedrohungen nach Priorität und ruft nur dann die Menschen, wenn es wirklich ernst wird. Das reduziert nicht nur die Überlastung, sondern sorgt auch für eine schnellere und effizientere Reaktion auf Cyberangriffe.

Mehr vom Leben dank KI

KI ist kein Wundermittel, aber ein gutes Helferlein. Sie nimmt uns die langweiligen Aufgaben ab, damit wir mehr Zeit für das Wesentliche haben. Während sie im Cyber-Cockpit rund um die Uhr Bedrohungen scannt, können sich die Analyst:innen auf strategische und komplexe Aufgaben konzentrieren, ohne ständig auf Abruf sein zu müssen. Weniger Überstunden, weniger Stress, mehr vom Leben.

Technologie ist nie neutral. Sie ist ein Spiegel unserer Werte und Entscheidungen. Deshalb müssen wir sicherstellen, dass digitale Lösungen nicht nur effizient, sondern auch verantwortungsvoll gestaltet werden. Die Covid-19-Pandemie hat gezeigt, wie dringend wir Ent-

lastung brauchen. Überstunden waren für viele nicht die Ausnahme, sondern der Standard, ich habe das miterlebt. Burn-out war plötzlich kein Ausnahmefall mehr, sondern wurde zum Massenphänomen. Prozesse liefen oft zu langsam, und Lösungen waren selten in Sicht. In dieser Zeit habe ich angefangen, darüber nachzudenken, wie wir anders arbeiten könnten. Wie wir Menschen entlasten könnten. Hier sehe ich das Potenzial von KI, wenn sie richtig eingesetzt wird. Sie ist mehr als ein Turbo für Prozesse: Sie hat das Zeug, die Art und Weise, wie wir arbeiten, zu revolutionieren. Weniger Schichtarbeit, weniger monotone Aufgaben, mehr Raum für Kreativität und strategisches Denken.

Ich glaube daran, dass KI nicht nur unsere Arbeitsweise, sondern auch unser Leben verändern kann. Weniger Stress, mehr Balance, ohne Kompromisse bei der Sicherheit einzugehen. Das ist Technologie, die den Menschen dient. Ein bisschen weniger Druck, ein bisschen mehr Lebensqualität. Digitale Innovationen müssen inklusiv sein und Fairness, Transparenz sowie Selbstbestimmung fördern. Jeder Mensch ist in der Lage, sein eigenes Schicksal in die Hand zu nehmen,



Die Technologie muss so gestaltet werden, dass sie dem Menschen dient – und nicht umgekehrt

vorausgesetzt, es gibt faire Startbedingungen. Das gilt auch für die Technologiesphäre. Ein kleines europäisches Start-up im Kampf gegen Google und Amazon, die eine Monopolstellung in Europa einnehmen? Das klingt nicht nach einem fairen Kampf. Hier kommt der „Digitale Humanismus“ ins Spiel. Er will Maßstäbe für eine menschenzentrierte Technologiegestaltung setzen, die Demokratie und Menschenrechte in den Mittelpunkt stellt.

Digitaler Humanismus: Der Weg für Europa

Es gibt in der Technologieszene den Spruch: „In den USA gehören die Daten den Konzernen, in China gehören sie dem Staat.“ Im Rahmen des Digitalen Humanismus wollen wir ein Drittes etablieren: Die Daten gehören den Menschen. Technologie muss immer so gestaltet werden, dass sie den Menschen dient und nicht instrumentalisiert. KI darf nicht dazu führen, dass Individuen in Datensätze zerlegt oder zu reinen Konsumenten oder Arbeitseinheiten degradiert werden.

Es gibt einen weiteren Spruch: „USA innovates, China replicates and Europe regulates.“ So unerlässlich Europas hohe Standards für Datenschutz, Sicherheit und ethische Leitlinien sind, müssen wir gleichzeitig sicherstellen, dass Innovationen genügend Raum finden. Ein Start-up, das sich durch komplexe Regularien kämpfen muss, braucht die gleichen Chancen wie Konkurrenten auf flexibleren Märkten. Es geht darum, ein Umfeld zu schaffen, das Sicherheit bietet, aber auch Wachstum ermöglicht. Während an manchen Stellen Formulare

gefaxt werden, entwickelt man im Silicon Valley längst KI-Modelle zur Krebsfrüherkennung.

Innovatoren brauchen mehr als Regeln

Der Digitale Humanismus darf nicht nur aus Leitplanken bestehen, er muss auch Sprungbretter bieten. Er gibt uns einen Rahmen für ethische KI-Nutzung, aber Regeln allein reichen nicht. Um Innovation zu fördern, braucht Europa einen Kapitalmarkt, der digitalen Pionier:innen den nötigen Spielraum lässt. Es braucht ein Umfeld, in dem KI-Entwickler:innen nicht vor Formularen kapitulieren, sondern ihre Ideen in die Tat umsetzen können. Ein Umfeld, das gleichzeitig Sicherheit bietet und Wachstum ermöglicht. Das ist die Herausforderung für Europa. Wir müssen den Spagat schaffen zwischen unseren hohen Standards und der Freiheit, die es braucht, um Innovation voranzutreiben. Der Digitale Humanismus versteht sich als Grundlage für eine KI-Strategie, die fair, menschenzentriert und zukunftsweisend ist. Aber eben auch pragmatisch genug, um Innovator:innen nicht auszubremsen, sondern ihnen den Weg zu ebnet, um sich im globalen Wettbewerb zwischen Ost und West durchsetzen zu können.

Weder Optimist noch Pessimist

Die Welt wird nicht durch KI untergehen. Aber es gibt Risiken, etwa dass sie als Instrument für sozialen Kahlschlag dient. Denn KI kann Jobs zerstören – massiv. Wir haben das schon in der Automobilindustrie und der Logistik gesehen, nun sind Verwaltungsberufe dran. „Sollen sie halt was anderes lernen“? Den Lebensentwurf umwerfen, weil ein Algorithmus entschieden hat, dass du nicht mehr gebraucht wirst? Das ist kein Fortschritt, das ist sozialer Kahlschlag. Wie stellen wir sicher, dass KI nicht gegen uns arbeitet, sondern für uns? Das wird eine der größten Herausforderungen des 21. Jahrhunderts.

« So unerlässlich Europas hohe Standards für Datenschutz, Sicherheit und ethische Leitlinien sind, müssen wir auch sicherstellen, dass Innovationen genügend Raum finden »

Machine Learning, künstliche Intelligenz und generative KI werden oft in einen Topf geworfen, sind aber grundverschieden. Machine Learning (ML) als Grundlage analysiert Daten, findet Muster und sagt Dinge voraus. Künstliche Intelligenz nutzt diese Analysen, um Entscheidungen zu treffen, etwa ob ein Kredit bewilligt wird oder nicht. Generative KI (GenAI) schafft völlig Neues bei Texten, Bildern und in der Musik. Sie kann kreative Prozesse simulieren, Artikel schreiben, Designs entwerfen und Codes programmieren. Das ist mehr als

ein Werkzeug. GenAI dringt in Bereiche vor, die bisher nur uns Menschen vorbehalten waren: Schöpfung und Innovation. Es ist eine Sache, Daten zu analysieren oder Regeln zu befolgen. Aber eine KI, die eigenständig Texte schreibt oder neue Dinge „erfindet“, verändert, wie wir arbeiten, wie wir kommunizieren und Risiken managen. Was passiert, wenn eine KI nicht nur Vorschläge macht, sondern sie auch umsetzt? Das ist eine Frage, die wir dringend beantworten müssen.

Viel Macht, viel KI, viel Verantwortung

Eine weitere Frage lautet: Wer kontrolliert die Technologie, auf die wir uns zunehmend verlassen? Aktuell sind das vor allem großen US-Tech-Konzerne. Sie betreiben die leistungsfähigsten KI-Systeme und Plattformen. Wenn wir als Europa souverän bleiben wollen, brauchen wir eigene Systeme, eigene Infrastruktur und vor allem: eigene Regeln, die sicherstellen, dass die Technologie unseren Werten dient.

KI ist nichts ohne Daten. Sie stammen aus den unterschiedlichsten Quellen: von Cloud-Diensten über Internet-of-Things-Geräte wie Türschlösser oder Kühlschränke bis hin zu Social-Media-Plattformen. Diese Daten werden oft ohne unser Wissen gesammelt. Jeder Klick, jeder Like, jeder Schritt, den ein Smartwatch-Tracker aufzeichnet, landet in einem Datensilo. Wem gehören die Daten? Den Plattformen, die sie speichern? Den

Unternehmen, die sie nutzen? Oder jenen, die sie erzeugt haben? Ein aktuelles Beispiel: Die *New York Times* hat OpenAI verboten, ihre Inhalte für KI-Modelle wie ChatGPT zu verwenden. Sie will nicht, dass ihre journalistischen Werke ohne Erlaubnis und ohne Bezahlung in fremde Hände gelangen.

Die Auswirkung der KI bestimmen wir

Es gibt zwei Lesarten, wenn es um KI geht. Einmal die Apokalypse: Die Maschine verklavt dich und wird dich zu Tode impfen. Und den Zweckoptimismus: KI ist die Lösung all unserer Probleme, wir werden nicht mehr arbeiten und ein tolles Leben haben.

Ich bevorzuge eine dritte Lesart: Die Welt wird nicht automatisch besser oder schlechter durch KI. Sie wird besser oder schlechter durch uns Menschen. Europa steht vor der Chance, mit dem Digitalen Humanismus eine globale Führungsrolle einzunehmen. Am Ende liegt es an jedem und jeder Einzelnen, ob wir in Europa eine Technologie schaffen, die den Menschen dient, oder ob wir uns weiter zwischen Ost und West aufreiben lassen. Der Digitale Humanismus kann eine Vision bieten, die uns befähigt und darin unterstützt, unser Schicksal selbst zu bestimmen.

David Kirsch

arbeitet beratend in den Bereichen KI und Cyber-Sicherheit



Die Bank Austria wünscht der jüdischen Gemeinde ein schönes Pessach-Fest.

Wie wetterfest ist unsere Demokratie?

Lukas Hammer, Grünen-Politiker und Nationalratsabgeordneter, über Demokratie, Klimapolitik und die Bedeutung von „Nie wieder!“

Interview: Christian Schüller

Lukas Hammer, 1983 in Wien geboren, war als Projektkoordinator beim Europäischen Umweltbüro in Brüssel und als umweltpolitischer Sprecher bei Greenpeace tätig, bevor er Politiker wurde. Heute ist er Nationalratsabgeordneter für die Grünen.

Herr Hammer, denken Sie manchmal daran, wie die Welt in zwanzig Jahren aussehen könnte?

Lukas Hammer: Ständig. Einerseits macht man das als Vater sowieso. Andererseits ist das Nachdenken darüber, wie unsere Zukunft aussehen wird, der Kern meiner politischen Tätigkeit. Es geht darum, ob wir in zwanzig, dreißig, vierzig Jahren noch einen Planeten haben, auf dem wir gut leben können. Dabei befürchte ich nicht so sehr, dass das menschliche Leben ausgelöscht werden wird. Ich bin davon überzeugt, dass die Menschheit jede Umweltkatastrophe überstehen wird. Die Frage ist nur, wie. Ich fürchte mich vor den politischen Folgen der ökologischen Katastrophen. Wenn weite Teile der Welt unbewohnbar werden, wenn wir flächendeckende Ernteausfälle haben, sind das natürlich physikalische Probleme. Aber in erster Linie geht es darum, wie Gesellschaften damit umgehen können. Wie solidarisch die Weltgemeinschaft damit umgehen kann. Wie innerhalb der Staaten damit umgegangen wird. Und wir sehen leider in den letzten Jahren und Jahrzehnten, dass die Klimakrise und andere ökologische Krisen wie ein Brennglas wirken und bestehende Konflikte verstärken. Die Welt wird kleiner, die Aufnahmefähigkeit wird geringer, der Kuchen, den es zu verteilen gibt, wird kleiner. Das ist ein soziales Problem, denn wir haben Verteilungskonflikte nie gelöst, wir haben immer nur den Kuchen größer gemacht. Das geht sich auf einem endlichen Planeten nicht aus. Auf der anderen Seite sind viele kriegerische Auseinandersetzungen aus Konflikten um Ressourcen entstanden. Auch der Syrienkrieg ist teilweise aufgrund von Umweltproblemen entstanden. Das ist nie der alleinige Grund eines Krieges. Es zeigt sich aber, dass uns die Fähigkeit fehlt, mit

Konflikten richtig umzugehen. Das ist für mich das Fundament. Wir konnten unsere Zivilisation in den letzten 13.000 Jahren aufgrund sehr stabiler klimatischer Bedingungen aufbauen. Das Klima, so wie wir es jetzt kennen, ist 13.000 Jahre alt, und nun verändert es sich gerade. Da stellen sich alle möglichen Fragen: Wie können wir uns dahin entwickeln, dass wir eine größere Katastrophe verhindern? Das ist schon eine demokratiepolitische Frage. Wenn weite Teile Indiens unbewohnbar werden, weil es dort kein sauberes Trinkwasser mehr gibt, wenn sich dann Hunderte Millionen Menschen auf den Weg machen, wenn alle Krisen, die wir jetzt schon haben, sich weiter verstärken und der liberalen Demokratie immer mehr die Lösungsfähigkeit abgesprochen wird. Wenn Leute sagen, unsere Demokratie sei zu langsam und zu behäbig, um Probleme dieser Größenordnung lösen zu können, und sich eine Art gescheiter Diktatur nach dem Vorbild Chinas wünschen. Solche Stimmen gibt es hinter vorgehaltener Hand.

Sie haben Politikwissenschaft studiert, waren bei Greenpeace, wurden Abgeordneter einer Oppositionspartei, die schließlich Regierungsverantwortung übernahm. Hat sich Ihr Verständnis von dem, was politisch möglich ist, über diese Jahre verändert?

Hammer: Ich habe heute als Abgeordneter ein gefestigtes Verständnis davon, welchen Rahmen an Möglichkeiten ich habe, die ich ausschöpfen kann. Ich wusste recht gut, was im Rahmen dieser Koalition möglich ist. Diesen Rahmen kann ich nicht sprengen, weil ich Mehrheiten brauche, und da gibt es Grenzen. Mir war aber auch bewusst, dass das für einige Probleme, die wir haben, nicht ganz ausreicht. Da stellen sich massive grundsätzliche Fragen. Ich bin zum Beispiel davon überzeugt, dass wir mit einer auf Wachstum basierenden kapitalistischen Marktwirtschaft unsere vielfältigen ökologischen Probleme langfristig nicht in den Griff bekommen werden. Eben weil der Kuchen nicht immer größer werden kann. Könnte ich dieses Thema in einer Koalition mit der



MINI TSCHAVOLL

Lukas Hammer ist seit 2019 Abgeordneter zum Nationalrat. Er führt aus, wie die Klimakrise geopolitische Konflikte anheizt



Vor dem ehemaligen Wohnhaus der Familie Tugendhat wurde im September 2024 an deren Schicksal erinnert

ÖVP, in einer Regierung im Kontext der Europäischen Union jemals grundsätzlich bearbeiten? Nein. Glaube ich, dass es wichtig ist, sich im Klaren zu sein, dass wir irgendwann dorthin kommen müssen und dass es in der Zivilgesellschaft Kräfte gibt, die darauf hinarbeiten? Auf jeden Fall. Ich war mir, bevor ich Politiker wurde, vielleicht nicht so ganz dessen bewusst, dass wir in der Politik bestimmte Rollen einnehmen. Manche Veränderungen können wir in einer Regierung, in einem Parlament beschließen, es gibt aber auch Veränderungen, die von außerhalb kommen müssen. Wenn wir in die Geschichte zurückschauen, so sind die großen gesellschaftlichen Veränderungen nie deshalb zustande gekommen, weil Männer – ja, es waren damals ausschließlich Männer – im Parlament oder auf einem Kongress gesagt haben: „Gut, geben wir Frauen doch das Wahlrecht“, oder „geben wir den Schwarzen gleiche Rechte“. Das musste immer von sozialen Bewegungen von außen erkämpft werden. Wie das dann ineinandergreift, ist eine andere Frage. Am Ende des Tages, und das ist der Kern unserer liberalen Demokratie, muss es trotzdem irgendwann von einer Mehrheit im Parlament beschlossen werden. Aber die Bedingungen dafür müssen geschaffen werden.

Bei Greenpeace hatten Sie die Aufgabe, bewusstseinsbildend zu wirken, zu mobilisieren. Geht das in der Politik auch?

Hammer: Es wird erwartet. Sicher ist es so, dass man als Politiker eine gewisse Oberfläche hat, die man nützen kann. Und ich halte es für meine moralische Pflicht, die Leute nicht für blöd zu verkaufen. Es ist wichtig, in

meiner Position gewisse Dinge offen und ehrlich anzusprechen. Andererseits merke ich, dass ich in dieser Rolle ein gewisses Glaubwürdigkeitsproblem habe. Solange ich noch bei Greenpeace war, haben mich Journalist:innen in meiner Rolle als Experten angerufen. Damals wollten sie wissen: Wie ist das mit dem Abfallproblem von Einweg-Kontaktlinsen? Sie haben mir zugeschrieben, dass ich dieses Problem analysieren kann und dazu etwas Gescheites sage. Als Politiker bin ich aber kein Fachexperte. Zwar bin ich dieselbe Person wie bisher, aber derselbe Journalist, dieselbe Journalistin würde mich nicht mehr mit dieser Fragestellung konfrontieren. Jetzt geht es darum: „Was tun Sie denn?“ Das ändert nichts daran, dass jeder einzelne politische Akteur in einer Demokratie die Aufgabe hat, bei den Fakten zu bleiben und diese auch zu verbreiten. Wir leben ja heute in einer Welt, wo wir nicht nur eine Auseinandersetzung über unsere jeweilige Sicht auf bestimmte Fakten haben, sondern über die Faktenbasis selbst. Und das halte ich für eines der größten Probleme unserer Demokratie. Weil wir nicht mehr dieses gemeinsame Fundament haben, das sich Fakten nennt. Wir sagen nicht mehr: „Es regnet, was tun wir?“ Sondern wir diskutieren darüber, ob es regnet.

Viele sind bereit, sich im Kleinen umweltfreundlich zu verhalten. Aber wenn es um Maßnahmen geht, die darüber hinausgehen, kommt schnell Widerstand. Warum ist es so schwer, hier Mehrheiten zu finden?

Hammer: Wogegen wir beim Klimaschutz ankämpfen, womit wir es zu tun haben, ist das Geschäft der gewinnträchtigsten Unternehmen in der Geschichte der Menschheit. Öl- und Gaskonzerne haben seit den 1970er-Jahren an jedem einzelnen Tag drei Milliarden Dollar Gewinn gemacht. Somit heißt Klimaschutz nichts anderes, als dieses Geschäft zu zerschlagen. Erneuerbare Energie ist schön und gut, aber warum investieren die großen Konzerne nicht darin? Weil es zu wenig Rendite gibt. Seit den 1970er-Jahren wussten sie genau, was sie tun: Sie haben verschleiert, sie haben Zweifel an Alternativen gesät und Maßnahmen, die gegen sie gerichtet waren, bekämpft. Dazu kommt, dass viele Menschen in Zeiten gesellschaftlicher Veränderungen in der guten alten Welt bleiben wollen. Das sieht man ja auch in Amerika mit „Make America Great Again“. Wir in Österreich leben noch dazu sehr weit entfernt von jenen Gebieten, wo die großen Umweltverbrechen begangen werden. Die Energie, die wir brauchen, kommt von sehr weit her. Wie furchtbar es dort aussieht, etwa im Nigerdelta oder in Alberta oder im Golf von Mexiko oder entlang der Pipelines, das haben wir nie gesehen. Ich habe mir immer ein gemeinsames Problembewusstsein gewünscht, wie in den ersten Wochen der Pandemie. Damals hatten wir eine „postpopulistische“ Zeit. Wir haben ein großes gesellschaftliches Problem gesehen, das auf uns zugerollt ist.

JAKOB SNAJDR

Wir wussten: Wir haben das Problem gemeinsam, wir setzen uns zusammen und lösen das. Weil wir alle dieselbe Angst haben. Gerade auf die Klimakrise sollten wir als Gesellschaft so reagieren wie anfangs auf die Pandemie, aber das haben wir bisher nicht getan und tun es immer noch nicht. Obwohl das Problem viel größer ist als das der Pandemie, obliegt es einer Acht-bis-zehn-Prozent-Partei, Lösungen zu suchen. Im politischen Diskurs wird das immer noch nicht als etwas besprochen, das uns alle angeht.

Im Lauf der Pandemie ist das Misstrauen der Bevölkerung gegen die Politik gewachsen. Fühlen sich Menschen nicht vertreten, obwohl sie ihre Stimme abgeben?

Hammer: Der Demokratie-Monitor zeigt tatsächlich, dass während der Pandemie-Jahre das Vertrauen in Parteien und in politische Institutionen massiv abgenommen hat. Und das nicht nur in den unteren Einkommensschichten, sondern sogar im obersten Drittel. Es geht zwar wieder ein bisschen hinauf, aber es bleibt die Frage: Was macht man, wenn sich die Menschen nicht mehr vertreten fühlen? Mehr direkte Demokratie?

Sehen Sie eine Möglichkeit, politische Entscheidungen auf eine breitere Basis zu stellen, die über unser derzeitiges parlamentarisches System hinausgeht?

Hammer: Meiner Meinung nach ist unsere repräsentative Demokratie mit all ihren Fehlern und Schwierigkeiten immer noch das beste System. Wir sollten es einerseits ausbauen, andererseits auch verteidigen. Wenn ich an die Zeit in zwanzig Jahren denke, denke ich vor allem daran, dass wir das, was wir jetzt haben – mit allen demokratischen Institutionen –, verteidigen müssen. Dabei genügt es nicht, dass wir uns gegen illiberale Kräfte wehren, wir müssen ihnen den Nährboden entziehen, indem wir das derzeitige System verbessern, mehr Mitsprache der Bevölkerung zulassen, zum Beispiel in Form von Bürger:innen-Räten.

Meinen Sie so etwas wie das Modell in Belgien, wo Personen, durch Lose bestimmt, Konzepte ausarbeiten und den Politiker:innen vorlegen?

Hammer: Da muss man, glaube ich, sehr aufpassen. Es war eine der Forderungen eines Teils der österreichischen Klima-Bewegung, einen Klima-Rat zu machen. Bei den Verhandlungen über die Umsetzung des Klima-Volksbegehrens haben wir uns mit unserem Koalitionspartner ÖVP darauf geeinigt. Das Problem war in diesem Fall, dass die ÖVP das nicht wollte. Daher haben wir uns auf einen Text geeinigt, bei dem von Anfang an klar war, dass er ein unvollkommenes Instrument wird. Das hat sich dann auch gezeigt. Wenn ich sage, dass der Klima-Rat nur Empfehlungen aussprechen soll, dann spüren die Beteiligten von Anfang an, dass wahrscheinlich dieselben Kräfte, die bisherige Maßnahmen verhindert haben, auch die Umsetzung ihrer Empfehlungen verhindern werden.

Empfehlungen könnte die Zivilgesellschaft ja selbst abgeben, dazu bräuchte es keinen Auftrag der Regierung.

Hammer: Genau, es sollte aber um die symbolische Aufladung gehen. Deshalb haben wir das gemacht. Hundert Menschen wurden repräsentativ ausgewählt, nicht nur österreichische Staatsbürger:innen, sondern alle, die seit mindestens fünf Jahren in Österreich leben, ab sechzehn Jahren, aus allen Bundesländern, aus möglichst allen Berufsschichten. In Irland hat das gut funktioniert, weil die Regierung die Entscheidung über die Abtreibung nicht selbst treffen wollte, sondern die Frage an einen Bürger:innen-Rat delegiert hat.

Der hat das entschieden?

Hammer: Nein, entschieden hat das Parlament. Aber die irische Regierung hatte angekündigt, dass sie die Empfehlungen des Rates so gut wie möglich umsetzen will. Das ist etwas anderes, als wenn man, wie bei uns, sagt: „Schickt uns einmal ein paar Empfehlungen!“ Die

Gleichstellung am Arbeitsplatz. & WAS MACHST DU?

Wir verbinden Städte, Menschen und Chancen unabhängig von Geschlecht, Herkunft oder Behinderungen. Denn echte Mobilität bedeutet gleiche Möglichkeiten für alle.

Alle Infos unter karriere.oebb.at/gleichstellung

HEUTE. FÜR MORGEN. FÜR UNS.



Nachkommen der Textilfabrikanten Fritz und Grete Tugendhat in der berühmten Villa in Brunn (Tschechien)

Übung war trotzdem auch ein Erfolg, weil sich gezeigt hat, was herauskommen kann, wenn sich hundert Menschen, die sich vorher noch nie gesehen haben, intensiv mit dem Thema beschäftigen. Und dass gewisse Thesen, die in der Politik herumschwirren, nach dem Motto „die Menschen wollen dieses oder jenes nicht“, falscher nicht sein könnten. Aber während der Bürger:innen-Rat an sechs Wochenenden getagt hat, haben ÖVP und FPÖ versucht, ihn zu delegitimieren. Man hat ihn als „grünen Sesselkreis“ bezeichnet. So hat die symbolische Aufladung nicht funktioniert. Ich habe die Teilnehmenden dann in den Umweltausschuss eingeladen. Meinen konservativen Kollegen dort war es ein bisschen peinlich, als sie diesen Menschen gegenübergesessen sind und gesehen haben, dass das zum Teil „ihre eigenen“ Leute sind – auf den ersten Blick jedenfalls keine Grünen – und dass sie richtig sauer waren. Ich glaube, dass es einige Themen gibt, die sich dazu eignen, Bürger:innen-Räte damit zu beauftragen. Solche, an die sich niemand wagt, obwohl man seit Jahrzehnten weiß, dass etwas getan werden sollte. Das Problem ist, dass es ökonomische Interessensgruppen gibt, die bisher bestimmte Maßnahmen in der Klimapolitik, Sozialpolitik und Wirtschaftspolitik verhindert haben, indem sie ihren Einfluss auf Parteien nutzten. Wenn diese Leute sehen, dass über den Weg der Bürger:innen-Räte etwas eingeführt werden könnte, das gegen ihre Interessen läuft, werden sie schon die Beauftragung des Bürger:innen-Rates blockieren. Man könnte Bürger:innen-Räte auch mit direkter Demokratie verknüpfen, indem man ihre Empfehlungen einer Volksabstimmung unterzieht. Allerdings, wenn es um

Grundrechte geht, um liberale Rechte, da sollte das Instrument der direkten Demokratie eingeschränkt werden. Denn Demokratie darf nie die Herrschaft einer Mehrheit über die Minderheit sein. Man könnte sagen: Einigen wir uns darauf, dass die Rechte der Bürger:innen nicht durch eine Volksabstimmung eingeschränkt werden dürfen. Dann stellt sich allerdings die Frage: Wer wird zu den Bürger:innen gezählt und wer nicht? Ich bin in diesen Fragen deshalb sehr vorsichtig.

Es gibt Frontalangriffe von rechts. Doch offenbar fällt demokratischen Politiker:innen bisher wenig dazu ein, wie man gegensteuern kann.

Hammer: Sämtliche liberale Institutionen sind in Gefahr. Ungarn hat uns vorgemacht, wie die Zivilgesellschaft zerschlagen werden kann, mit Angriffen auf Justiz, unabhängige Medien und Wissenschaft, auf Vertretungen der Arbeitnehmer:innen, auf alle Institutionen, die nicht passen. Ungarische Kolleg:innen von Greenpeace haben gesagt, dass sie sich nicht vorstellen konnten, wie schnell die Demokratie abgeschafft werden kann. Deshalb braucht es das Bewusstsein, auch bei Konservativen, die dafür zugänglich sind, dass man es nicht verharmlosen oder weglächeln sollte, wenn unsere demokratischen Institutionen angegriffen werden. Deshalb habe ich mit der Letzten Generation und anderen radikaleren Gruppen innerhalb der Klima-Bewegung Gespräche geführt: Ich habe ihnen gesagt, dass es ein Problem ist, wenn sie unserer liberalen Demokratie die Lösungsfähigkeit absprechen. Damit stärken sie indirekt die Rechten, die

« Ungarische Kolleg:innen von Greenpeace haben gesagt, dass sie sich nicht vorstellen konnten, wie schnell die Demokratie abgeschafft werden kann »

tatsächlich unsere Demokratie zerstören wollen. Es ist gefährlich, wenn Fatalismus verbreitet wird, obwohl ich mich selber nicht dem Gefühl entziehen kann, dass wir zu langsam sind, dass es zu wenig ist, was wir tun. Aber dann meint jemand: Das kann man im Prinzip gleich abschaffen. Oder es wird von linker Seite gesagt: Wahlen brauchen wir nicht mehr, die bringen nichts.

Einerseits sind Sie von Ihren Erfahrungen aus Ihrer NGO-Zeit geprägt, von dem Wunsch, dass alles viel schneller gehen müsste, andererseits von Ihrer Erfahrung als Politiker, dass alles nur in sehr kleinen Schritten geht.

Hammer: Das ist eine Ambivalenz, die ich nicht auflösen kann und mit der man sehr bewusst und vorsichtig umgehen muss. Es gibt nichts Schlimmeres, als in Verhandlungen zu sitzen, in denen es um Dinge geht, die

ROMAN FRANZ

meiner Ansicht nach unbedingt getan werden müssen, und es geht nichts weiter. Aber in einer Demokratie müssen wir das aushalten. Es muss zwar klar ausgesprochen werden, wer etwas blockiert und warum, aber ich muss Wahlausgänge akzeptieren. Ich muss gewisse Funktionen respektieren.

Zum Beispiel einen Parlamentspräsidenten, der aus der extremen Rechten kommt.

Hammer: Ich habe seit Langem kundgetan, dass ich Rosenkranz nicht als Nationalratspräsidenten wählen werde. Aber die Funktion, die er ausübt, verdient meinen Respekt. Und wenn ich daran nicht glaube, bin ich auch nicht besser als die Rechten. Wenn Herr Rosenkranz in seiner Funktion Holocaust-Leugner ins Parlament einlädt, dann hat er mit unserem vollen Widerstand und unserer Kritik zu rechnen. Aber er ist trotzdem der mit Mehrheit gewählte Nationalratspräsident.

Ihre Familie musste vor den Nazis nach Südamerika flüchten. Ihre Mutter ist in Caracas geboren, Sie in Wien. Sie waren acht Jahre alt, als Bundeskanzler Vranitzky in einer Rede zum ersten Mal offen die Mitverantwortung Österreichs an der Shoah ausgesprochen hat. Ist der Antisemitismus nur ein Überbleibsel aus der Vergangenheit?

Hammer: Ich glaube, am Antisemitismus in Österreich hat Vranitzkys damalige Rede nicht viel geändert. Vielleicht ein bisschen am Selbstverständnis. Ich habe erst mit der Zeit erfahren, wie tief antisemitische Codes noch sitzen. Die Redewendung „bis zur Vergasung“ habe ich erst beim Bundesheer kennengelernt. Einmal hat jemand gesagt: „Ich verhandle nicht mit Ihnen, ich bin ja kein Jude“. Den Antisemitismus in unserer Sprache habe ich erst später kennengelernt und mich gewundert. Er ist in unterschiedlichen Facetten noch da. Der Blick auf die Verantwortung Österreichs für die Shoah hat sich gewandelt, ist aber fragmentiert. Die Mitverantwortung Österreichs hat ja nicht nur mit dem März 1938 zu tun und damit, ob damals viele Leute gejubelt haben. Sie geht viel weiter zurück. Antisemitismus, der politisch von Lueger und von den Nazis genützt wurde, gab es über Jahrhunderte. Der Austrofaschismus hat unsere Demokratie zuerst zerschlagen und dem Nationalsozialismus damit einen fruchtbaren Boden bereitet. In meiner Schulzeit wurde das Wort Austrofaschismus vermieden.

Halten Sie es für gefährlich, wenn so getan wird, als habe in Österreich das Problem erst 1938 begonnen?

Hammer: Genau! Im Jüdischen Museum in Berlin wird der Antisemitismus als Linie dargestellt, wo die verschiedenen Pogrome eingezeichnet sind. Da sieht man, dass in den 1930er- und 1940er-Jahren etwas kumuliert ist, das eine lange Vorgeschichte hatte. Genauso wichtig wie die Frage nach dem Fortleben des Antisemitismus ist für

JAKOB SNAJDR



2024 wurden in Brunn 23 Stolpersteine zum Gedenken an die Familien Tugendhat, Löw-Beer und Hože verlegt

mich, was wir als Gesellschaft gelernt haben. Das ist die Grundfrage, die mich politisiert hat. Ich war mit dreizehn mit der Schule in Theresienstadt und habe in den Büchern gesehen, welche meiner Verwandten dort waren und wohin sie deportiert wurden. Die Cousine meiner Mutter war dreizehn, als sie in Treblinka vergast wurde, genauso alt also wie ich, als ich Theresienstadt besuchte. Für mich ist seither die Urfrage, was mit einer Gesellschaft passiert sein muss, dass Menschen kleine Kinder in einen Viehwaggon stecken, um sie zu deportieren und umzubringen. Was muss davor passieren? Für mich ist es wichtig, diese Frage unabhängig von der Ethnie zu diskutieren. Es waren nicht Monster, die Juden umgebracht haben, sondern Menschen, die andere Menschen umgebracht haben. Meinen Verwandten und allen anderen Juden wurde damals das Menschsein abgesprochen, sie wurden entmenschlicht. Nur so kann man es fertigbringen, Kinder wie Ungeziefer zu behandeln. Ich persönlich habe nie Antisemitismus erfahren, weil ich mich, bis ich dreizehn war, nie als Jude identifiziert habe. Meine Mutter schon, in der Schweiz. Für mich ging es um die Frage, dass ein „Nie wieder“ nicht nur ein „Nie wieder“ gegen uns Juden ist, sondern ein „Nie wieder“ gegen wen auch immer. Und dass es unsere Verantwortung ist, die Lehren so zu ziehen, dass so etwas auch in Ansätzen nie wieder vorkommt, egal um welche Gruppe es geht. Die richtigen Lehren ziehen heißt für mich, dass wir uns die Strukturen anschauen und nicht nur auf eine Gruppe schauen.

Christian Schüller ist Journalist und Autor



Qualitätsmedien legen Wert auf Sorgfalt und überprüfbare Quellen. Hoffnung im Text ist meist kein Kriterium

NINI TSCHAVOLL

Journalismus für morgen

Konstruktiver Journalismus möchte nicht nur Berichterstattung und die Rolle von Journalist:innen neu denken, sondern auch den gesellschaftlichen Wandel vorantreiben

Linn Ritsch

Kürzlich telefonierte ich mit einer Freundin, die letztes Jahr aus der neuseeländischen Stadt Auckland nach Mexiko City gezogen ist. Sie erzählte viel über die Veränderung, Gutes und Schlechtes. Ein Detail ist mir besonders in Erinnerung geblieben: Sie sagte, dass sie in ihrer neuen Heimat so gut wie keine Nachrichten konsumiere. „Ich halte das nicht aus, es geht fast nur um Gewalt.“ Sie könne die vielen Schreckensbilder nicht mehr sehen, meinte meine Freundin und verglich die mexikanische Berichterstattung mit der in ihrer alten Heimat. „In Neuseeland waren politische Meldungen erträglich, manchmal sogar positiv. Und zwischendurch geht es um die Geburt von Hundewelpen.“

Meine Freundin ist nicht allein. Zahlreiche internationale Studien zeigen einen erhöhten „News Fatigue“ und eine Tendenz zum Vermeiden von Nachrichten. Eine der größten Studien ist der Reuters Digital News Report 2024, bei dem 95.000 Menschen in 47 Ländern befragt wurden. 39 Prozent aller Befragten meiden Nachrichten oft – das sind drei Prozent mehr als 2023. Nachrichten wurden unter anderem repetitiv und deprimierend empfunden, viele Menschen fühlten sich nach dem Konsum machtlos und besorgt. Fast 30 Prozent der Befragten waren der Meinung, dass der Fokus auf Krisen, Kriege und Politik andere Themen aus den Schlagzeilen verdränge. Besonders betroffen vom News Fatigue sind junge Menschen und Frauen: Sie fühlen sich von Nachrichten überdurchschnittlich oft überfordert. Außerdem halten weniger als die Hälfte, insgesamt 40 Prozent der Befragten, Nachrichten grundsätzlich für vertrauenswürdig. In Österreich sind es nur 35 Prozent.

Zusammen mit dem weltweit schwindenden Lokaljournalismus, der immer geringeren Bereitschaft, für Nachrichten zu bezahlen, und den daraus resultierenden finanziellen Schwierigkeiten vieler etablierter Medien kann man aus diesen Entwicklungen schließen: Der Journalismus steckt in der Krise. Das ist nichts Neues und fügt sich nahtlos ins Negativ-Narrativ: Neben antidemokratischen Tendenzen, Klimawandel, Kriegen und humanitären Katastrophen liest man in

den Medien derzeit viel über die Medien. Dass hierzulande Journalist:innen schlecht bezahlt und vielfach entlassen werden, dass Korruption überhandnimmt, dass unabhängige Berichterstattung unter Druck gerät. Gute Nachrichten und Hoffnung sind auch bei diesem Thema rar.

Drei Säulen für die Lösung

Wie aber kann es bewerkstelligt werden, dass Menschen sich den Nachrichten mit Interesse und Vertrauen zuwenden? Wir können davon ausgehen, dass sich der Großteil der Nachrichten konsumierenden Weltbevölkerung in naher Zukunft nicht verändern wird – dann muss sich eben der Journalismus ändern. Das jedenfalls ist der Gedanke hinter einer Theorie, die Berichterstattung neu denken und die Rolle von Journalist:innen neu definieren will: Konstruktiver Journalismus.

„Journalismus für morgen“, so nennt das in Aarhus (Dänemark) beheimatete Constructive Institute diese Herangehensweise. Das Institut ist eine der führenden Organisationen, die sich mit Konstruktivem Journalismus befassen. Eine einheitliche Begriffsbestimmung dieser Art journalistischer Arbeit gibt es nicht. Immer wieder stößt man aber auf die Nennung der drei Säulen dieser Theorie. So auch in der Definition des Constructive Institute: Erstens der Fokus auf Lösungen statt auf Probleme. Zweitens die möglichst ganzheitliche Darstellung der Materie unter Einbeziehung verschiedener Sichtweisen. Drittens die Förderung und konstruktive Nutzung von Dialog und Debatte.

Die erste Säule – ein Fokus auf Geschichten, die gelebte Lösungen und Möglichkeiten zur positiven Entwicklung aufzeigen – ist die bekannteste. Konstruktiver Journalismus wird manchmal sogar auf diesen Aspekt reduziert (von Vertreter:innen sowie kritischen Stimmen) und mit „Solutions Journalism“ gleichgesetzt.

In der zweiten Säule geht es um die „Komplizierung der Erzählungen“, wie die US-amerikanische Journalistin Amanda Ripley es ausdrückt: Schwierige und polarisierende Themen mit mehr Nuancen komplexer zu machen und bei der Berichterstattung das große Ganze



Journalismus in Interaktion mit den Leser:innen.
Alexander Mäder bindet das Publikum mit ein

im Auge zu behalten. Eine mutige Forderung in einer Zeit, in der Vereinheitlichung und Schwarz-Weiß-Denken von linker wie rechter Seite verlangt und praktiziert wird. Zum Verkomplizieren gehört das Offenlegen von Fehlern und Lücken. Wer bereit ist, den größtmöglichen Blickwinkel zu wählen, muss auch bereit sein zuzugeben, dass von Abgeschlossenheit und Vollständigkeit fast nie die Rede sein kann. Nicht umsonst sagt Ida Anna Haugen, Leiterin für redaktionelle Innovation beim Norwegischen Rundfunk NRK: „Ein Teil der konstruktiven Arbeit besteht darin, weiter zu recherchieren und zu sehen, was nach der Veröffentlichung einer Geschichte passiert ist.“

Die dritte Säule, bei der es um Dialog geht, bezieht sich auf eine umfassende und offene Interaktion zwischen Presse und Publikum. Aber nicht nur – gemeint ist auch die Art, in der Interviews geführt oder Quellen zitiert werden: Möglichst ohne zu verurteilen, mit der Absicht, genau zu verstehen, was das Gegenüber meint, und von vorgefertigten Meinungen Abstand zu nehmen.

Ein solches Verständnis von journalistischer Tätigkeit verändert nicht nur das Endprodukt und die Arbeitsweise. Es verändert vor allem unsere Erwartungen an die Funktion von Journalismus. Journalist:innen sollen Verantwortung für die Wirkung ihrer Arbeit übernehmen. Gründliche Recherche und umfassende Information sind wesentlich, aber nicht ausreichend. Die Wirkung auf einzelne Konsument:innen und die Gesellschaft steht im Mittelpunkt. Der Däne Ulrik Haagerup, Gründer und Leiter des Constructive Institute und Fackelträger für den Konstruktiven Journalismus, fasste das in einer Rede im Jahr 2023 so zusammen: „Wir legen den Fokus

auf Tempo, Likes und Aufmerksamkeit und einen Blickwinkel, der Drama und Konflikte in den Mittelpunkt stellt. Ist die Presse damit Teil des Problems in der Demokratiekrise?“ Er fügte hinzu: „Und wie werden wir Teil der Lösung? Denn das müssen wir.“

Vom Watchdog zum Guide Dog

Konstruktiver Journalismus ist weder die erste noch die einzige Methode, die journalistische Arbeit umkrepeln und Konsument:innen wieder zurück ins Boot holen möchte. Viele Ansätze zeigen ihren Fokus im Titel: Civic Journalism, Public Journalism, Participatory Journalism, Collaborative Journalism, Networked Journalism oder Interactive Journalism. Ihre Praktiken und Ziele sind einander oft ähnlich, viele tragen auch Elemente des Konstruktiven Journalismus in sich. Was alle mit Konstruktivem Journalismus gemeinsam haben: Sie sind aus praktischer Erfahrung entstanden und werden hauptsächlich von Journalist:innen definiert und weiterentwickelt.

Auch der Begriff „Constructive Journalism“ wurde von einer Journalistin geprägt. Die Dänin Cathrine Gyldensted war eine anerkannte Vertreterin des klassischen Pressearbeit: Sie arbeitete jahrelang als Radio- und TV-Redakteurin und in politischen Talkshows, bevor sie begann, sich für eine neue Art der Berichterstattung einzusetzen. Im Jahr 2015 brachte sie in ihrem Buch „From Mirrors to Movers“ Erkenntnisse aus der positiven Psychologie mit den negativen Emotionen, die Nachrichten oft auslösen, in Verbindung. Seitdem setzt sie sich für die Verbreitung des Ansatzes ein.

« Ist die Presse Teil des Problems in der Demokratiekrise? Wie werden wir Teil der Lösung? Denn das müssen wir »

Zu ihm wird derzeit viel geforscht, Konstruktiver Journalismus ist ein Trendthema an Universitäten. Besonders in Skandinavien, Dänemark und den Niederlanden. Dort befasst sich auch Liesbeth Hermans mit der Materie. Sie forscht an der Universität Windesheim seit Jahren zu diesem Thema. Bereits 2019 veröffentlichte sie gemeinsam mit Catherine Gyldensted einen Artikel, in dem die Autorinnen diesen Ansatz definieren. Sie zeigen außerdem anhand einer Studie mit über 3.000 Teilnehmer:innen, wie Elemente des Konstruktiven Journalismus überwiegend positiv beurteilt werden und zu mehr Interesse an den Nachrichten führen.

Journalist:innen seien sich der Auswirkung ihrer Arbeit auch heute nicht immer voll bewusst, erklärt Herman. Gemeint ist nicht nur der Überhang an negativer Berichterstattung. Auch Nuancen müssten deutlich gemacht werden: „Viele Journalist:innen glauben, dass es

ausreicht, ihre Berichterstattung schwarz-weiß zu gestalten und von den Extremen zu berichten. Sie behaupten, den Leser:innen sei ohnehin klar, dass es in der Mitte ein großes graues Feld gibt. Aber das stimmt nicht.“

Jene, die die graue Mitte sichtbar machen wollen, definieren ihre Arbeit keineswegs immer als Konstruktiven Journalismus. „Wir sehen viele Menschen und Medien, die nicht unter diesem Label arbeiten, die aber Elemente aus diesem Ansatz verwenden“, sagt Hermans. Meist nicht alle Elemente, Newsrooms sind schließlich keine zum Leben erwachten akademischen Papers. Einzelne Aspekte aus der Theorie herauszunehmen und umzusetzen sei allerdings produktiv und wünschenswert, betont auch Cathrine Gyldensted. Es gehe nicht darum, die konstruktive Theorie einheitlich über jede Geschichte oder jedes Medium zu stülpen.

Die Leute und Medien, die sich aktiv mit Ansätzen des Konstruktiven Journalismus befassen, sind deswegen bunt und heterogen. Gemeinsam ist ihnen aber so gut wie immer ein verändertes Verständnis ihrer Rolle. Nina Fasciaux, europäische Managerin des Solutions Journalism Network, nutzt den Begriff „Guide Dog“: Statt als Watchdog nur Probleme offenzulegen, könne Journalismus als Guide Dog Lösungen sichtbar machen, vergleichen, einordnen und bewerten.

Die vielen Gesichter des Konstruktiven Journalismus

Es gibt viele andere, die das traditionelle Verständnis von Journalismus ausweiten. Eines der frühen Beispiele ist das holländische Medium *De Correspondent*, das bereits 2013 einen Crowdfunding-Rekord brach, indem es in acht Tagen über eine Million Euro aufstellte: mit dem Versprechen, Fortschritt und Innovation in den Vordergrund der Berichterstattung zu stellen. Der Philosoph und Gründer des Mediums, Rob Wijnberg, hatte zuvor für *NRC*, eine der größten Tageszeitungen der Niederlande gearbeitet – bis er gefeuert wurde. Seine Meinung zu Breaking News war bei *NRC* nicht gern gesehen: Wijnberg fand, dass es der falsche Weg sei, dieselben Ereignisse wie alle anderen Medien quasi in Echtzeit auf die Titelseite zu stellen, ohne Hintergründe genau zu kennen oder differenziert zu erklären. Also gründete er ein eigenes Medium. *De Correspondent* ist bis heute erfolgreich.

Der öffentlich-rechtliche norwegische Rundfunk NRK machte in den letzten vier Jahren den Klimawandel zu einem Hauptthema. Der Leiter der NRK-Klimasektion, Hans Cosson-Eide, spricht von einer Entwicklung hin zu weniger, dafür aber sichtbarer Geschichten. Die Berichterstattung fokussiert sich auf Folgen der Klimaveränderungen in Europa und Norwegen. Das Ergebnis: Artikel zum Thema Klima wurden besonders häufig angeklickt, bei drei der zehn meistgelesenen Geschichten auf NRK geht es um Klimawandel.

Das französische Medium *Nice Matin* stand 2014 kurz vor der Insolvenz. Ein völlig neues Konzept musste

gefunden werden. Man entschied sich für lösungsorientierte Berichterstattung, mehr Austausch mit den Leser:innen – sie sollten entscheiden dürfen, welche Themen behandelt würden – und einen Fokus auf regionale Themen und persönlichen Austausch. Der konstruktive Ansatz trug dazu bei, dass die Zeitung wieder auf die Beine kam. Lösungsorientierte Artikel schnitten bei vielen Parametern besser ab als andere Inhalte. Nicht zuletzt bei der Leser:innen-Bindung: Artikel über Lösungen generierten die meisten Abonnements für das Medium mit einer Konversionsrate von zehn Prozent, verglichen mit einem Prozent bei anderen Artikeln.

Bei Weitem nicht alle solchen Medien und Projekte sind erfolgreich. So musste etwa das 2019 gegründete englischsprachige Spin-off von *De Correspondent* nach einem Jahr eingestellt werden. Es konnte sich nicht durch Abonnent:innen finanzieren. Viele weitere hoffnungsfrohe Projekte wurden von der ökonomischen Realität eingeholt.

Trotzdem, der Ansatz verbreitet sich auf der ganzen Welt. Auch zahlreiche deutschsprachige Medien arbeiten bereits mit Elementen des Konstruktiven Journalismus. Wer aktiv danach Ausschau hält, findet sie an allen Ecken und Enden. Die deutsche *Zeit* bringt in einem eigenen Newsletter am Freitag „Nur gute Nachrichten zum Wochenende“: meist Erfolge im Kampf gegen Sexismus, Armut, soziale Ungleichheit, Umweltsünden etc. In seinem Programm „Perspektiven“ bringt der NDR Geschichten zu Lösungsansätzen. Auf der Website heißt es: „Unsere Recherchen sind keine belanglosen ‚Good News‘, sondern beleuchten positive Nachrichten mit Substanz und Innovationsgeist.“ Freie



Liesbeth Hermans forscht seit Jahren zur Wirkung von Konstruktivem Journalismus

KÖRBER STIFTUNG/CLAUDIA HÖHNE

WINDESHEIM UNIVERSITY



Boulevardmedien setzen oft auf reißerische Schlagzeilen und dramatische Darstellungen

Wissenschaftsjournalist:innen in Deutschland gründeten eine Genossenschaft, um auf ihrer Plattform Riffreporter über Wissenschaftsthemen abseits der Fokuspunkte klassischer Medien zu berichten.

In Österreich lädt unter anderem der *FALTER* immer wieder zum öffentlichen Austausch zwischen Expert:innen und interessierten Leser:innen. Das Online-Medium tag eins stellt sich laut Blattlinie gegen „den Druck, höher, schneller, weiter zu sein“, und macht „Slow Journalism“, der stark auf die Interessen der Leser:innen eingeht, Kontexte erklärt und über Lösungsmöglichkeiten berichtet. Auf Ö1 wurden von 2020 bis 2023 unter dem Titel „Reparatur der Zukunft“ Projekte vorgestellt, die innovative Antworten auf gesellschaftliche Probleme haben. Ende des Jahres 2024 blickten etwa die *Zeit* und der *FALTER* auf Geschichten aus den vergangenen zwölf Monaten zurück, wählten einige aus und erzählten, was danach geschah.

Die Jungen, die Alten und andere Blasen

Diese Beispiele sind bei Weitem nicht die einzigen. Ist Konstruktiver Journalismus also auf dem Siegeszug? Ja und nein, sagt Hermans. Erstens ist diese Form der Berichterstattung noch relativ jung: Wer damit arbeitet, muss sich nach wie vor oft rechtfertigen und gegen Skepsis ankämpfen. So sei der Redaktionsalltag am

ersten Arbeitsplatz nicht selten eine Ernüchterung für junge Journalist:innen, die neue Ideen umsetzen wollen. „In der Praxis geht es im Journalismus oft um individuelles Prestige und schnelle, extreme Reaktionen der Leser:innen. Junge Kolleg:innen passen sich oft rasch diesen traditionellen Mustern an.“

Den Beweis zu erbringen, dass der konstruktive Ansatz Erfolg bringt, ist nämlich nicht leicht – wenn man Erfolg über Klicks und schnelles Geld definiert. Mittlerweile zeigen verschiedene Studien und Erfahrungsberichte aus Redaktionen, dass Konstruktiver Journalismus Konsument:innen interessiert, am Ball hält, zum Hinein- und Weiterlesen bewegt. Trotzdem, Veränderung braucht Zeit. Alternativen Arbeitsweisen müsse aktiv Raum gegeben werden, damit sie sich entfalten könnten, sagt Hermans.

Außerdem gibt es große Unterschiede in den Ansprüchen verschiedener Konsument:innen-Gruppen. „In unserer Forschung sehen wir, dass die digitalen Generationen, also alle unter vierzig Jahren, ein anderes Verständnis von Nachrichten haben“, erklärt Hermans. „Während ältere Menschen traditionelle Medien oft aus einer Art Pflichtgefühl konsumieren, sind jüngere selektiver und kritischer.“

Was bedeutet das konkret? Junge Generationen finden mehr Wege, um sich zu informieren: Sie nutzen etwa Netflix, Spotify und soziale Medien. Auf ein bezahltes Abonnement wird oft verzichtet, bzw. wird ein Account unter mehreren Konsument:innen aufgeteilt. Nachrichteninhalte bewerten jüngere Menschen kritischer. Inhalte, die ein Gefühl von Machtlosigkeit und Hoffnungslosigkeit vermitteln, werden oft übersprungen. „Sie erwarten sich, dass Inhalte für sie persönlich relevant sind und dass ihnen verschiedene Perspektiven vermittelt werden“, meint Hermans.

Sie warnt davor, dieses neue Konsumverhalten als unwichtig abzutun oder jüngere Menschen als uninformiert und uninteressiert zu bewerten. „Umfragen zeigen: Wer jung ist und sich wenig auf traditionelle Medien verlässt, ist trotzdem über wichtige Ereignisse auf dem Laufenden. Es sind die Älteren, die dann den Anschluss verlieren.“ Um relevant zu bleiben, müssten sich Medien der Erwartungshaltung der Jungen anpassen und sie ernst nehmen. „Die ältere Generation glaubt manchmal, sie wüsste, worüber junge Leute lesen wollen: Sport, Sex und Unterhaltung. Gespräche und Umfragen zeigen aber das Gegenteil: Das Interesse an politischen, sozialen und ökologischen Themen ist groß, von den Nachrichten erwarten sich junge Menschen Information, Kontext, Interpretation und Empowerment.“ Es sei wichtig, mit jungen Menschen in den Dialog zu kommen und herauszufinden, was sie interessiert.

Immer mehr Medien scheinen dem zuzustimmen. Auch wenn noch Luft nach oben ist – Austausch mit dem Publikum ist keine Nischenidee mehr. Damit beschäftigt

sich auch Alexander Mäder. Er ist selbst Journalist und unterrichtet an der Hochschule der Medien in Stuttgart. Ebenso wie Liesbeth Hermans war auch er im Rahmen seiner Lehrtätigkeit am Erasmus+-Programm „Dialogue“ beteiligt. Das Programm bot ein Curriculum mit Fokus auf Publikumsbeteiligung und Dialog. „Für viele der großen Medien ist Austausch mit ihrem Publikum mittlerweile eine Selbstverständlichkeit“, so Mäder. „Sei es in Form von Newslettern, auf die man antworten kann, als

« Ältere Menschen nutzen traditionelle Medien oft aus einer Art Pflichtgefühl, jüngere sind selektiver und kritischer »

eigene Rubrik, als Grundgedanke in der Redaktion oder in Social Media.“

Ein solcher Austausch habe auch Grenzen, betont er. Und zwar im analogen wie im digitalen Bereich. Das Problem der Blasenbildung gebe es überall: Auf Facebook erreiche man ganz andere Menschen als auf Instagram; zu einer persönlichen Debatte zum Thema Ernährung kämen tendenziell vor allem Vegetarier. „Verschiedene Perspektiven zusammenzubringen ist eine Herausforde-

rung.“ Ebenso wie die Berichterstattung darüber: „Nach einer Bürgerdiskussion nur den Bürgermeister, der den Austausch initiiert hat, zu interviewen, ist wenig zielführend. Wir müssen neue Formen finden, um eine breite Öffentlichkeit über einen Meinungs-austausch zu informieren.“

Gesucht wird fleißig. In Dänemark mussten Politiker:innen in einer TV-Debatte unlängst unter Zeitdruck zu einer Einigung zu einem bestimmten Thema finden, während die Studiowände immer näher rückten. ZDF erfand 2022 das Format „unbubble“ für YouTube, bei dem zwei Personen mit konträren Meinungen miteinander sprachen. Mäder selbst moderiert immer wieder „House of Commons“-Debatten, bei denen sich alle Teilnehmer:innen zu jeder Frage auf die „Ja“- oder die „Nein“-Seite stellen müssen. „Die Begründungen für ein Ja oder Nein zu hören ist sehr erhellend und oft überraschend.“

Perfekt ist keines dieser Formate, nicht immer wird das beabsichtigte Ziel des möglichst breiten – und vor allem konstruktiven – Austauschs erreicht. So hätte man bei ZDF vielleicht nicht erwartet, dass die empörte Kritik an „unbubble“ vor allem von linker, woker Seite kommen würde. Trotzdem: Die Vielfalt der Formate, die es mittlerweile gibt, ist für Mäder ein Grund für

Sicher mit dem Euro.

Bezahlen mit dem Euro – einfach, sicher und schnell: ob bar, online oder mit Karte. Informieren Sie sich jetzt unter oenb.at/sicherbezahlen.

QR code: Eine entgeltliche Information der Oesterreichischen Nationalbank.

OeNB
OESTERREICHISCHE NATIONALBANK
EUROSYSTEM

NINI TSCHAVOLL

Zuversicht. „So entsteht innerhalb von ein paar Jahren eine Sammlung an Formaten, auf die man in verschiedenen Kontexten zurückgreifen kann.“

Status quo und quo vadis

Es bleibt zu hoffen, dass die Zahl der Medien, Redaktionsteams und unabhängigen Journalist:innen, die auf neue Formate zurückgreifen wollen, weiter wächst. Denn die Verbreitung des Konstruktiven Journalismus bedeutet nicht zuletzt Hoffnung auf Diversifizierung in der Medienlandschaft und ein Wiedererstarken lokalpolitischer Berichterstattung. Einige der erfolgreichsten Projekte dieser Art der journalistischen Arbeit fanden in lokalem Kontext statt und waren für eine vergleichsweise kleine Gruppe von Menschen relevant. „Wer baute das siebentorige Theben? / In den Büchern stehen die Namen von Königen. / Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt? / Und das mehrmals zerstörte Babylon / Wer baute es so viele Male auf?“, schrieb Bertolt Brecht 1935 in „Fragen eines lesenden Arbeiters“. Das fragen sich heute immer mehr Journalist:innen – und sprechen mit Menschen über Themen, die für die kleinen Communities relevant sind, und machen sichtbar, wie es ihnen geht, wofür sie arbeiten und sich einsetzen.

« Konstruktiver Journalismus bedeutet nicht zuletzt Hoffnung auf Diversifizierung in der Medienlandschaft und ein Wiedererstarken lokalpolitischer Berichterstattung »

Konstruktiver Journalismus hat bisher weder die Newsrooms dieser Welt erobert noch den Beruf von Journalist:innen neu definiert. Ich glaube auch nicht, dass das passieren wird. Aber darum geht es gar nicht. Es reicht, dass Journalist:innen neue Möglichkeiten und alternative Methoden in die Hände bekommen. Und es gibt viele, denen die Arbeit mit diesen Methoden sinnvoll erscheint. Das betonen Hermans ebenso wie Mäder, der von einer „kleinen Bewegung“ spricht, die durch dieses alternative Denken im Journalismus ausgelöst wurde.


Natürlich birgt Konstruktiver Journalismus – wie alle anderen Vorgehensweisen in der medialen Arbeit – Gefahren und Herausforderungen. Kritiker:innen sehen darin etwa Berichterstattung durch die rosarote Brille: Wenn sich Nachrichten ausschließlich mit positiven Ereignissen und Entwicklungen befassen, entsteht schnell der Eindruck von Wohlfühljournalismus: Wie kann es helfen, den Krieg im Nahen Osten außen vor zu lassen und stattdessen über die Eröffnung der zweiten dorfeigenen Kunstgalerie zu berichten? Vertreter:innen

der konstruktiven Berichterstattung argumentieren, dass gerade kleinere Ereignisse in unserem direkten Umfeld für uns relevant sind und die Möglichkeit der Beteiligung bieten. Außerdem können auch die größten Herausforderungen unserer Zeit unter einem lösungsorientierten Blickwinkel betrachtet werden.

Konstruktiver Journalismus wird auch immer wieder dafür kritisiert, dass er zu nahe am Aktivismus liegt und diese Grenze gelegentlich überschreitet. Ein naheliegender und nicht ganz unberechtigter Vorwurf. Weil er so oft genannt wird, sind jene, die lösungsorientierten Journalismus verteidigen, gefordert, das Gegenteil zu beweisen. So entsteht eine interessante Dynamik: Medien, die mit Konstruktivem Journalismus arbeiten, machen ihre Arbeitsweise oft besonders transparent und achten besonders genau auf die Auswahl ihrer Quellen und auf kritische Blicke in Bezug auf dargestellte Probleme und Lösungen.

Außerdem: Ist Subjektivität nicht ohnehin immer Teil der journalistischen Arbeit? Selbst der nüchternste Tatsachenbericht lässt durch die Wortwahl erkennen, an wen er sich wendet. Durch die Wahl der Quellen und thematischen Schwerpunkte wird klar, was von der verantwortlichen Journalistin – oder der Nachrichtenagentur oder der KI – als wichtig eingestuft wird. Und über die Medien, in denen sie publizieren, tun Journalist:innen indirekt kund, wo sie politisch stehen und wie sie denken. Das Sichtbarmachen menschlicher Akteur:innen und ihrer subjektiven Meinungen war immer wesentlich. In einer Zeit, in der uns KI-gesteuerte Inhalte überschwemmen und das postfaktische Zeitalter ausgerufen wird (angstvoll von den einen, triumphierend von den anderen), ist es besonders bedeutend. Auch hier leistet der Konstruktive Journalismus wichtige Arbeit.

Wenn ich zu den Formen und Praxisbeispielen des Konstruktiven Journalismus recherchiere, geht es mir wie Zadie Smith, die in ihrem Essay „The Dream of the Raised Arm“ (2024) schreibt: „Ich habe immer noch einen Funken Optimismus. Ich glaube nach wie vor, dass eine Generation kommen wird, die uns aus unserem digital veränderten Schlummer aufwecken wird.“ Es gibt viele intelligente, optimistische Ideen und Menschen, die sie umsetzen und erfolgreich verbreiten. Eine solche Idee ist Konstruktiver Journalismus. Zum Glück gibt es viele, die damit arbeiten – und darüber erzählen.

Wenn in den mexikanischen Nachrichten mehr Geschichten dieser Art erzählt werden würden, würde meine Freundin aus Neuseeland sich wahrscheinlich mehr mit der Politik ihrer neuen Heimat auseinandersetzen. Und sich vielleicht auch mehr engagieren. Sie ist nämlich eine tough, kluge Frau. Aber sie braucht mehr Hoffnung. Wie wir alle. 

Linn Ritsch

ist Redakteurin im Falter Verlag und arbeitet als freie Journalistin

G * tt

2.4. –
5.10.2025

#FragenZuGott

Dorotheergasse 11
1010 Wien
So–Fr 10–18 Uhr
jmw.at

Die großen Fragen zwischen Himmel und Erde

Die Zukunft ist analog

Der kanadische Journalist und Optimist David Sax übt konstruktive Fortschrittskritik. In seinem Buch „The Future Is Analog“

Christian Schüller

David Sax ist nicht von gestern. Er schätzt Technologien, die das Leben vereinfachen, und möchte die Uhr nicht zurückdrehen. Doch er stellt eine interessante These auf: Je mehr wir uns das Leben mit digitaler Technik vereinfachen, desto deutlicher wird, wie kompliziert unsere menschlichen Bedürfnisse sind. Oder: wie analog.

Das verfrühte Ende des Büros

Ein Aha-Erlebnis war für den Autor die schlagartige Veränderung der Arbeitswelt beim ersten Lockdown: Homeoffice, Videokonferenzen und flexible Arbeitszeiten wurden einerseits spontan aus der Krise geboren, wirkten zugleich aber utopisch – wie ein Vorgriff auf das, was viele sich schon vor der Pandemie als „die Welt von morgen“ vorgestellt hatten. Doch was geschah dann?

Um dem auf den Grund zu gehen, hat Sax Unternehmen, Arbeitnehmer:innen, Human-Resources-Expert:innen und Arbeitspsycholog:innen in den USA, Kanada und im Fernen Osten schildern lassen, wie sich das „neue Arbeiten“ auf die Produktivität auswirkte.

Die Antworten fielen ziemlich einhellig aus: Besonders dort, wo Kreativität gefragt ist, in Bereichen wie Design, Architektur, Software-Entwicklung und Multimedia, hat das freiere bürolose Arbeiten nach einer kurzen Euphorie zu Einbrüchen geführt. Während vor der Pandemie die Meinung weit verbreitet war, dass Bürokratie von der wahren Kreativität ablenke, stellte sich nun heraus, dass Mitarbeiter:innen ohne Ablenkung viel länger brauchen, um Ideen zu entwickeln.

Für dieses Paradoxon hat David Sax im Zuge seiner Recherchen eine mögliche Erklärung gefunden: Ein guter Teil der Kreativität stecke gerade im scheinbar Überflüssigen, in dem, was die zielgerichteten Online-Meetings ausblenden würden: die zufällige Begegnung beim Kaffeeautomaten, die Pinnwand mit den Ansichtskarten, die flüchtigen Eindrücke auf dem Weg zur Arbeit. Am Anfang der Pandemie schien niemand dem Büro nachzuweichen. Es war ohnehin nicht mehr als ein notwendiges Übel gewesen. In Zukunft nicht mehr jeden Tag den Chef sehen müssen und nicht mehr von früh bis spät von Kolleg:innen zugetextet werden, das klang verlockend.

Im Nachhinein habe sich gezeigt, dass Arbeit ein viel komplizierterer Prozess sei als bisher angenommen.

Physische Räume, in denen Arbeit stattfindet, und die Beziehungen zwischen den Mitarbeitenden – mit samt allen Störfaktoren – würden ein Klima schaffen, in dem viele Ideen erst gedeihen, schreibt Sax. Die Körpersprache der Kolleg:innen und Kund:innen enthalte ebenso wertvolle Informationen wie die Anordnung von Schreibtischen, die Bilder an der Wand oder die Pflanzen, die jemand im Büro aufgestellt hat.

Zwar wurden die oft als lähmend empfundenen Bürositzungen durch schlanke Zoom-Meetings ersetzt. Überflüssiger Small Talk fiel weg. Doch bald zeigte sich, dass es ohne den Small Talk schwieriger wurde, sich zu verständigen. Mitarbeiter:innen und Vorgesetzte schienen nun öfter aneinander vorbeizureden als vorher.

Sax plädiert nicht dafür, in die Bürowelt zurückzukehren. Gespräche mit Managern zeigten ihm aber, dass viele von ihnen über Effizienz heute anders denken als vor der Pandemie. Welche Bedürfnisse verstecken sich in überkommenen Organisationsformen? Wo muss altmodisch gedacht werden, um Fortschritt zu ermöglichen?

Eine Unternehmensberaterin aus Hongkong bewertet sogar die kräfteaubende Busfahrt in die Arbeit, über die sie früher so oft geflucht habe, neu. „Es verschafft dir die Zeit, Dinge noch einmal durchzukauen. Es ist eine erzwungene Nachdenkzeit und manchmal eine erzwungene Zeit unverhoffter Inspiration.“ Umwege führen manchmal schneller zum Ziel – eine Erkenntnis, die sich die digitale Welt von den analogen abschauen sollte, meint Sax. Noch eine Feststellung hängt damit zusammen: Nicht jede Erfindung ist eine Innovation.

Die Klugheit von Städten

Straßen, die für selbstfahrende Autos geeignet sind, unterirdische Müllabfuhr, die automatisch funktioniert, allgegenwärtige Sensoren, die Wünsche und Bedürfnisse registrieren, damit in der Stadt alles noch reibungslos läuft. Sauberer, sicherer, demokratischer. Das alles gibt es in einem Stadtteil von Toronto, der „Sidewalk“ heißt und als Smart City konzipiert wurde – in enger Zusammenarbeit mit dem Datenriesen Google.

Die Idee, dass digitale Technologie Städte effizienter und dadurch lebenswerter machen könne, hat mittlerweile bei Lokalpolitiker:innen, Städteplaner:innen und Geschäftsleuten weltweit Anklang gefunden. Aber wollen Menschen in Städten leben, weil sie reibungslos sind, fragt Sax, oder ist es nicht gerade die Reibung zwischen Menschen, die eine Stadt ausmacht? Reibung, die Probleme, aber auch Lösungen hervorbringt?

In ihrer Studie über die Geschichte von Smart Cities hat die koreanisch-amerikanische Forscherin Chamee Yang herausgearbeitet, wie besonders autoritäre Regierungen von diesem Modell angetan sind – Singapur, Dubai, Ägypten, Saudi-Arabien, China. „Innovationen sollten unser Leben interessanter oder leichter machen, aber nicht kontrollieren“, sagt Roberta Gratz. „Wer eine Stadt kontrollieren will, erstickt ihre Entwicklung.“

Städte wie New York und Chicago, Hongkong und Hanoi, Mexico, Kairo und Durban würden ihren Erfolg gerade ihrer Unberechenbarkeit verdanken, schreibt David Sax. „Ihre Seele ist das Chaos.“

Lob des Small Talks

Für Sax wirken digitale Technologien mitunter wie Spiegel. So haben Zoom und Co. uns gezeigt, was wir eigentlich tun, wenn wir miteinander reden. Teilnehmer:innen von Online-Konferenzen berichten oft, wie anstrengend sie diese Treffen finden. Forschungen ergeben, dass die Erschöpfung von unserem angestregten Bemühen kommt, Signale zu ergänzen, die bei der Online-Konversation untergehen. Das sind überwiegend nonverbale Botschaften, die wir, wenn wir uns mit jemandem in einem Raum befinden, unbewusst registrieren. Manchmal sind es Nuancen in der Stimme des Gegenübers.

Es geht in einem Gespräch nicht nur um den Inhalt, sondern immer auch um den Grad an Nähe, der durch das Miteinander-Sprechen hergestellt wird. Wie schnell sich der Tonfall verschärft, wenn dieser Kontext verloren geht, hat der Autor mit einem unbeabsichtigten Experiment in Social Media erfahren: Es sollte um eine gute Sache gehen. Mit der Seite „Save the Deli“ wollte Sax Anhänger:innen jüdischer Delikatessen zusammenbringen. Was im Zeichen gemeinsamer Lebensfreude begonnen hatte, artete jedoch bald in gegenseitigen Vorwürfen und Beschimpfungen aus.

Dafür macht der Autor nicht nur die Algorithmen im Hintergrund verantwortlich, die bekanntlich negative Emotionen bevorzugen und aufpeitschen. Die Wut, die in sozialen Medien oft zum Ausdruck kommt, vergleicht der texanische Propaganda-Forscher Samuel Woolley mit dem Wutverhalten von Autofahrer:innen. Durch einen Panzer von Stahl und Glas abgeschirmt, würden Menschen viel schneller aggressiv und wütend werden, als wenn sie sich als Fußgänger:innen begegnen.

Über soziale Medien kommunizieren wir, aber wir führen keine Gespräche, schreibt Sax. Gespräche sind



David Sax ist ein Autor, der sich auf Themen rund um Kultur und Wirtschaft spezialisiert hat

mehr als Kommunikation. Ihre Komplexität zeigt sich in der unbewussten Anpassung ans Gegenüber, im Annehmen oder Zurückweisen von Nähe. Was wir vom virtuellen Gegenüber nicht wahrnehmen können, ersetzen wir unwillkürlich durch eigene Emotionen.

Sax spricht sozialen Medien nicht ab, dass sie Lücken füllen, Verbindungen herstellen, anregen, unterhalten, unser Wissen erweitern. Nur sollte man nicht erwarten, dass sie den Wunsch nach Nähe und Anerkennung erfüllen. Diese bekommt man, wenn man die schützende virtuelle Identität verlässt und sich unter Menschen mischt.

Was das bedeutet, illustriert ein soziales Experiment, das in Wales begann. Es besteht aus einer öffentlich zugänglichen Sitzbank, auf der die Worte „Happy to Chat“ stehen. Wer Lust auf ein Gespräch hat, setzt sich auf die Bank und wartet, bis sich jemand dazugesellt. Es liegt an den Beteiligten, wie sehr sie sich aufeinander einlassen. Die Erfahrung mag anregend sein oder nicht. Die Gefahr, missverstanden zu werden, scheint jedenfalls geringer als beim körperlosen Chat im Internet. Alles in allem erfreuen sich die Sprechbänke großer Beliebtheit, ob im walisischen Cardiff oder im polnischen Krakau.

David Sax' Buch bietet fundierte Fortschrittskritik aus der Sicht eines Optimisten. Es geht ihm nicht darum, zu einem vordigitalen Leben zurückzukehren, sondern darum, wählerischer zu werden, was unsere Zukunft betrifft. „Eine analoge Zukunft bedeutet, dass wir aufmerksam entscheiden, wie wir weitermachen wollen. Zu unseren eigenen Bedingungen.“

Christian Schüller ist Journalist und Autor

The Future Is Analog

How to Create a More Human World

Hachette Books



Kapitel 2

Waffen oder Worte

Das Engagement in der Zivilgesellschaft hat Menschen aus dem schwarzen Loch geholt, es hat ihnen das Gefühl gegeben, selbst im Chaos selbstbestimmt zu handeln.

Anita Haviv-Horiner, israelische Aktivistin – Seite 62

In einer Umfrage sprachen sich einst 70 Prozent der Israelis gegen die Rückgabe des Sinai aus. Einen Monat später waren 70 Prozent dafür.

David Roet, israelischer Botschafter in Wien – Seite 76

Als erste Frau schaffte es Claudia Sheinbaum in Mexiko, mit 130 Millionen Einwohnern das größte spanischsprachige Land, zur Staatspräsidentin gewählt zu werden, obwohl dort der Machismo grassiert.

Erhard Stackl – Seite 84





Mitglieder der Friedensorganisationen Women Wage Peace und Women of the Sun bei einem Treffen am Toten Meer

Frauen machen Frieden

Wie jüdische und arabische Frauen gemeinsam an einer Zukunft ohne Krieg arbeiten

Angela Scharf

Mit über 45.000 Mitgliedern ist die Frauen-Friedensorganisation Women Wage Peace die größte Grassroot-Bewegung in Israel. Die Initiative wurde im Jahr 2014 nach der israelischen Militäroperation in Gaza „Protective Edge“ gegründet. Seit damals sagen wir: „Genug ist genug!“ Der seit Jahrzehnten bestehende Konflikt zwischen Israel und Palästina hat auf beiden Seiten zu viel Leiden verursacht und braucht eine echte Lösung. Wir wollen endlich Frieden!

Das Besondere für mich ist, dass bei Women Wage Peace jüdische und arabische Frauen gemeinsam für den Frieden kämpfen. Wir stammen aus allen politischen Lagern. Wir, als Frauen und Mütter, kämpfen für eine friedliche Zukunft unserer Kinder und Enkelkinder. Unsere zentrale Forderung ist, dass sich die Regierungen endlich wieder an einen Verhandlungstisch setzen. Jede friedliche Lösung, für die sich dann die Regierungen von Israel und Palästina gemeinsam entscheiden, ist für uns akzeptabel. Das kann eine Zweistaatenlösung sein, aber auch andere Vereinbarungen sind denkbar.

Women Wage Peace organisierte seit 2014 Hunderte Treffen, Demonstrationen und Friedensmärsche.

GAL MOSENSON

Wir gehen auch oft in das israelische Parlament, die Knesset, um dort Abgeordnete zu treffen. Wichtig ist für uns: Dieser Friedensprozess muss mit aktiver Beteiligung von Frauen stattfinden. Das ist auch das ausdrückliche Ziel der UNO-Resolution 1325, die im Jahr 2000 einstimmig im UN-Sicherheitsrat beschlossen wurde: Diese fordert, die Rechte von Frauen in Konflikten zu schützen und Frauen gleichberechtigt bei Friedensverhandlungen mitwirken zu lassen. Das war schon in vielen Konflikten ein gutes Rezept, zum Beispiel in Liberia, in Nordirland und in Kolumbien. In diesen Regionen spielten Frauen eine wichtige Rolle bei der langfristigen Lösung von langwierigen bewaffneten Auseinandersetzungen.

Das zeigt uns: Wenn Frauen beider Seiten zusammenarbeiten, können auch scheinbar hoffnungslos verfahrenere Situationen geklärt werden.

Unseren Kindern zuliebe

Vor drei Jahren wurde unsere palästinensische Schwesterorganisation Women of the Sun gegründet. Seitdem arbeiten wir zusammen. Inzwischen haben wir ein offizielles Freundschaftsbündnis geschlossen und gemeinsam eine Petition, den Mother's Call, verfasst: „Wir

palästinensischen und israelischen Frauen sind geeint im Wunsch für eine Zukunft von Frieden, Freiheit, Gleichheit, Rechten und Sicherheit für unsere Kinder und die nächsten Generationen.“ In diesem „Aufruf der Mütter“ fordern wir die Menschen unserer beiden Nationen und der ganzen Welt auf, uns zu unterstützen.

Zu den Unterzeichner:innen des Aufrufes zählen unter anderen Papst Franziskus und die frühere US-Außenministerin Hillary Clinton. Nach hundert Jahren des Konflikts, der vor allem von Männern bestimmt wurde, ist es jetzt Zeit für Frauen, den Weg zu einer Konfliktlösung anzuführen!

Wir sind Mütter einer tief verwundeten Region. Für unsere Kinder und die künftigen Generationen tragen wir die Verantwortung, die bedrückende Realität in Israel und Palästina zu ändern. Für uns Frauen gibt es nicht zwei Seiten in diesem Konflikt. Es gibt nur eine Seite: die Seite der Mütter, die ihre Kinder für das Leben großziehen wollen, nicht für den Tod.

Ein besonderer Höhepunkt der Aktivitäten von Women Wage Peace und Women of the Sun war eine gemeinsame Großveranstaltung am 4. Oktober 2023. Über 1.500 israelische und palästinensische Frauen



Angela Scharf mit Hillary Clinton, die den „Aufruf der Mütter“ ebenfalls unterzeichnete

trafen sich in Jerusalem und am Toten Meer. Das Hauptziel der Veranstaltung war, die Politiker:innen beider Seiten zu Verhandlungen aufzufordern und die Ideen des Mother's Call zu unterstützen. Symbolisch dafür war ein runder Verhandlungstisch, der in der Mitte des Treffens am Toten Meer platziert war. Die Veranstaltung wurde von vielen ausländischen Diplomaten:innen unterstützt. Unter anderem sprachen die amerikanische stellvertretende Botschafterin und die Vertreterin der Europäischen Union.

Alle Teilnehmerinnen kehrten gestärkt und voller Energie und Hoffnung nach Hause zurück. Doch dann, nur drei Tage später, am 7. Oktober, zerbrach unsere Welt! Ich muss die vielen schrecklichen Details nicht erwähnen. So viele wurden von der Hamas grausam ermordet und viele wurden bei dem Angriff als Geiseln genommen. Inzwischen sind es bereits Zehntausende Opfer auf beiden Seiten, darunter viele Frauen und Kinder.

Das Vermächtnis der Vivian Silver

Zu den Toten des ersten Tages zählte auch Vivian Silver. Die kanadisch-israelische Friedensaktivistin engagierte sich unter anderem dafür, Patient:innen aus Gaza in israelische Krankenhäuser zu bringen. 1998 wurde Vivian Geschäftsführerin des Negev Institute for Strategies of

Peace and Development, das sich für ein besseres Zusammenleben von Juden und Arabern einsetzt. Vivian war auch eine der Gründerinnen von Women Wage Peace und spielte eine wichtige Rolle bei der Organisation des Friedentreffens am 4. Oktober. Sie war eine sehr gute Freundin von mir.

« Wenn Frauen beider Seiten zusammenarbeiten, können auch scheinbar hoffnungslos verfahrenere Situationen geklärt werden »

Vivian war am 7. Oktober in ihrem Haus nahe Gaza im Kibbuz Beerli, der von der Hamas angegriffen wurde. Selbst in dieser Situation telefonierte sie mit ihrem Sohn und sagte ihm, dass der Einsatz für den Frieden weitergehen müsse. Dann verstummte ihre Stimme. Zuerst dachten wir, dass Vivian nach Gaza entführt worden war, und setzten alle Hebel für ihre Freilassung in Bewegung. Doch Wochen später wurde klar, dass Vivian schon am ersten Tag ermordet wurde. Zum zehnjährigen Bestehen von Women Wage Peace und genau ein Jahr nach der Bekanntgabe des Todes von Vivian Silver führen wir wie

Wien sucht Ihr Projekt!

Die Stadt gestaltet die Zukunft – und Ihr Unternehmen kann Teil davon sein!

Wien ist der Wirtschaftsmotor Österreichs: Mit einem Bruttoregionalprodukt von zuletzt über 110 Milliarden Euro werden hier 25 Prozent der österreichischen Wirtschaftsleistung erbracht. Die Produktivität der Beschäftigten liegt mit 35 Prozent über dem EU-Durchschnitt. Alle 55 Minuten wird ein neues Unternehmen gegründet. Wien ist eine der wirtschaftlich erfolgreichsten Städte der Europäischen Union.

BELIEBTER STANDORT

Wien ist als Wirtschafts- und Innovationsstandort attraktiv: Etwa wegen der Verfügbarkeit gut ausgebildeter Fachkräfte, der zahlreichen digitalen und technischen Studienfächer an den 26 Hochschulen und der geografischen Lage im Herzen Europas. Außerdem hat Wien eine bestens ausgebaute Infrastruktur, moderate Lebenshaltungskosten und eine hohe Lebensqualität. Auch die aktive Arbeitsmarktpolitik zeigt Wirkung: 925.000 Unselbstständige gab

es zuletzt – ein historisches Rekordniveau des Beschäftigungsstandes. Besonders beliebt ist Wien für Unternehmen der Informations- und Kommunikationstechnologie, im Life-Science-Sektor und bei Pharma-, Medizintechnik- und Biotechnologieunternehmen.

MEHR ALS 100 LEITPROJEKTE

Wien geht Herausforderungen aktiv an, egal ob Stadtwachstum, Digitalisierung oder Klimawandel. 2019 wurde gemeinsam mit Wiener Unternehmen die Strategie „WIEN 2030 Wirtschaft & Innovation“ erarbeitet. Mehr als 100 Leitprojekte wurden bereits entwickelt. Sie tragen zur positiven Beschäftigungsentwicklung und zu technologischen Fortschritten für Lebensqualität und Ressourcenschonung bei. Auf Basis bisheriger Erfahrungen wird die Strategie nun evaluiert. So wird die Wirksamkeit noch erhöht und messbar gemacht. Zu einer Marke des Wirtschafts-

standortes ausgebaut wird etwa das Spitzenthema Wiener Digitalisierung. Sie steht für Lebensqualität, Fairness und Sicherheit. Die digitale Transformation erfolgt im Sinne des Digitalen Humanismus zum Nutzen der Menschen.

SECHS SPITZENTHEMEN

Bis 2030 werden in sechs Spitzenthemen innovative Lösungen entwickelt, die Wien an die Weltspitze bringen sollen:

- Lösungen für die klimaneutrale Stadt
- Gesundheitsmetropole Wien
- Wiener Digitalisierung
- Smarte Produktion in der Großstadt
- Stadt der internationalen Begegnung
- Kultur- und Kreativmetropole Wien.

Informieren Sie sich über den zukunftsorientierten Wirtschaftsstandort Wien und über die Wirtschafts- und Innovationsstrategie WIEN 2030: wien.gv.at/wien2030

FOTO: GETTYIMAGES



IHR PROJEKT FÜR WIEN 2030 – JETZT BEWERBEN!

Sie führen ein Unternehmen in Wien? Sie haben Ideen für innovative Projekte, die zur Strategie WIEN 2030 beitragen? Stellen Sie sich diese Fragen:

- Trägt Ihr Projekt zu einem der sechs Spitzenthemen der Strategie WIEN 2030 bei? Hat es das Potenzial, Wien nachhaltiger, smarter oder lebenswerter zu machen?
- Kann es die Stadt wirtschaftlich, ökologisch und gesellschaftlich voranbringen?
- Können Sie interessante Unternehmen, Vereine, Forschungs- oder öffentliche Einrichtungen dafür gewinnen? Erkennen Sie Ihr Projekt wieder? Dann werden Sie Teil von Wiens Zukunft! Melden Sie sich unter: wien2030@ma23.wien.gv.at



PHIL HUMMICKY/GEORGETOWN UNIVERSITY

damals mit dem Zug nach Sderot in der Nähe von Gaza, um an unsere erste Veranstaltung zu erinnern und an Vivian zu denken.

Vertreterinnen von Women Wage Peace waren seit Oktober 2023 bei den vielen Kundgebungen zur Freilassung von Geiseln aktiv beteiligt. Fast täglich stehen Vertreterinnen von Woman Wage Peace am Hostage Square und auf der Begin-Straße in Tel Aviv, um die Familien der Geiseln zu unterstützen. Genauso wie wir die Opfer in Israel bedauern, bedauern wir auch die zivilen Opfer in Gaza. Menschen, die durch die militärischen Operationen als Folge des Überfalls der Hamas gelitten haben oder ihre Leben verloren. Unser besonderes Mitgefühl gilt den Müttern in Gaza, deren Kinder verletzt oder getötet wurden. Dieser furchtbare Konflikt zeigt, dass wir echte Lösungen für einen Frieden benötigen. Die Spirale der Gewalt muss endlich durchbrochen werden.

« Es ist zwar leider durch die geschlossenen Grenzen fast unmöglich, sich persönlich zu treffen. Wir bleiben aber weiter online in intensivem Kontakt »

Das war auch das Ziel der ersten größeren Demonstration für den Frieden. Diese wurde im Jänner 2024 in Tel Aviv gemeinsam von Women Wage Peace und der Friedensorganisation Standing Together organisiert und von mehr als 30 Organisationen unterstützt. Ebenfalls in Tel Aviv fand am 1. Juli unter dem Motto „It's Time“ die bis heute größte Friedensveranstaltung von rund 50 Organisationen statt. Women Wage Peace gehörte zu den Hauptinitiatoren.

Internationale Anerkennung

Besonders erfreulich ist, dass trotz des Leids auf beiden Seiten die Zusammenarbeit von Women Wage Peace und Women of the Sun weiter aufrecht bleibt. Es ist zwar leider durch die geschlossenen Grenzen fast unmöglich, sich persönlich zu treffen. Deswegen treffen wir uns hauptsächlich im Ausland bei verschiedenen Veranstaltungen, zu denen wir seit Anfang des Jahres 2024 eingeladen wurden. Wir bleiben aber weiter online in intensivem Kontakt. Und wir führen unsere gemeinsame Friedensarbeit als Frauen unverdrossen fort.

Dies ist auch ein Zeichen der Hoffnung in Zeiten, in denen der Konflikt bei vielen anderen Menschen beider Länder das ohnehin nur schwache gegenseitige Vertrauen zerstört hat. Seit dem 7. Oktober sind solche Zeichen der Hoffnung auch weltweit immer wichtiger.

Unsere beiden Organisationen haben seit den Entwicklungen der letzten Monate verstärkt Anerkennung erfahren. So zählten die Organisationen Women Wage Peace und Women of the Sun zu

den Nominierten für den Friedensnobelpreis 2024. Die Berliner Philharmoniker haben ein Benefiz-Konzert zur Unterstützung unserer gemeinsamen Arbeit veranstaltet. Dazu kommen viele gemeinsame offizielle Einladungen zu Veranstaltungen, zum Beispiel in Frankreich, Deutschland, Slowenien und Wien. Anlässlich des Weltfrauentages am 8. März 2024 wurden zwei Vertreterinnen unserer beiden Organisationen vom *Time Magazine* zu „Women of the Year“ gewählt und gemeinsam ausgezeichnet, darunter Yael Admi, eine unserer Gründerinnen, und Reem Hajajreh, die Gründerin von Women of the Sun. Auch Hajajreh setzt ihren unermüdlichen Einsatz für den Frieden in den tragischen Zeiten seit dem vergangenen Oktober voller Energie fort.

Diese Zusammenarbeit bekommt immer mehr internationale Anerkennung. So wurden unsere beiden Friedensorganisationen im August in Venedig mit dem Diane von Furstenberg Award ausgezeichnet. Im September konnten wir in New York auf der Hauptbühne der Clinton Global Initiative unsere Zusammenarbeit präsentieren und bekamen außerdem den Albie Award von Amal und George Clooney. In Washington bekamen wir im Oktober von Hillary Clinton den Hillary Rodham Clinton Award 2024 überreicht. Beim Sacharow-Preis des Europäischen Parlaments gehörten wir zu den drei Finalisten.

Zwischen Hoffnung und Verzweiflung

So hilfreich diese internationalen Anerkennungen für uns sind, so bedrückend bleibt die Situation in Israel und Palästina. Viele Menschen sind verzweifelt und haben derzeit keine Hoffnung auf Frieden mehr. Wir glauben aber, dass es auch in diesen dunklen Tagen berechtigte Hoffnungen gibt. Dazu gehört die unverminderte Kooperation unserer beiden Friedensorganisationen. Dazu gehört auch das großteils immer noch friedliche Zusammenleben von Juden und Jüdinnen und Araber:innen in Israel. Und dazu gehören auch die internationalen Friedensinitiativen zahlreicher Regierungen.

Mit den bisherigen Botschaftern der USA in Israel bestanden zum Beispiel gute Kontakte. Von der staatlichen Hilfsorganisation USAID wurden gemeinsame Vorhaben von Women Wage Peace und Women of the Sun finanziell unterstützt. Unser Flaggschiff-Projekt heißt „Frauen bilden Brücken“. Wir trainieren dort Aktivistinnen beider Seiten, in ihren Gemeinschaften zu Botschafterinnen des Friedens zu werden.

Welche Rolle US-Präsident Donald Trump im Nahost-Konflikt spielen wird, ist noch nicht eindeutig einzuschätzen. So gilt auf der einen Seite Mike Huckabee, der designierte US-Botschafter in Israel, als Anhänger einer Annexion der Westbank. Andererseits kündigt Trump an, er werde Frieden schaffen und möchte dezidiert gute Beziehungen zu Saudi-Arabien haben. Schon in seiner ersten Amtszeit hatte er 2020 die Abraham Accords mit

den Friedensabkommen zwischen Israel und den Vereinigten Arabischen Emiraten sowie Bahrain maßgeblich unterstützt. Zusätzlich wurde die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit Marokko und dem Sudan vereinbart. Klar war schon damals, dass die Abraham Accords mit stillschweigender Unterstützung von Saudi-Arabien abgeschlossen wurden und es war ebenfalls absehbar, dass in Zukunft auch die Saudis dem Abkommen beitreten würden.

« Wer hätte 1973 beim Jom-Kippur-Krieg geglaubt, dass vier Jahre später ein Friedensabkommen zwischen Israel und Ägypten geschlossen würde? »

Auch jetzt betont Saudi-Arabien den unveränderten Willen, mit Israel Frieden zu schließen, doch nur unter der Voraussetzung einer Lösung für Palästina. Es scheint jedenfalls, dass Donald Trump der wohl einzige internationale Politiker ist, der einen starken Einfluss auf den israelischen Ministerpräsidenten Benjamin Netanjahu hat und diesen zu Zugeständnissen in Richtung Frieden bewegen könnte. Immerhin ist es gelungen, am 27. November mit Unterstützung der USA und Frankreichs einen Waffenstillstand mit der Hisbollah im

Libanon zu erreichen. Hoffentlich bildet diese Waffenruhe den Anfang eines echten Friedensprozesses.

In Israel ist die Stimmung durchaus aufgeschlossen für diplomatische Lösungen. So hat Mitte November 2024 in einer Umfrage des Fernsehsenders Kanal 12 eine klare Mehrheit von 69 Prozent der Befragten angegeben, dass die Rückkehr der Entführten das wichtigste Ziel sei. Nur 20 Prozent denken, dass die Fortsetzung des Krieges in Gaza wichtiger sei. In einer Umfrage für den Policy Index September 2024 des israelischen Mitvim-Institutes unterstützten 55 Prozent der Befragten folgendes Szenario: eine Normalisierung der Beziehungen mit Saudi-Arabien, ein entmilitarisierter palästinensischer Staat ohne Hamas-Regierung und eine von den USA geführte regionale Verteidigungsallianz.

Und ein weiterer Grund zur Hoffnung ist, dass immer wieder Politiker:innen in scheinbar aussichtslosen Situationen den Mut für friedliche Lösungen fanden. Wer hätte zum Beispiel 1973 beim Jom-Kippur-Krieg geglaubt, dass vier Jahre später ein Friedensabkommen zwischen Israel und Ägypten geschlossen würde? Jetzt ist wieder die Zeit für entscheidende Schritte in Richtung Frieden. Und eines ist für uns ganz klar: Wenn Frauen an diesen Gesprächen aktiv mitwirken, steigen die Chancen für eine gute Lösung deutlich an.

Angela Scharf ist Aktivistin bei Women Wage Peace, Israel

iv

**Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Leserinnen und Leser,**

in diesen herausfordernden Zeiten, geprägt von globalen Unruhen, ist es mir ein besonderes Anliegen, Ihnen zum Pessachfest die guten Wünsche unseres Hauses zu übermitteln. Während sich Menschen darauf vorbereiten, ein Fest der Befreiung zu feiern, erkennen wir die Bedeutung von Freiheit und Solidarität in einer Welt, die von Ungewissheit geprägt ist, mehr denn je.

Pessach erinnert uns an die Stärke und den Zusammenhalt der jüdischen Gemeinschaft in Zeiten der Unterdrückung und des Leidens. Es ist eine Zeit der Reflexion über die Vergangenheit und eine Gelegenheit, uns zu verpflichten, gegen jegliche Form von Ungerechtigkeit und Diskriminierung einzutreten.

In Gedanken sind wir bei all jenen, die weiterhin unter der Last der Ungerechtigkeit leiden, sei es durch rassistische Gewaltakte, religiöse Diskriminierung oder die Bedrohung ihrer grundlegenden Menschenrechte. Insbesondere stehen die Geiseln im Vordergrund, die nach wie vor von der Hamas verschleppt sind. Möge dieses Pessachfest ein Moment der Einheit und des gemeinsamen Engagements für Gerechtigkeit sein. Erinnern wir uns daran, dass unsere gemeinsame Stärke in der Solidarität liegt.

**Ich wünsche Ihnen allen ein erfülltes und gesegnetes Pessachfest!
Chag Pessach kasher ve sameach!**

Christoph Neumayer,
Generalsekretär der Industriellenvereinigung

Ein Funke Hoffnung

Im Gespräch mit Anita Haviv-Horiner zu ihrem neuen Buch „Solidarität heißt Handeln. Die israelische Zivilgesellschaft nach dem Massaker vom 7. Oktober 2023“

Interview: Barbara Staudinger

Anita Haviv-Horiner ist 1960 in Wien als Tochter zweier Holocaust-Überlebender geboren. Sie wanderte 1979 nach Israel aus und ist dort als freischaffende Bildungsexpertin, Autorin und Publizistin tätig.

Sie hat bereits mehrere Bücher zu den Themenfeldern Antisemitismus, Gedenken an den Holocaust sowie Israel veröffentlicht. Ihr neuestes, im Oktober 2024 bei der deutschen Bundeszentrale für politische Bildung erschienenes Buch trägt den Titel: „Solidarität heißt Handeln. Die israelische Zivilgesellschaft nach dem Massaker vom 7. Oktober 2023“. Haviv-Horiner hat darin 17 Interviews mit zivilgesellschaftlich engagierten Menschen zusammengetragen. Ihre Gesprächspartner:innen haben verschiedenste Hintergründe. Nach dem Überfall der Hamas auf den westlichen Negev am 7. Oktober 2023 haben sie unterschiedliche Hilfsprojekte begründet und wurden damit zu Vorbildern für eine solidarisch handelnde Gesellschaft.

Anlässlich des Jahrestages des Massakers der Hamas an der israelischen Bevölkerung und aus dem Wunsch heraus, neben das Gedenken auch eine Hoffnung für die Zukunft zu stellen, hat das Jüdische Museum Wien Anita Haviv eingeladen, ihr Buch in Wien zu präsentieren. Neben einem Gespräch mit Museumsdirektorin Barbara Staudinger wurden Passagen aus den Interviews gelesen.

Anita, du hast nur ein Jahr nach dem Massaker ein Buch veröffentlicht, das sich mit der israelischen Zivilgesellschaft nach dem 7. Oktober 2023 auseinandersetzt. Zu welchem Zeitpunkt wurde dir klar, dass du das machen willst?

Anita Haviv-Horiner: Das Massaker der Hamas ist das größte Verbrechen am jüdischen Volk seit dem Holocaust. Dieser „schwarze Shabbat“, wie er in Israel genannt wird, stellt für die Menschen hier auch deshalb eine Katastrophe dar, weil viele Annahmen, auf denen unsere Existenz beruht, zutiefst erschüttert worden sind: dass wir uns selbst verteidigen können, dass die Armee die Zivilbevölkerung immer schützt, dass wir einen verantwortungsvollen Staat haben. Der israelische Schriftsteller

David Grossman hat es folgendermaßen auf den Punkt gebracht: „In uns steigt eine schmerzhaftes Erkenntnis auf: Die tiefe Verzweiflung, die die meisten Israelis nach dem Massaker erleben, rührt vielleicht daher, dass wir in die jüdische Existenz zurückgeworfen wurden, in die Existenz eines schutzlos verfolgten Volkes.“ Als mir das Ausmaß der Katastrophe bewusst wurde, erfasste mich eine tiefe Depression. In diesen dunklen Stunden suchte ich nach Hoffnung. Sie zeigte sich auf eine Art und Weise, die mich zwar überwältigte, aber nicht wirklich überraschte. Denn je mehr die staatlichen Institutionen versagten, desto aktiver wurde die Zivilgesellschaft. Innerhalb kürzester Zeit entstand eine Vielfalt an Projekten, die alle darauf ausgerichtet waren, Menschen in Not zu helfen. Je mehr ich diese anpackende Solidarität beobachtete, desto klarer wurde mir, wo es einen Lichtblick in dieser furchtbaren Realität gab. Der Gedanke, dass diese einzigartige Leistung so vieler Einzelpersonen, Gruppen und Organisationen festgehalten werden müsse, festigte sich in mir. Schon im Januar 2024 entstand das Konzept für das Buch in meinem Kopf. Die Bundeszentrale für politische Bildung unterstützte die Idee sofort. Wir waren uns alle einig, dass es zum ersten Jahrestag erscheinen sollte. Ich bin auch sehr froh und dankbar, dass wir diesen Kraftakt geschafft haben. Damit wurde ein Zeichen gesetzt. Es bedeutet mir sehr viel, dass das Interesse an dem Buch meine Erwartungen weit übertroffen hat.

Wie hast du diesen Tag erlebt?

Haviv-Horiner: Ich lebe seit 45 Jahren in Israel. Dort sind schwere Zeiten nicht selten. Doch dieser „schwarze Shabbat“ war das Schlimmste, was ich als Israelin erlebt habe. Der Tag begann ganz normal. Ich saß mit meiner Tochter gemütlich zu Hause beim Frühstück. Plötzlich erhielten wir auf unseren Mobiltelefonen eine Flut von Nachrichten, es ertönte Raketenalarm. Überall wurde berichtet, dass Terroristen in die Grenzregion zum Gazastreifen eingedrungen waren. Ich rief sofort meine Freund:innen an, die im Süden leben. Erreicht habe ich niemanden. Bald erfuhr ich aus den Nachrichten, dass Ofir Libstein, der Bürgermeister des Regional



Die in Österreich geborene Israelin Anita Haviv-Horiner ist Publizistin und Bildungsvermittlerin. Sie hat mit „Solidarität heißt Handeln“ ein lesenswertes Buch über das Hamas-Massaker vom 7. Oktober vorgelegt

Council Shaar Hanegev, von den Terroristen ermordet worden war. Er hatte versucht, seine Familie zu schützen. Ich kannte Libstein gut. Er hatte sich immer für ein friedliches Zusammenleben mit den palästinensischen Nachbar:innen eingesetzt und gemeinsame wirtschaftliche Projekte entwickelt. Viele andere Namen von Menschen, die ich kannte, schätzte und mochte, sollten folgen. Der 7. Oktober liegt nicht hinter mir. Wie alle Israelis, die ich kenne, stecke ich noch mittendrin. Seitdem sind wir nicht einen Tag zur Ruhe gekommen. Der Krieg, den das Massaker ausgelöst hat, dauert immer noch an. Es gibt noch Geiseln in Gaza, täglich fallen Soldaten, viele sind verletzt. Und natürlich das Trauma, das das Leben so vieler Menschen hier überschattet. Manchmal frage ich mich, wie viel Schmerz eine Gesellschaft ertragen kann.

Wie sehr hat deine Biografie deinen Wunsch beeinflusst, dieses Buch schreiben zu wollen?

Haviv-Horiner: „Am Anfang steht immer die persönliche Erfahrung.“ Dieser erste Satz des Buches ist mein Leitmotiv. Ich bin Tochter von Überlebenden der Shoah, ich bin Migrantin, ich bin Israelin und beruflich habe ich mich seit dreißig Jahren dem deutsch-israelischen und dem österreichisch-israelischen Dialog verschrieben. All

diese Faktoren bestimmen die Auswahl meiner Themen. Das gilt auch – und ganz besonders – für dieses Buch. Der didaktische Einsatz von Lebensgeschichten ist ein roter Faden, der sich durch alle meine Bücher zieht. Es ist mein Ziel, das Leitthema mit den Lebensgeschichten der Interviewten zu verknüpfen. Denn die persönliche Erfahrung und die Biografie jeder Person erklären viele ihrer Handlungen. Ich möchte, dass die Lesenden diese Erkenntnis aus dem Buch gewinnen. Denn dadurch gewinnen sie Einsichten, die ihnen neue Perspektiven eröffnen, sie emotional ansprechen und ihre Empathiefähigkeit verstärken.

Wie hast du die Menschen, die du in deinem Buch interviewt hast, kennengelernt?

Haviv-Horiner: Aufgrund meiner Arbeit und meines persönlichen Engagements bin ich in der Zivilgesellschaft meiner Heimat sehr gut vernetzt. Darüber hinaus habe ich die Medien einschließlich der sozialen Medien durchforstet. Die Herausforderung lag nicht in der Recherche nach den Interviewten, sondern vielmehr darin, die Auswahl unter den vielen beeindruckenden Projekten zu treffen. Letztendlich habe ich mich am Anliegen der Initiativen, ihrer Nachhaltigkeit sowie an der Verortung der Protagonist:innen in der Gesellschaft orientiert.



Freiwillige der Organisation Yedidim helfen bei der Ernte

Welche Geschichte hat dich am meisten bewegt?

Haviv-Horiner: Das ist eine schwere Frage. Aber um dennoch einige konkrete Beispiele aus dem Buch zu nennen: Die Akupunkteurin Yael Cyment hat unmittelbar nach dem Massaker zusammen mit vielen Kolleg:innen und Psychotherapeut:innen begonnen, Überlebenden des Nova-Festivals Traumatherapie anzubieten. Ein Hochzeitssaal hat ihnen dafür monatelang gratis seine Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt. Zwei Frauen aus der Familie der Verlagsleiterin Dita Kohl-Roman wurden von den Terroristen nach Gaza entführt. Dita und ihre Familie engagierten sich von Anfang an international im Kampf für die Freilassung der Geiseln. Der in London geborene Terry Newman ist Mitbegründer der Organisation Brothers and Sisters for Israel. Dieser Verein von Reservisten der Armee war maßgeblich an der Organisation von Protesten gegen die Regierung beteiligt. Ihre erworbenen Ressourcen setzten sie unmittelbar nach dem Massaker dafür ein, den Überlebenden des Hamas-Massakers zu helfen. Unter anderem sprangen sie in der Landwirtschaft ein, unterstützten Betriebe im Süden und retteten Tiere aus der Kriegszone. Es war mir wichtig, dass auch arabische Stimmen in dem Buch zu Wort kommen. Jamal Alkarnawi, Leiter der Nichtregierungsorganisation A New Dawn in the Negev, macht bis heute Hausbesuche und psychosoziale Hilfsangebote bei beduinischen Familien, die auch vom Massaker betroffen waren. Dabei wird er neben seinem Team von 200 arabischen und jüdischen Freiwilligen unterstützt. Ein beeindruckender Aspekt der Interviews ist, dass Gruppen, die sich sonst selbst als marginalisiert wahrnehmen, die Gelegenheit genutzt haben, um sich für das

Wohl der Gesamtgesellschaft einzubringen. Die orthodoxe Chana Irom, Gründerin der Initiative Iron Sisters, erklärt: „Wir erwarten, dass andere unseren Lebensentwurf respektieren. Erst daurch (...) können streng religiöse Frauen (...) ihr Potenzial für die gesamte Gesellschaft verwirklichen.“ In dieselbe Kerbe schlägt auch Jamal Alkarnawi: „Die Solidarität zwischen jüdischen und arabischen Menschen möchte ich für die Zukunft mitnehmen (...) Die Auswirkungen des Massakers auf die beduinische Community haben mich in dem Kampf um Chancengleichheit bestärkt.“ Diese Aussagen sehe ich als Gedankenanstoß zu Fragen der Inklusion von Minderheiten in Israel und nicht nur in Israel.

Die von dir Interviewten bilden auch die sehr diverse israelische Bevölkerung ab. Sie kommen aus jüdisch-orthodoxen Milieus, einer säkularen jüdischen Schicht oder auch aus der beduinischen Bevölkerung. Ich denke, du hast bewusst diese ganz unterschiedlichen Menschen ausgesucht. Was wolltest du damit zeigen?

Haviv-Horiner: Es war von Anfang an Teil meines Konzeptes, die Vielfalt der israelischen Gesellschaft widerzuspiegeln. Diese Publikation ist auch ein weiterer Baustein in meinen Projekten zum Thema Bekämpfung von Antisemitismus. Der Hass, der sich seit dem 7. Oktober in der Welt auf Israel entladen hat, hat mich trotz meiner langjährigen Erfahrung schockiert. Dieses Buch setzt insbesondere dem gegen Israel gerichteten Antisemitismus neue, wenig bekannte Tatsachen entgegen. Dabei geht es mir keineswegs darum, Kritik am Staat Israel abzublocken. Die Probleme der israelischen Gesellschaft werden klar benannt: die Fragilität seiner Demokratie, die gegenwärtige rechtsgerichtete und von vielen als unverantwortlich wahrgenommene Regierungspolitik sowie das Versagen der staatlichen Institutionen am 7. Oktober. Nicht nur bilden sie den Hintergrund des Buches, sie erklären auch die Notwendigkeit für die Selbstmobilisierung der Zivilgesellschaft. Mein Anliegen ist es, ein Wertesystem aufzuzeigen, das erstens aus der jüdischen Tradition kommt und zweitens einen integralen Teil der israelischen Gesellschaft darstellt. Mehrere Befragte beziehen sich explizit auf diese Verbindung. Moran Bar stellt zum Beispiel fest: „Die jüdische Geschichte hat mich in dieser schwierigen Zeit oft inspiriert. Das jüdische Volk hat es immer verstanden, selbst in schrecklichsten Notfallsituationen Strukturen zu schaffen, um die Realität zu verbessern. Konkret denke ich dabei sehr oft an das Warschauer Ghetto während der Shoah. Selbst in jener furchtbaren Situation wurden dort Schulen, eine Jugendbewegung und ein Waisenhaus geschaffen.“

Viele Interviewten meinten, ihr Engagement hätte ihnen geholfen, das Massaker zu verarbeiten. Wie siehst du das von deinem heutigen Standpunkt aus?

Haviv-Horiner: Wenn es etwas gibt, worüber sich alle Interviewten einig waren, ist es das: Das zivilgesellschaftliche Engagement hat die 17 Befragten aus dem schwarzen Loch geholt, es hat ihnen das Gefühl gegeben, sogar im Chaos selbstbestimmt zu handeln. Es hat ihre eigene Resilienz gestärkt. Yaniv Hegyi, der sich am 7. Oktober mit seiner Familie 30 Stunden im Schutzraum in seinem Kibbuz Be'eri vor den Terroristen versteckte, erklärt sein Gedenkprojekt „Memorial 710“ folgendermaßen: „Ich halte es für wichtig, dass wir nicht nur als Opfer gesehen werden. Die Tapferkeit und der Zusammenhalt der Menschen ist für die Erinnerung genauso wichtig.“

Und zuletzt: Was wünschst du dir für dein Buch?

Haviv-Horiner: Natürlich, dass viele Menschen das Buch lesen und es auch in Bildungsprojekten einsetzen. Wie schon erwähnt, möchte ich neue Facetten von Israel aufzeigen. Nicht minder wichtig ist es mir jedoch, dass die Lesenden für ihr eigenes Umfeld Anregungen und Ideen mitnehmen. Oder mit den Worten von Israel Almasi, einem der Interviewgebenden: „Wenn wir es verstehen, unsere Stärken zu erkennen und sie einzusetzen, um anderen zu helfen, erfüllt uns das mit Leben. Es ist meine Hoffnung, dass die Leserinnen und Leser sich von dieser Einstellung inspirieren lassen.“ Das wollte ich mit den Interviews vermitteln. Denn die humanistischen Werte, die so viele Israelis in dieser extremen Situation

vorgelebt haben, sind von universaler Bedeutung. Angesichts der brennenden Themen, die auch andere Länder beschäftigen, sind sie von steigender globaler Relevanz. Es ist meine Überzeugung, dass die Zivilgesellschaften weltweit eine immer größere Rolle in der Bewältigung sozialer Probleme spielen werden.

Barbara Staudinger ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien

Solidarität heißt Handeln.

Die Israelische Zivilgesellschaft nach dem Massaker vom 7. Oktober 2023 (bpb)

Haviv führte zahlreiche Interviews, etwa mit Yaniv Hegyi, ehemaliger Generalsekretär des Kibbuz Be'eri. Aus dem Gespräch: „Zusammen mit meinem Team sammle ich alle WhatsApp-Nachrichten, einschließlich Fotos und Videos, die am 7. Oktober in der angegriffenen Region verschickt wurden. Dafür durchforsten wir alle Städte, Dörfer und Kibbuzim im westlichen Negev. Wir sammeln auch WhatsApp- und Telegram-Nachrichten vom Nova-Festival, das bei uns in der Nähe stattgefunden hat.“



STIMMEN-VERSTÄRKERIN

WER UND WAS IST DIE AK?

Die Arbeiterkammer ist so etwas wie das Sprachrohr und die Anwältin der arbeitenden Menschen. Wir kämpfen dafür, dass sie gehört, fair bezahlt und rechtlich abgesichert sind.

wien.arbeiterkammer.at/immernah

ISRAEL ALMASI

Gemeinsam trauern

Jüdische und palästinensische Angehörige von Gewaltopfern werben in den USA für friedliche Koexistenz und Dialog

Stella Schuhmacher

Seit propalästinensische Student:innen an amerikanischen Universitäten lautstark zum Boykott Israels aufrufen und ihre jüdischen Kolleg:innen sich diskriminiert fühlen, ist von Verständnis für die andere Seite und gegenseitigem Zuhören wenig zu spüren. Eine Gruppe von Friedensaktivist:innen aus Israel und der Westbank will dieser Polarisierung etwas entgegensetzen. Sie sind im „Parents Circle“ organisiert, der aus Angehörigen von Gewaltopfern beider Seiten besteht. Rache interessiert sie nicht. Stattdessen möchten sie ihrer Trauer Sinn verleihen und durch das Erzählen der Schicksale ihrer Verwandten zu einer friedlichen Koexistenz und Versöhnung beitragen. Gegründet wurde der mehr als 700 Mitglieder umfassende Parents Circle 1995. Seit dem 7. Oktober 2023 sind 85 neue Familien dazugekommen.

Im September 2024 besuchten vier Vertreter:innen der Organisation unter anderem die New York University, Columbia und Harvard. Zwei trauernde Mütter, die Israelin Roby Damelin und die Palästinenserin Layla Alsheik, der Sohn einer am 7. Oktober getöteten israelischen Friedensaktivistin, Yonatan Zeigen, und Arab Aramin, Bruder eines ermordeten palästinensischen Mädchens, repräsentierten den Parents Circle bei der Veranstaltungstour. In einer Synagoge in Manhattan eröffnete der Rabbiner den Abend mit Zitaten aus dem Talmud und aus dem Koran: „Eines Tages ging Honi spazieren und traf einen alten Mann, der einen Baum pflanzte. Wie lange dauert es, bis dieser Baum Früchte trägt, fragte Honi. 70 Jahre, antwortete der Mann, woraufhin Honi fragte: Glaubst du, dass du das noch erleben wirst? Der Mann antwortete: Wie mein Vorfahre für mich gepflanzt hat, so pflanze ich für meine Kinder.“ Auch der Koran bietet eine ähnliche Lektion: „Muhammad lehrt, dass, selbst wenn die Welt morgen zu Ende geht, jeder von uns heute einen Samen pflanzen muss. Auf die Frage, warum man einen Samen pflanzt, wenn die Welt zu Ende geht, solle man antworten: Weil es immer Hoffnung geben muss.“ Danach ergriffen die trauernden Angehörigen das Wort.

Robys Sohn wurde 2002 von einem palästinensischen Scharfschützen getötet. „Nach dem 7. Oktober war

meine Reaktion ähnlich wie bei der Ermordung meines Sohnes David. Ich wollte die Welt über Nacht verändern. Ich bin zum ersten Mal in Amerika, weil hier alles so polarisiert ist“, erzählt sie. Ihre Botschaft sei international. „Jeder ist zu einem Experten für den Nahen Osten geworden. Unser Konflikt wird hierher importiert und Hass zwischen Juden und Muslimen geschürt.“ Sie möchte verstehen, warum der Mörder ihres Sohnes die Tat begangen hat. Wie können Menschen bis zu einem Punkt getrieben werden, an dem sie töten oder barbarische Gewalttaten begehen, fragt sie sich. Dann erfuhr sie, dass der Mörder ihres Sohnes zugesehen hatte, wie sein Onkel gewaltsam getötet wurde, als er noch ein kleines Kind war. Auch weitere Angehörige starben vor seinen Augen. „Er wollte Rache nehmen. Ein Junge, der in Gaza aufgewachsen ist, erlebt alle zwei Jahre einen Krieg. Er hat keinen Schutz und er kann nirgendwohin laufen. Er hat keine Bewegungsfreiheit und keine Hoffnung“, sagt Roby.

Was für ein Erwachsener wird man nach so einer Kindheit, fragt sie sich. „Ich denke auch an die Kinder in den Städten rund um Gaza. Sie sind Raketen ausge-

« Wenn man versucht, ein kompliziertes Thema zu einfach zu machen, schadet das nur »

setzt. Raketen sind sehr beängstigend. Ich weiß es, weil am 7. Oktober viele vor meinem Haus einschlugen.“ Diese Kinder seien so traumatisiert, dass sie im Alter von zwölf Jahren immer noch ins Bett nässen. Roby hofft, dass es möglich ist, Frieden zu finden. Sie bittet die Student:innen um ihre Unterstützung. „Bitte unterstützt alle Menschen in Israel und Palästina, die zusammenarbeiten, um den Krieg zu beenden. Wenn ihr unser Leben verbessern wollt, dann benützt eure fantastische Energie und unterstützt die, die vor Ort arbeiten.“

Arab Aramin, 30, ist Palästinenser aus dem Westjordanland. „Ich bin hierhergekommen, um Ihnen meine Geschichte zu erzählen. Heutzutage herrscht viel Leid und Schmerz. Kinder werden getötet. Am 17. Oktober



Vertreter:innen von Parents Circle aus Israel und der Westbank reisten im September 2024 nach New York. Ihre Absicht: mit ihren persönlichen Geschichten der weltweiten Polarisierung etwas entgegensetzen

2007 verlor auch ich meine Schwester. Ein israelischer Soldat erschoss sie vor ihrer Schule ohne Grund.“ Zu diesem Zeitpunkt war ihm nicht einmal bewusst, dass Menschen auf der anderen Seite des Zauns lebten, wie er sagte. Er kannte nur israelische Soldaten, die am Checkpoint standen und ihn und seine Familie durchsuchten. „Die Mauern zwischen Palästinensern und Israelis sind hoch. Ich wollte mich für das Blut meiner Schwester rächen, indem ich Israelis töte. Nach einer langen Reise voller Schmerzen und Gedanken kann ich jetzt verstehen, dass hinter jedem Palästinenser und Israeli ein Mensch steht.“

Das Problem sei, dass sie einander nicht als Menschen wahrnehmen und nicht miteinander reden wollten. „Ich bitte Sie heute um Hilfe für meine Nation. Aber Sie helfen nicht, wenn Sie sich auf eine Seite stellen, entweder für Palästina oder für Israel sind. Man muss für Frieden, Gerechtigkeit und Menschlichkeit stehen. Ich sage daher: ‚Vom Fluss bis zum Meer sollte jeder frei

sein! Wir alle wollen in Frieden leben.“ Er möchte die Situation für seinen Sohn verbessern. „Ich möchte kein Kind verlieren, wie mein Vater. Ich möchte nicht, dass mein Kind eine Schwester oder einen Bruder verliert, so wie ich.“ Der einzige Weg sei, miteinander zu reden und einander kennenzulernen.

Yonatan Zeigens Mutter Vivian Silver überlebte das Massaker im Kibbuz Be’eri am 7. Oktober nicht. „Ich bin in einem sehr politischen Zuhause aufgewachsen. Als meine Kinder geboren wurden, verlor ich aber den Bezug dazu“, erzählt Yonatan. „Ich wollte nicht an die Besatzung denken. Ich habe versucht, an dieser Fantasie festzuhalten, dass wir ein normales friedliches Leben führen können. Dann kam der siebte Oktober.“ Er erwachte von diesem Traum an dem Tag, wie er sagt. „Den ganzen Vormittag verbrachte ich mit meiner Mutter am Telefon. Ich fühlte mich extrem hilflos. Ich habe mich tatsächlich von ihr verabschiedet, während sie ermordet wurde. Danach saß ich still da und fragte mich, wie ich mich



Einander als Menschen wahrnehmen, nicht als Angehörige verfeindeter Nationen

selbst heilen und wie ich zum Heilungsprozess unserer Völker beitragen kann. Für mich war klar, dass Gewalt nur noch mehr Gewalt erzeugt.“

Statt Fortschritt gebe es seither nur mehr Schmerz und Tod. „Wir entfernen uns immer weiter von der einzigen Möglichkeit für ein nachhaltiges Leben in der Region, nämlich einer gemeinsamen Zukunft. Sieben Millionen Juden werden nicht verschwinden. Sieben Millionen Palästinenser werden nicht verschwinden. Die einzige Möglichkeit für uns ist, das Land untereinander aufzuteilen.“ Yonatan wollte seinen Schmerz dazu nutzen, eine bessere gemeinsame Zukunft zu gestalten. „Ich habe meinen Job gekündigt und bin dem Elternkreis beigetreten. Ich reise um die ganze Welt, um mit Entscheidungsträger:innen zu sprechen und um Druck auf die internationale Gemeinschaft auszuüben. Ich versuche, eine neue Geschichte zu erzählen, die keine Geschichte von Ausrottung und Entmenschlichung ist, sondern eine Geschichte der Menschlichkeit.“

Die Palästinenserin Layla Alsheikh erzählt, wie ihr sechs Monate alter Sohn starb, weil sie von israelischen Soldaten daran gehindert wurde, ins Krankenhaus zu fahren. „Ich war so glücklich, als ich zwei Kinder hatte, einen Jungen und ein Mädchen. Aber dieses Glück endete am 11. April 2002. Um 4:00 Uhr morgens wachte mein sechs Monate alter Sohn Kai in kritischem Zustand

auf, weil israelische Soldaten in meinem Dorf Tränengas verwendet hatten.“ Als die Familie das Kind ins Krankenhaus bringen wollte, wurden sie von israelischen Soldaten stundenlang daran gehindert. „Am Ende dieses

« Ich wollte mich für das Blut meiner Schwester rächen, indem ich Israelis töte. Nach einer langen Reise voller Schmerzen und Gedanken kann ich jetzt verstehen, dass hinter jedem Palästinenser und Israeli ein Mensch steht »

Tages starb mein Sohn. Aber Rache wird meinen Sohn nicht zurückbringen. Rache zieht nur andere unschuldige Menschen in diesen Kreislauf der Gewalt.“

Layla lernte ein Mitglied des Elternkreises kennen. „Das war das erste Mal, dass ich israelische Eltern und Familien traf. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass wir den gleichen Schmerz und die gleichen Tränen teilen, auch wenn wir unter verschiedenen Umständen leben. Wir sind Menschen und nichts ist schlimmer, als ein Kind oder ein Familienmitglied zu verlieren. Niemand kann diesen Schmerz verstehen, es sei denn, er hat das gleiche erlebt.“ So beschloss sie, Mitglied beim Parents

Circle zu werden und um die Welt zu reisen, um ihre Botschaft des Friedens und der Versöhnung zu verbreiten. Mut gab ihr auch die Geschichte eines israelischen Offiziers, der beschlossen hatte, die Armee zu verlassen und eine Friedensorganisation zu gründen, gemeinsam mit ehemaligen palästinensischen Kämpfern. „Ich dankte ihm für seine Ehrlichkeit und seinen Mut.“ Das sei die wahre Versöhnung. Es sei einfach, über Liebe, über Frieden und über Versöhnung zu sprechen, meint Layla. „Aber wir müssen uns fragen, ob wir wirklich jedes gesprochene Wort ernst meinen. Jede Seele ist wertvoll und wurde von Gott geschaffen, um zu lieben und zu leben, nicht um zu töten.“

Die Arbeit des Elternkreises in den USA beschränkte sich ursprünglich aufs Spendensammeln. Das änderte sich mit dem Terroranschlag vom 7. Oktober. Die Nachfrage nach einem Ansatz für friedlichen Dialog, für den der Parents Circle steht, stieg in den USA stark an. Seither werden Aktivist:innen des Parents Circle nach Los Angeles, San Francisco, Chicago, Washington, D.C. oder New York eingeladen, zu erzählen, wie ihre schmerzhaften Erfahrungen sie zusammengebracht haben.

„Die Herzlichkeit und das Engagement der Studierenden und anderer Teilnehmer bestätigten, wie wichtig es ist, den Dialog, die Empathie und das Verständnis zwischen israelischen und palästinensischen Gruppen zu fördern“, sagt Shiri Ourian, Direktorin des amerikanischen Arms vom Parents Circle – American Friends of the Parents Circle. „Wir müssen uns daran erinnern, dass hinter den Protesten, hinter den Schlagzeilen, hinter dem Steckenbleiben der Verhandlungen Menschen stehen.“

College-Student:innen in den USA seien weit weg vom Konflikt. „Die Sprache, die sie manchmal verwenden, ist uninformiert, verletzend, falsch und aufrührerisch. Ich möchte ihnen sagen, dass sie sich nicht für eine Seite entscheiden sollen. Das ist kein Fußballspiel. Dieser Konflikt hat viele Nuancen.“ Sie könnten viel mehr bewegen, wenn sie sich zusammenschließen, statt eine Seite gegen die andere auszuspielen, sagt Ourian. Ein palästinensischer Sprecher meint zu den Studentenprotesten: „Ich möchte mich bei allen Studentenbewegungen in den USA bedanken. Sie kämpfen gegen Gewalt. Sie rufen zu einem Waffenstillstand auf, und das ist unser Wunsch.“ Eine Israelin dagegen meint, dass die amerikanischen Studierenden nicht verstehen, wie kompliziert die Lage in der Region sei. „Wenn man versucht, ein kompliziertes Thema zu einfach zu machen, schadet das nur. Es ist komplexer. Anstatt sich gegenseitig anzuschreien, sollten sie sich meiner Meinung nach an den Händen halten.“

Arbeit in Israel: Ferienlager bis Gedenkzeremonie

In Israel vermittelt der Parents Circle seine Friedensbotschaft auf unterschiedliche Weise. In fünftägigen

Sommerlagern werden palästinensische und israelische Jugendliche zusammengebracht, um Vorurteile und Stereotypen zu bekämpfen und eine neue Generation von Friedensaktivist:innen heranzubilden. Beim Spielen oder beim gemeinsamen Kochen lernen sie einander kennen, reden über die Ursachen des Konflikts und hören von Familienangehörigen der Opfer. Während eines typischen Campaufenthaltes unternehmen die Jugendlichen eine Kibbuz-Tour, halten Dialogtreffen mit Sprecher:innen des Parents Circle ab oder erleben die Kultur der anderen in Musik- und Tanzworkshops.

Gemeinsames Kochen wurde in den letzten Jahren zu einem zentralen Element des Camps. Beim Schneiden der Zwiebeln oder beim Ausrollen von Teig kann zusammen gelacht werden. „Ich habe gesehen, dass sie genau wie wir sind“, sagt eine jüdische Teilnehmerin. Und: „Der Circle of Youth zeigt, dass wir uns zusammensetzen, einander zuhören und verstehen können. Warum können unsere Staats- und Regierungschefs das nicht tun?“ Sie ist überzeugt, dass das Camp einen Unterschied machen wird, weil es sich an junge Leute richtet. „Und junge Menschen sind die Stärke und Zukunft jeder Gesellschaft auf der Welt.“

Ein palästinensischer Jugendlicher sagt: „Freunde von mir wurden von israelischen Soldaten erschossen oder festgenommen. Wir sind hier, um uns der Wahr-



Israelinnen und Palästinenserinnen zerstören 2017 symbolisch eine Styropor-Mauer in Bethlehem



Frauen von Parents Circle demonstrieren vereint für Frieden. Hier in der Nähe von Bethlehem im März 2017

heit und unserem Schicksal zu stellen.“ Er findet, dass die besten Gespräche am Abend nach Ende des offiziellen Programmes stattfinden: „Dann sprechen wir offen miteinander. Niemand muss hier Angst haben. Diese Gespräche sind am wichtigsten für mich. Wir lernen zu verstehen, wie die andere Seite denkt.“

Ein arabischer Moderator, der seine Familie im Konflikt verloren hat, zitiert während eines Treffens Nelson Mandela: „Er sagte einmal: Wenn du Frieden mit deinem Feind schließen willst, musst du mit ihm zusammenarbeiten.“ In Frauengruppen sollen Teilnehmerinnen dazu ausgebildet werden, laut und aktiv in einem zukünftigen Friedensprozess mitzuwirken. Diese Frauengruppen wurden gegründet, um Frauen im Elternkreis eine stärkere Stimme zu geben. Am Anfang waren es zwanzig, inzwischen hat die Frauengruppe 150 Mitglieder.

Besonders wichtig ist die jährliche palästinensisch-israelische Gedenkfeier, während der an die Opfer auf beiden Seiten erinnert wird. Sie wird gemeinsam von Combatants for Peace und dem Parents Circle organisiert und ist die größte gemeinsam organisierte Friedensveranstaltung in der Geschichte. Die erste Gedenkfeier fand im Jahr 2006 statt. Seither ist die Zahl der Teilnehmer:innen enorm gestiegen. Im Jahr 2022 nahmen 300.000 Menschen an der Live-Übertragung teil und über eine Million streamten sie. 2023 waren mehr als 15.000 Israelis

und Palästinenser persönlich in Tel Aviv mit dabei. Zu den Gästen gehörten im Laufe der Jahre führende Intellektuelle und Künstler wie Mubarak Awad, Yoni Rechter, Professor Yehuda Ne’eman, Alon Oleartchik, Achinoam Nini (Noa), Mira Awad, Professor Eva Illouz, Eliezer

« Sieben Millionen Juden werden nicht verschwinden. Sieben Millionen Palästinenser werden nicht verschwinden. Die einzige Möglichkeit für uns ist, das Land untereinander aufzuteilen »

Yaari, Dr. Amal Abu Said, David Grossman, Dr. Sami Shalom Shitrit, Richard Gere und viele andere.

Die Zeremonie findet jedes Jahr am Vorabend des israelischen Gedenktages Jom Hazikaron statt. An diesem Tag gedenkt Israel seiner gefallenen Soldaten und aller israelischen Terroropfer. Das Joint Memorial erweitert dieses Narrativ. Das Programm besteht aus arabischen und hebräischen Liedern und dem Erzählen von persönlichen Schicksalen. In der 2024 abgehaltenen Veranstaltung am 12. Mai sprachen Jugendliche darüber, wie sie den Kriegszustand seit dem 7. Oktober erleben. In den letzten Jahren wurde diese Gedenkfeier

vermehrt von Demonstrant:innen gestört, und rechte Politiker:innen versuchten verstärkt, sie zu verhindern. Bei Aufzeichnungen hört man die lautstarken Proteste im Hintergrund.

Das neue, digital abrufbare Programm „Listening from the Heart – Mit dem Herzen hören“ wurde im September 2024 ins Leben gerufen. Es richtet sich an die unterschiedlichsten Zielgruppen in Universitäten, Synagogen, Kirchen oder im Privatsektor und kombiniert die persönlichen Verlustgeschichten der Mitglieder und ihre Botschaft der Versöhnung mit einem Leitfaden für Moderator:innen, der helfen soll, schwierige Gespräche zum Nahostkonflikt zu moderieren. Das Ziel des Programmes ist es, Empathie zu erzeugen und Verständnis und Mitgefühl zu kultivieren. Es sollen binäre und vereinfachende Ansichten hinterfragt werden und durch besser durchdachte und einfühlsamere Alternativen ersetzt werden. Spannung und Polarisierung sollen durch einen humanisierten und emotionszentrierten Ansatz und sinnvolle Diskussionen abgeschwächt werden.

Das Programm hat drei Komponenten, die auf der Website gekauft werden können. In Videos berichten hinterbliebene Palästinenser und Israelis vom Tod ihrer Familienangehörigen und ihrem Umgang damit durch Versöhnung. Ein Leitfaden für Moderatoren umfasst Vorbereitungs- und Verarbeitungsaktivitäten und Strategien zum Führen schwieriger Gespräche. Ein umfangreicher Online-Kurs bietet außerdem die Möglichkeit, sich mit den Inhalten im Detail interaktiv auseinanderzusetzen. Auf Zoom trafen sich Elena Kaminka und Yacoub Al-Rabi. Der Austausch ist über die Website des Parents Circle abrufbar. Elenas Sohn wurde am 7. Oktober 2023 von Hamas-Terroristen getötet. Yacoub's Frau wurde von israelischen Siedlern tödlich verletzt.

Vor den Studierenden erzählen sie nicht nur, was sie erlebt haben, sondern auch davon, wie ihr Schicksal sie zum Umdenken gebracht hat. Sie wollen ihrer Trauer Sinn verleihen und zu einer friedlichen Koexistenz und Versöhnung beitragen. An Rache sind sie nicht interessiert. Seit dem 7. Oktober 2023 sind 85 neue Familien dem 1995 gegründeten Parents Circle beigetreten. Mehr als 700 sind es insgesamt. Alle Mitglieder der Organisation, sowohl Israelis als auch Palästinenser, haben Angehörige im Konflikt verloren.

Mit den anderen reden

„Seit Yannai ermordet wurde, laden wir Menschen dazu ein, eine Tasse starken schwarzen türkischen Kaffee zu trinken und ein tiefgründiges Gespräch mit jemandem zu führen, der anders ist und anders denkt“, erzählt Elana Kaminka. Nach dem Tod ihres Sohnes trat sie dem Parents Circle bei. So wie Yacoub al-Rabi, ein Palästinenser, der im Westjordanland lebt. Er saß neben seiner Frau im Auto, als sie 2018 von israelischen Siedlern mit Stei-

nen tödlich am Kopf verletzt wurde. Er leidet sichtlich unter dem Tod seiner Frau, weint beim Reden immer wieder und legt viele Pausen ein. Zu seiner jüdischen Mitaktivistin Elana sagt er: „Ich erinnere mich daran, wie du mein Haus besucht hast, um mich und meine Kinder nach dem Verlust meiner Frau zu trösten.“

Yacoub schwärmt von seiner Frau, mit der er sieben Töchter und zwei Söhne hat. „Als sie getötet wurde, war meine Frau am Weg zum Zahnarzt. Ein Stein zertrümmerte die Windschutzscheibe und traf meine schöne Aisha im Gesicht.“ Die jüngste Tochter saß auf dem Rücksitz. Aisha wurde im Spital für tot erklärt. Das Vorgehen der israelischen Armee danach empörte ihn: „Sie haben mich verhaftet und zu dem Vorfall verhört.“

Yacoub gab seinen Job auf, um sich auf seine Kinder zu konzentrieren, denen er die Mutter ersetzen musste. „Ich schämte mich so sehr, dass ich meine Frau nicht beschützen konnte.“ Zu ihrer Beerdigung kamen sowohl Israelis als auch Palästinenser. „Freunde fragten mich, warum Israelis da waren, obwohl sie sie getötet hatten.“ Seinen Kindern habe er immer gesagt, dass alle gleich seien, egal welche Hautfarbe oder Religion sie hätten. Auch Aisha, seine verstorbene Frau, habe sich stets für ein friedliches Miteinander eingesetzt.

Yacoub ist sehr aktiv im Parents Circle und besucht regelmäßig Schulen, um vom Schicksal seiner Frau zu erzählen und über die Ziele des Parents Circle zu informieren. „Ich glaube, dass meine Kinder für den Frieden geboren wurden. Wenn ich in meinem eigenen Leben keinen Frieden erleben kann, möchte ich daran arbeiten, für sie Frieden zu schaffen. Meine Tochter heißt Salam, Frieden.“

Elana Kaminkas Sohn Yannai befand sich als junger israelischer Soldat in Ausbildung. Er war zwanzig, als er am 7. Oktober 2023 in einem Gefecht mit der Hamas starb. Elana ist seit Langem Friedensaktivistin. Seit dem Tod ihres Sohnes ist sie auch Mitglied des Parents Circle. Sie lebt in einem kleinen Dorf in Israel, direkt an der Grenze zum Westjordanland. Auf der anderen Seite liegt ein palästinensisches Dorf. Sie ist überzeugt davon, dass auch die Menschen dort ein würdevolles und sicheres Leben verdienen.

„Mir war klar, dass ich mitarbeiten musste, wenn ich eine bessere Zukunft für meine Kinder haben wollte. Ich hatte dieses Gefühl der unmittelbaren Katastrophe, als die derzeitige israelische Regierung an die Macht kam.“ Sie fühlte sich, als säße sie in einem Auto, das auf eine Klippe zufährt. „Aber den 7. Oktober hätte ich mir nicht einmal in meinen schlimmsten Albträumen vorstellen können.“ Klar war für sie allerdings, dass etwas Schreckliches passieren musste, wenn sich die israelische Politik nicht ändert. So wurde sie auf lokaler Ebene aktiv. „Es ist schwer, Probleme auf nationaler Ebene zu lösen, aber wir können uns bemühen, einfach gute Nachbarn zu sein.“

PICTURESK/AHMAD GHARABLI



Vereint in ihrer Trauer, wollen Mitglieder des Parents Circle daran mitwirken, in eine friedliche Zukunft zu finden und weiteres Blutvergießen zu verhindern

Yannai war das älteste ihrer vier Kinder. Am 7. Oktober half er zunächst, andere junge Soldaten und Zivilisten auf der Militärbasis in Sicherheit zu bringen, und stellte sich danach mit drei weiteren jungen Offizieren dem Angriff der Nukhbar-Einheit der Hamas. Alle vier jungen Männer wurden dabei getötet. „Er hat anderen das Leben gerettet. Es überrascht mich nicht, dass er sich so verhalten hat. Er glaubte fest an Eigenverantwortung und Menschlichkeit“, erzählt Elana.

Zu Hause wurde Yannai mit einem Bewusstsein für das Leiden der Palästinenser aufgezogen. Auch trafen sich palästinensische Freund:innen regelmäßig bei der Familie.

Trotz seiner kritischen Einstellung der israelischen Regierung gegenüber wollte Yannai in der Armee dienen. Stets habe er sich um seine Kameraden gekümmert und in jedem das Einmalige gesehen. „Es ist unvorstellbar, dass er nicht mehr unter uns ist, um diese Art des Denkens mit der jungen Generation in Israel und Palästina zu teilen“, sagt Elana. „Es ist so wichtig, die Individualität der anderen zu sehen.“

Yacoub erzählt, dass die letzten Monate des Krieges für ihn sehr schwierig waren. Er konnte sein Dorf nicht verlassen. Sogar der Tee ging ihm aus. „Ich rief Elana an, und sie brachte mir Tee zum Checkpoint und ich trank dort Tee.“ Große Gefahr gehe von den Siedlern und den Soldaten aus. „Die Soldaten behandeln uns sehr schlecht. Vor dem Krieg konnten wir mit ihnen sprechen. Jetzt

nicht mehr.“ Der einzige Tag der Woche, an dem er sich ein wenig bewegen könne, sei der Samstag, da die Siedler am Sabbath traditionell keine Autos verwenden. „Die Armee kümmert sich nicht um unsere Sorgen. Wir versuchen immer, Checkpoints zu vermeiden. Wir haben nichts.“

« Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass wir den gleichen Schmerz und die gleichen Tränen teilen, auch wenn wir unter verschiedenen Umständen leben »

Elana meint, dass es ihr helfe, auf ihre palästinensischen Freund:innen zuzugehen. Auch das Engagement im Parents Circle helfe ihr bei der Trauerbewältigung. Jeder konzentriere sich momentan auf sein eigenes Leid und sehe den Schmerz der anderen Seite nicht. Ihr Sohn liebe tiefgründige Gespräche und starken türkischen Kaffee. Gemeinsames Kaffeetrinken sei eine wichtige Tradition in der Region, meint sie. „Trinkt gemeinsam eine Tasse Kaffee. Spürt die Bitterkeit und Wärme des Getränks im Körper und nehmt euch gegenseitig als Menschen wahr!“ So bewahrt Elana die Erinnerung an ihren Sohn.

Stella Schuhmacher ist freie Journalistin in New York

MYASKOVSKY/COURTESY OF NYU PHOTO BUREAU

Die Mitarbeiter:innen des
Jüdischen Museum der Stadt Wien

wünschen allen
Freund:innen und Bekannten
ein fröhliches Pessach-Fest!



ein museum der wienholding

Prof. (FH) Mag. Julius Dem, MBA
Allgemein beeideter Dolmetscher für Hebräisch

wünscht allen Verwandten, Freunden und Kunden
ein fröhliches Pessachfest!

Ich wünsche meiner Familie und allen
Freund:innen ein fröhliches Pessachfest!

**Milli Segal, Agentur für Presse,
PR und Veranstaltungen**

Familie Muzicant

wünscht allen
ein fröhliches Pessachfest!

Gertner Immobilien GmbH

OneOfficeSpace

Ihr günstiges Büro in
1190 Wien – komplett
serviciert

www.oneofficespace.com

wünscht allen
Geschäftspartnern
und Freunden des
Hauses ein schönes
Pessachfest.

CLAIMS CONFERENCE
Committee for Jewish Claims on Austria

Unser Büro in Wien wünscht
allen Freunden und Bekannten
ein fröhliches Pessachfest!

PIERRE LOPPER
wünscht allen Freunden
und Bekannten ein
fröhliches Pessachfest!

SALOMONOWITZ

Rechtsanwälte

Dr. Sascha Salomonowitz MBL-HSG, LL.M (NYU)

wünscht allen Freunden, Bekannten und Geschäftspartnern
ein fröhliches Pessachfest!



Chocolaterie FABIENNE
wünscht allen Kunden
und Freunden
ein fröhliches Pessachfest!

SIGMUND FREUD MUSEUM

wünscht allen
Freund:innen ein fröhliches Fest!



Familie Eden

wünscht allen Freunden, Bekannten und
Geschäftspartnern ein fröhliches Pessachfest!

ISRAELITISCHE KULTUSGEMEINDE WIEN



**Präsident Oskar Deutsch und die
Israelitische Kultusgemeinde Wien**

wünschen allen Leser:innen, Freunden
und Bekannten ein frohes Pessachfest!

IMMOBILIEN VERSICHERUNGEN
Dkfm. Viktor Maier & Dr. Peter Maier Ges.m.b.H.

Fasangasse 18, 1030 Wien, Tel. 01/798 44 99
wünschen allen Freunden und Bekannten ein fröhliches
Pessachfest!

DR. THOMAS FRIED
Rechtsanwalt § kein Partner
Gonzagagasse 11/2/22,
1010 Wien
Tel.: +43 1 533 04 33
kanzlei.fried@aon.at
wünscht allen Klient:innen
ein fröhliches Pessachfest!



Der israelische Botschafter David Roet bei einer Zeremonie zum 120. Jahrestag des Ablebens von Theodor Herzl

BEIGESTELLT

Uns wird es weiterhin geben!

Der israelische Botschafter in Wien, David Roet, spricht über die Zukunft Israels und seine Hoffnung auf Frieden.

Interview: Christian Schüller

Der israelische Diplomat David Roet ist seit 2023 israelischer Botschafter in Wien. Zuvor arbeitete Roet in Israel, Südkorea und den USA. Hier spricht er über aktuelle Hoffnungen, Chancen und Herausforderungen für den israelischen Staat. Das Interview wurde Mitte Dezember 2024 geführt.

Herr Roet, wie könnte die Welt in zehn, zwanzig Jahren aussehen?

David Roet: Auch mich interessiert diese Frage, aber wir leben in einer Zeit, in der alles sich so schnell verändert. Wenn ich Ihnen vor zwei Wochen gesagt hätte, es werde das Assad-Regime bald nicht mehr geben, hätten Sie mich für verrückt gehalten.

Wir sind auch Vorfahren der nächsten Generation. Können wir uns leisten, nicht daran zu denken, in welcher Welt unsere Kinder und Enkel leben werden?

Roet: Gut, dann muss ich wohl umschalten und versuchen, optimistisch zu sein.

Warum optimistisch?

Roet: Ich meine, dass ich zurzeit nicht weit in die Zukunft denke, weil wir mit dem, was gerade geschieht, so beschäftigt sind. Die Frage ist: Sprechen wir über die Zukunft Israels, über unsere Umgebung, wie die sich in Zukunft entwickelt? Oder über die Zukunft der jüdischen Gemeinschaft in Europa? Da spüre ich hier in Wien große Sorgen.

Müssen Diplomaten nicht Visionäre sein, weil sie an Beziehungen arbeiten, die weit darüber hinausgehen, welche Regierung hier oder dort gerade im Amt ist? Welches Zukunftsbild von Israel haben Sie im Hinterkopf?

Roet: Das Erste, was mir in den Sinn kommt, und das wird für einige eine traurige Nachricht sein: Ich bin zuversichtlich, dass es uns in zwanzig Jahren noch als Staat geben wird. Aber lassen Sie mich an dieser Stelle kurz in der Zeit zurückgehen. Während meiner

gesamten Laufbahn in den letzten dreißig Jahren drehten sich alle Diskussionen über Israel um die Frage einer Zweistaatenlösung, um die Grenzen von 1967. Heute sehe ich, dass sich ein Großteil der Diskussionen um 1948 dreht, darum, ob Israel als Staat existieren sollte. Dies ist ein erschreckend einzigartiges Phänomen, das nur dann diskutiert wird, wenn es um Israel geht. Kein anderes Land auf der Welt ist damit konfrontiert, dass seine Existenz in Frage gestellt wird. Kein anderes Land auf der Welt wird mit völkermörderischen Aufrufen zu seinem Verschwinden konfrontiert, die in manchen Kreisen normal sind. In vielen Teilen Europas, in den USA, sogar in Wien, selbst unter Studierenden, intelligenten, sogar sogenannten kultivierten Intellektuellen, kann man

« Die Welt wird künftig zwischen gemäßigten und nicht gemäßigten Staaten aufgeteilt sein und nicht mehr zwischen Muslimen, Juden oder Christen »

bereits Rufe nach einer Zukunft ohne Israel hören. „Vom Fluss zum Meer.“ Die frühere Version der Idee, Israel auszulöschen, war die Idee eines binationalen Staates von Juden und Palästinensern. Aber wir haben gesehen, zum Beispiel in der Tschechoslowakei oder in Jugoslawien, dass diese Idee auf Dauer nicht funktioniert. Meine erste Antwort auf die Frage, was in zwanzig Jahren sein wird, lautet aus diesem Grund: Israel wird immer noch existieren und stark sein. Die Zukunft Israels liegt natürlich in den Beziehungen zu Europa und den USA, aber ich gehe davon aus, dass sich auch unsere Beziehungen zu den arabischen Nachbarstaaten gut entwickeln werden. Ich hoffe auf die Verlängerung des Abraham-Abkommens. Die Welt wird künftig zwischen gemäßigten und nicht gemäßigten Staaten aufgeteilt sein und nicht mehr zwischen Muslimen, Juden oder Christen. Hoffentlich wird es eine internationale Koalition der Gemäßigten geben.

Gemäßigt wie Saudi-Arabien?

Roet: Es ist natürlich in vielerlei Hinsicht schwierig, Saudi-Arabien als moderat zu bezeichnen. Aber es ist nicht unsere Aufgabe, anderen unsere Werte aufzuzwingen, sondern eine Partnerschaft auf der Grundlage des Kampfes gegen den Terrorismus und der Suche nach Frieden zu finden. Ja, ich hoffe, dass es eine solche Koalition geben wird, und dass es dann die Islamische Republik Iran nicht mehr geben wird. Meine iranischen Freunde bitten mich immer, ihr Land nicht nur Iran, sondern Islamische Republik Iran zu nennen. Die Iraner:innen sind ein stolzes Volk mit einer jahrtausendealten Geschichte. Sie verdienen es, frei zu sein. Ich sehe ein Israel, das viel enger mit den Ländern der Golfregion, mit Ägypten und Jordanien verbunden sein wird. Es wurde immer gesagt, dass es ohne Syrien keinen Krieg im Nahen Osten geben kann, und ohne Saudi-Arabien keinen Frieden.

Als der Jom-Kippur-Krieg ausgebrochen ist, waren Sie zehn Jahre alt. Sie waren dreißig und schon Diplomat, als der Osloer Friedensprozess begann. 2005, als das israelische Militär sich aus Gaza zurückzog, waren Sie im Außenministerium in Jerusalem tätig. Und am 7. Oktober 2023 waren Sie gerade ein paar Tage in Wien. Wie hat sich Ihre Vorstellung von der Zukunft in den Jahren verändert?

Roet: Ich habe den Sechstagekrieg 1967 noch erlebt, aber der stärkste Eindruck, an den ich mich aus meiner Jugend erinnere, ist das Attentat auf die israelischen Sportler in München am 5. September 1972. Wir standen auf und lasen in der Morgenzeitung, dass die israelischen Geiseln befreit worden wären. Ich weiß noch, wie ich voller Freude zu meinen Eltern gerannt bin, um es ihnen zu sagen. Dann erfuhren wir, was geschehen war: Alle Geiseln waren getötet worden. Vom Jom-Kippur-Krieg erinnere ich mich an das Heulen der Sirenen um zwei Uhr nachmittags und daran, dass mein Vater vor seinem Radio saß und versuchte, die BBC zu hören, weil es an diesem Feiertag kein israelisches Radio gab. Wir hatten schon überall Armeefahrzeuge gesehen, aber wir dachten, an Jom Kippur könne es keinen Krieg geben. 1973 war ich zu jung, um das Ausmaß der Tragödie zu begreifen. Aber während nach dem Sechstagekrieg 1967 alle begeistert waren, zeigte das Jahr 1973, obwohl auch das ein Sieg war, dass wir nicht unschlagbar waren. Das machte den Friedensprozess mit Ägypten möglich. Es herrschte echte Begeisterung im Lande. Ich habe sogar die Zeitungen von damals aufbewahrt, mit Bildern von der Unterzeichnung. Damals dachte ich wirklich, dass der Frieden sehr nahe sei. Dann kam die Ermordung von Rabin im Jahr 1995. Ich habe in meinem Büro noch ein Bild von Rabin und mir, das einige Monate vor seiner Ermordung aufgenommen wurde. Ich war zu dieser Zeit ein junger Diplomat in Südkorea. Er kam nach der Unterzeichnung des Osloer Abkommens nach Seoul. Bei

einem offiziellen Mittagessen gab mir unser Botschafter etwas, das ich bis zum Ende des Essens bei mir behalten sollte. Ich schaute nach, um zu sehen, was es war, und es war die Urkunde für den Friedensnobelpreis. Rabin hatte sie mit nach Seoul gebracht, um sie dem südkoreanischen Präsidenten zu zeigen. Ich zeigte sie meinem amerikanischen Kollegen, der sie sofort abfotografierte.

« Manchmal scheint es, dass Israel mehr Sympathie erhält, solange es das tut, was einige im Westen erwarten, aber die Realität in unserer Region erfordert manchmal andere Maßnahmen »

Wir glaubten wirklich, dass der Frieden mit den Palästinensern nun Schritt für Schritt erreicht werden würde. Bevor der Friedensvertrag mit Ägypten unterzeichnet wurde, sprachen sich in einer Umfrage siebzig Prozent der Israelis gegen die Rückgabe des Sinai aus. Einen Monat später waren siebzig Prozent dafür. Wir Israelis sind, wie man in Amerika sagen würde, „suckers for peace“, vernarrt in den Frieden. Aber dafür brauchen wir einen echten Partner. Anwar Sadat war ein Feind, aber als er die Entscheidung traf, Frieden zu schließen, fand er Israel, das bereit war, die dafür erforderlichen Kompromisse einzugehen. Dass so viele Monate nach dem 7. Oktober und dem anhaltenden Krieg der Frieden mit Ägypten und Jordanien sowie mit anderen Ländern Bestand hat, beweist die Bedeutung dieses Abkommens. Ich glaube immer noch, dass es möglich ist, Frieden mit den Palästinensern zu schließen. Aber wir Israelis glauben nicht mehr an einen naiven Frieden mit Herzen, Blumen und Tauben oder daran, dass Wölfe und Lämmer gemeinsam weiden werden, wie es in der Bibel heißt.

Beim Propheten Jesaja?

Roet: Genau. Solche Illusionen haben wir verloren, schon lange vor dem 7. Oktober. Aber Frieden ist möglich, auch wenn es noch eine Generation dauern wird. Genommen wurden uns die Illusionen durch die Selbstmordattentate, die wir nach dem Friedensabkommen von Oslo erlebt haben.

Setzt Israel seine Strategie darauf, dass alle Terrorgruppen eines Tages aufgeben werden, wenn der Druck auf sie nur stark genug wird?

Roet: Ich finde nicht, dass Ihre Beschreibung zutrifft, und dass Israel bisher nur auf militärische Optionen gesetzt hat. Ich habe in meiner früheren Funktion bei der UNO an Versuchen mitgearbeitet, bessere Lebensbedingungen für die Bevölkerung von Gaza zu erreichen. Mit dem 7. Oktober ist das ganze Konzept in



Botschafter David Roet bei seinem Amtsantritt in Wien am 29. September 2023

sich zusammengebrochen. Solange die Hamas existiert, ist das nicht zu machen. Die Frage war ja immer: Was meinen wir, wenn wir von einem palästinensischen Staat reden? Muss ein Staat eine Armee haben, wie die Palästinenser behaupten? Costa Rica ist ein Staat ohne Armee. Da ein Frieden mit der Hamas nicht möglich war, arbeiteten wir zusammen mit den USA, der EU und der UNO daran, in einer ersten Phase auf wirtschaftlicher Ebene anzusetzen. Heute werden Netanjahu und die Regierung von einigen dafür kritisiert, aber das Ziel war es, das Leben der Menschen in Gaza zu verbessern. Die Idee war, Menschen aus Gaza Arbeit in Israel zu geben, einigen sogar im Hightech-Sektor. Auf der einen Seite ist dies riskant. Andererseits kann auf diese Weise in Gaza etwas aufgebaut werden: Läden, Unternehmen, Landwirtschaft. Es werden Anreize geschaffen, damit die Gesellschaft zu ihren Führenden sagt: Das wollen wir nicht kaputt machen. Aber am 7. Oktober wurde klar, dass das mit Sinwar nicht funktioniert hat. Und mit Nasrallah, dem Hisbollah-Führer im Libanon, hat es auch nicht geklappt. Es gibt dort einen Staat, aber sie haben

ihn nach und nach zerstört. Ich persönlich glaube, dass unabhängig von der derzeitigen Ideologie in Israel ein großer Teil der israelischen Bevölkerung seine Meinung über die palästinensische Sache geändert hätte, wenn die Hamas damals klug genug gewesen wäre, eine wirtschaftliche Entwicklung in Gaza zuzulassen. Für die meisten Israelis geht es nur um Sicherheit. Entgegen all unserer Logik plante die Führung der Hamas, während sich die Lage in Gaza verbesserte, den bösartigen Angriff vom 7. Oktober. Wir können die Menschen in Gaza nicht davon abhalten, an die Hamas zu glauben. Eine Ideologie lässt sich nicht so einfach zum Verschwinden bringen. Es ist verachtenswert, aber nicht strafbar, wenn jemand an die Hamas glaubt. Es ist jedoch strafbar, wenn man sich entscheidet, ein Terrorist zu sein, oder eine Waffe in die Hand nimmt und gegen uns kämpft. Wenn wir heute über die Zukunft in zwanzig Jahren sprechen, kann ich nur hoffen, dass wir wie hier in Österreich nach dem Krieg eine deradikalisierte palästinensische Gesellschaft haben werden, wenn die Welt darauf besteht, dass die Hamas in Gaza nicht das Sagen hat. Es scheint ein Traum



David Roet überreicht Bundespräsident Alexander Van der Bellen sein Akkreditierungsschreiben

zu sein, aber es kann passieren, wenn wir alle richtig handeln und nicht die Gefahr der Hamas herunterspielen oder die Radikalen belohnen.

Oft hört man, Israel werde von der internationalen Öffentlichkeit, vor allem den Medien, unfair behandelt. Es gab eine Zeit, als Israel in Europa viel Sympathie genoss. Wann ist das umgeschlagen?

Roet: Sympathie bekamen wir, solange wir schwach waren. Das hat sich nach 1967 geändert.

Aber noch in den frühen 1990er-Jahren, unter Rabin, gab es Solidarität mit Israel.

Roet: Ja. Aber verzeihen Sie mir, wenn ich hier einen Punkt anspreche, der vielleicht nicht allzu intellektuell klingt: den letzten Eurovision Song Contest. Der israelische Beitrag war in diesem Rahmen objektiv gesehen sehr gut. Aber in der Reaktion darauf gab es einen deutlichen Unterschied zwischen dem Urteil der Jurymitglieder, die der Öffentlichkeit bekannt sind und es sich deshalb vielleicht nicht leisten konnten, für Israel zu stimmen, und dem Votum des Publikums. Wir bekamen sehr schlechte Bewertungen von der Jury. Aber das

europäische Publikum, selbst in Norwegen und Spanien, wo Israel besonders stark kritisiert wird, hat die israelische Sängerin auf den ersten oder zweiten Platz gesetzt. Vielleicht war der Song wirklich gut. Auf jeden Fall gibt es nicht genug Juden und Jüdinnen auf der Welt, um eine solche Abstimmung zu organisieren. Die Rechten und evangelikalen Christen, die heute die lautesten Befürworter Israels sind, sehen sich den Song Contest wahrscheinlich nicht an. Was ich sagen möchte: Ich bin mir nicht sicher, dass die allgemeine Öffentlichkeit in Europa Israel heute weniger unterstützt als früher. Aber natürlich hat sich seit der Ermordung von Rabin viel verändert. Manchmal scheint es, dass Israel mehr Sympathie erhält, solange es das tut, was einige im Westen erwarten, aber die Realität in unserer Region erfordert manchmal andere Maßnahmen. Wir sind auch ein Opfer der Tatsache, dass wir ein gewöhnlicher Staat geworden sind, ein Staat wie jeder andere auch. Manche Menschen im Westen erinnern sich gern an eine Vision, an das Israel der frühen Tage. Auch wenn Österreich, Großbritannien und die USA keine utopischen Staaten mehr sind, wollen die Menschen, dass Israel utopisch bleibt. Sie erinnern sich an die gute alte Zeit der Kibbuzim. Sie sind ent-

täuscht, weil sie wollten, dass Israel anders wird. Manchmal höre ich von Leuten hier: „Ich liebe Israel, ich erinnere mich an 1964, als ich in einem Kibbuz gearbeitet habe.“ Ja, sie lieben dieses Bild, weigern sich aber, die Notwendigkeiten eines modernen Israel zu erkennen.

Die Mehrheit der Bevölkerung in Europa und den USA hat keine Sympathie mit islamistischen Terroristen. Haben die israelischen Regierungen der letzten zwanzig Jahre zu wenig vermittelt, dass wir alle im gleichen Boot sitzen?

Roet: Das ist der Vorwurf, den ich als Diplomat am häufigsten höre. Warum haben wir es nicht geschafft, unsere Politik besser zu erklären? Aber die Probleme, mit denen wir konfrontiert sind, unterscheiden sich von denen, mit denen Europa konfrontiert ist. Auch wenn es Parallelen gibt. Ich bin manchmal mit einer Blindheit gegenüber unserer Lage konfrontiert und mit einer Weigerung, sie zu verstehen. Während meiner Zeit bei der UNO haben mir oft Diplomaten aus verschiedenen Ländern die Hand geschüttelt, zu denen wir zum Teil keine Beziehungen haben, und gesagt: Wir alle wollen, dass unsere Kinder ein besseres Leben haben als wir. Aber das ist nur teilweise wahr. Sinwar hat das nicht gewollt. Nasrallah wollte es nicht. Der Iran hat andere Prioritäten.

Glauben Sie, dass die USA ein verlässlicher Partner Israels bleiben werden? Die amerikanische Gesellschaft scheint heute mehr zum Isolationismus zu neigen.

Roet: Ich glaube, ja. Amerika hat sich verändert, aber die besondere Beziehung zwischen Israel und den USA wird bleiben. Da sehe ich übrigens eine Parallele zu Österreich. Unabhängig von ihrer sonstigen politischen Einstellung sind die Österreicher Israel gegenüber wohlwollender eingestellt als andere Nationen. Israel-Gegner, die versuchen, die besondere Verbindung zwischen den USA und Israel zu erklären, sagen oft, dass die Politik der USA gegenüber Israel von amerikanischen Juden bestimmt wird. Das ist völlig falsch. Bei allem Respekt, es leben nur sechs Millionen Juden in den USA, und nicht alle unterstützen Israel. Dann kommt die Antwort: Nun, es sind nicht die Juden, sondern die Evangelikalen, die sich aus religiösen Gründen mit Israel verbunden fühlen. Ich glaube auch nicht, dass das die besondere Beziehung erklärt. Es geht um Werte. Es geht um Demokratie, Freiheiten und eine einzigartige Verwandtschaft. Ich sehe, dass es heute mehr Spannungen gibt als früher, aber die Beziehung wird bestehen bleiben, auch wenn es in beiden Parteien Gruppen gibt, die sie verändern wollen.

Deutschland war ein verlässlicher Partner Israels, hat aber jetzt mit der eigenen Stabilität zu kämpfen. Um Henry Kissinger zu zitieren: Wenn Sie heute mit Europa reden wollen, wen rufen Sie an?

Roet: Europa ändert sich auch, und doch würde ich mir wünschen, dass wir mit allen Ländern in Europa gute Beziehungen hätten.

Ein aktueller Trend in Israel ist, dass sich der liberale, wirtschaftlich erfolgreiche Teil der Mittelschicht zunehmend von der Politik entfernt. Politik wird zunehmend von extremen Gruppen bestimmt. Sehen Sie das?

Roet: Der große Vorteil Israels ist auch ein Problem: das sogenannte technologische Wunder. Einerseits ist es der Motor unserer Wirtschaft und ermöglicht es uns, die wirtschaftlichen Folgen des derzeitigen Krieges zu überleben. Noch sind sie nicht wirklich zu spüren, aber das wird kommen. Andererseits wird diese Hightech-Wirtschaft, wenn sie eine Blase um Tel Aviv herum bleibt, zum Problem werden. Wenn wir also über die Zukunft sprechen: Die große Aufgabe Israels besteht darin, den Kuchen zu vergrößern und die Zahl der Menschen, die davon profitieren, zu erhöhen. Die Lebenshaltungskosten sind sehr hoch. Zugleich haben wir im Vergleich zu Europa ein starkes Bevölkerungswachstum. Ich habe zum Beispiel vier Kinder. Meine sechs besten Freunde aus der Schule haben alle zwischen drei und vier Kindern. Ich spreche nicht von den Ultra-Orthodoxen und den Nationalreligiösen, die noch mehr haben. In der Hightechindustrie fließen Milliarden Dollar an Prämien und Abfertigungen an nicht mehr als 10.000 dort Beschäftigte. Das ist ein enormer Schub, aber wir müssen daran arbeiten, dass der Reichtum im Land verbreitert wird. Auch zugunsten der arabischen Minderheit, die die fortschrittlichste im Nahen Osten ist, aber bisher weniger Anteil am Wohlstand hatte. Es gibt sehr talentierte Menschen unter den arabischen Israelis, die zunehmend in der Wirtschaft tätig sind. Erinnern Sie sich zum Beispiel daran, dass die Leumi Bank, die zionistische Bank, die bei der Gründung Israels eine Schlüsselrolle spielte, weil der Landerwerb über sie lief,

« Wir müssen also in Zukunft mehr in die arabische Bevölkerung investieren, insbesondere in arabische Frauen, um sie besser in die Arbeitswelt zu integrieren »

bis vor Kurzem von einem muslimischen arabischen Israeli geleitet wurde. Wir müssen also in Zukunft mehr in die arabische Bevölkerung investieren, insbesondere in arabische Frauen, um sie besser in die Arbeitswelt zu integrieren. Wir müssen auch die Ultra-Orthodoxen integrieren, die bisher von der wirtschaftlichen Entwicklung praktisch ausgeschlossen sind. Ihre Weigerung, den Militärdienst zu leisten, ist natürlich ein

CARINA KARLOVITS



Botschafter Roet mit Familienmitgliedern der gekidnappten Geiseln im November 2023 vor der UNO-City in Wien

Hindernis. Das Ergebnis ist vererbte Armut. Die Männer studieren die ganze Zeit, die Frauen werden früh verheiratet. Viele leben von staatlicher Unterstützung. Wie können diese Menschen, die sehr begabt sind, in das Arbeitsleben integriert werden? Diejenigen, die unbe-

« Ich höre immer wieder, dass der Palästinakonflikt das Kernproblem des Nahen Ostens sei. Wir sollten uns jedoch darüber im Klaren sein, dass diese Aussage falsch ist »

dingt ihr Leben mit dem Studium der Bibel verbringen wollen, sollten dies tun dürfen. Aber die anderen sollen ihre Familien erhalten und gleichzeitig ihre Traditionen pflegen können. Es sollte kein Widerspruch sein, beides zu tun. Das sind die Probleme, die wir haben. Wenn Sie also fragen, wie Israel in zehn oder zwanzig Jahren dastehen wird, dann wird unser Erfolg auch davon abhängen, ob es uns gelingt, diese Probleme zu lösen. Schließlich verdanken wir einen Teil unseres Erfolgs im Hightech-Sektor der Masseneinwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion. Eine Million gebildete russische Juden kam nach Israel und trug maßgeblich zu dem Wirtschaftswunder bei, das Israel ist. Wenn ich auf die letzten dreißig Jahre zurückblicke, war das alles in allem ein großer Erfolg. Wir haben auch noch Infrastrukturprobleme zu lösen. In einem so kleinen Land wie Israel sollte

es eigentlich keine Unterschiede zwischen dem Norden und dem Süden geben. Es ist seltsam, wenn wir über die Peripherie in Israel sprechen.

Manche sagen, es wäre klüger gewesen, die besetzten Gebiete viel früher zurückzugeben. Einige haben schon bald nach 1967 prophezeit, dass die Besatzung Israel belasten wird.

Roet: Ich kann weder die Zukunft vorhersagen, noch kann ich frühere Entscheidungen rückdatieren. Ich habe immer geglaubt, dass es, wenn die Zeit für den Frieden kommt, nicht wirklich wichtig ist, wer in Israel regiert. Wenn es auf der anderen Seite einen aufrichtigen Wunsch gibt. Dann wird sich zeigen, dass die Mehrheit der Israelis als Teil dieser Region in Frieden leben will. Wir sollten den Konflikt mit den Palästinensern um unseretwillen, um unser aller Kinder und Enkelkinder willen lösen, aber ich höre von arabischer Seite und von vielen in der Welt immer wieder, dass der Palästinakonflikt das Kernproblem des Nahen Ostens ist. Wir sollten uns jedoch darüber im Klaren sein, dass diese Aussage falsch ist. Schauen Sie sich all die Kriege im Nahen Osten an, die nichts mit Israel zu tun haben. Wollen die Mullahs im Iran und die Dschihadisten wirklich eine Lösung, ist Israel ihre Hauptsorge? Wir sollten also unseren Konflikt um unserer selbst willen lösen, aber die Konzentration auf die „Gebiete“ als Hauptgrund oder einzigen Grund ist falsch und gefährlich.

Man könnte auch sagen, dass der offene Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern vielen Regimen einen guten Vorwand geliefert hat, um von ihren Problemen abzulenken.

Roet: Ich stimme zu, dass, wenn dieser Konflikt gelöst würde, einige dieser Ausreden wegfallen würden. Aber wie ich vorher bereits gesagt habe, sind die Probleme des Nahen Ostens natürlich riesig. Und sie haben nichts mit uns zu tun, und wir müssen uns dieser Realität stellen. Ich erinnere mich noch an den Ausspruch eines arabischen Kollegen in den USA: Solange der israelisch-palästinensische Konflikt besteht, können wir uns nicht wirklich entwickeln. Ich sagte daraufhin zu ihm: Ach, wirklich? Als Israel gegründet wurde, war es ein Entwicklungsland. Heute haben wir dort ein höheres Pro-Kopf-Einkommen als die meisten Länder in Westeuropa. Und Sie waren nicht in der Lage, sich zu entwickeln? Waren Sie nicht in der Lage, Ihrem Volk Freiheiten, Gleichheit und Rechte zu gewähren? Wie das Abraham-Abkommen gezeigt hat, kann die Region hoffentlich zu Zusammenarbeit und Frieden übergehen und sich auf das Wohlergehen der Menschen konzentrieren.

Christian Schüller ist Journalist und Autor

PICTUREDESK/ JOE KLAMAR



ÜBER 400 JAHRE TRADITION IM ÄLTESTEN HOTEL WIENS

Das HOTEL STEFANIE, Wiens ältestes Hotel, heißt seit dem Jahr 1600 Gäste willkommen und wird bereits in der vierten Generation von der Familie Schick geführt.

Zahlreiche Antiquitäten, liebevoll gesammelt, lassen die Geschichte des Hauses lebendig werden. Traditionelles Flair verbindet sich hier harmonisch mit modernem Komfort und zeitgemäßer Technik – eine besondere Symbiose aus Vergangenheit und Gegenwart.



HOTEL STEFANIE
1020 Wien, Taborstraße 12

stefanie@schick-hotels.com
www.hotelstefanie.wien

Eine jüdische Merkel für Mexiko

Von der Bevölkerung mit Begeisterung gewählt, steht Claudia Sheinbaum, die erste Präsidentin Mexikos, vor einem Berg schwieriger Aufgaben

Erhard Stackl

Videos in den sozialen Medien zeigen die schlanke Frau im einfarbigen Hosenanzug, das lange, dunkle Haar streng nach hinten gekämmt. Fast jeden Tag verkündet sie an einem anderen Ort die kommenden Segnungen ihrer Präsidentschaft. Sie legt den Grundstein für neue Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen, sie verspricht den Frauen eine Zukunft ohne Gewalt und Arbeiter:innen rasch die Erhöhung des Mindestlohns (derzeit bei umgerechnet 400 Euro im Monat) um zwölf Prozent. Weil sie wie Deutschlands erste Bundeskanzlerin Physik studiert hat und sich eher spröde ausdrückt, bezeichnet sie die Online-Zeitung *Politico* als „Mexikos Merkel“. Bei ihren Auftritten wird Claudia Sheinbaum von Menschen aus dem Volk, bunt gekleideten Frauen oder Arbeitern mit Baustellenhelmen, zumeist gefeiert.

Nur eines dieser Videos fällt aus dem Rahmen: Als Sheinbaum in Mexiko-Stadt aus Gründen „sparsamen Regierens“ statt eines Präsidentenjets den Linienflug nach Rio de Janeiro zum G20-Gipfel bestieg, schlug ihr kalte Ablehnung entgegen. Geschäftsleute blickten starr geradeaus, keine Hand rührte sich zum Applaus. In den Kommentaren zum vieltausendfach verbreiteten Video stand, dass von diesen Passagieren wohl niemand Sheinbaum gewählt habe, ihre Anhänger könnten sich Flugreisen gar nicht leisten. Postings von Gegnern verströmten Ablehnung und Hass: Sie sei eine „Demagogin“, hieß es da, ihr Programm „eine Farce“, die Mexiko „in den Abgrund“ führen werde.

Nimmt man dazu noch Donald Trump, den lauten Chef im übermächtigen Nachbarland USA, der Mexiko wegen der Drogen- und Migrantenflut noch vor Amtsantritt zu drohen begann, so lässt sich ohne Übertreibung sagen, dass Claudia Sheinbaum, die 63-jährige Politikerin aus jüdischer Familie, einen der schwierigsten Jobs der Welt hat.

Als erste Frau schaffte sie es in Mexiko, mit 130 Millionen Einwohnern das größte spanischsprachige Land,

zur Staatspräsidentin gewählt zu werden, obwohl dort der Machismo grassiert. Patriarchale Gewalt und Tausende ermordete oder verschwundene Frauen haben dem Land den Ruf einer „Femizid-Nation“ eingetragen.

« Zur Vertretung der Armen und Schwachen, bei demonstrativer Sparsamkeit der Regierenden samt Gehaltskürzung für Politiker:innen, kommt die Souveränität des Landes. Doch gerade diese Eigenständigkeit ist bedroht »

Sheinbaums Versprechen, damit schlusszumachen, klingen ähnlich utopisch wie ihre Visionen zu den sozialen Themen Armutsbekämpfung, Erziehung, Gesundheit und Wohnen, die Mexiko in einen bisher als unerreichbar geltenden Wohlfahrtsstaat verwandeln sollen. Zu ihrem Aufstieg sagte sie nach der Wahl: „Ich bin nicht allein gekommen.“ Zahlreiche Frauen vor ihr hätten die Möglichkeit erkämpft, verantwortungsvolle Positionen einzunehmen. Mexikanerinnen könnten auch Astronautinnen werden. „Die mexikanischen Frauen sind zu vielem bereit.“

Skeptische Stimmen

Erst auf nachdrückliche Fragen von Reporter:innen bestätigte Sheinbaum, dass sie in einem Land mit hundert Millionen Katholiken aus einer Familie jüdischer Flüchtlinge aus Europa stammt. Sie habe als Kind mit ihren Großeltern hohe jüdische Feiertage begangen, so erzählte sie. In ihrem religionsfernen akademischen Milieu sei das etwas eher Kulturelles gewesen.

Mitglieder der 40.000 Menschen umfassenden jüdischen Gemeinde Mexikos fanden die distanzierte Haltung Sheinbaums zum Judentum befremdlich. Auch



PICTUREDESK/RAQUEL CUNHA

Claudia Sheinbaum bei der Zeremonie am 114. Jahrestag der Mexikanischen Revolution in Mexiko-Stadt



Anhänger:innen auf dem Zócalo-Platz in Mexico City während Sheinbaums Amtseinführungszereemonie

ihre linke, die Reichen kritisierende Einstellung lehnen viele ab. Die Community, so heißt es, habe mehrheitlich die Gegenkandidatin Xóchitl Gálvez, eine konservative Unternehmerin mit indigenen Wurzeln, gewählt. Sheinbaum gewann überlegen, auch wenn es vereinzelt antisemitische Attacken auf sie gab. So nannte sie der konservative Expräsident Vicente Fox eine „bulgarische Jüdin“ und bezweifelte, dass sie eine echte Mexikanerin sei.

Ihren Sieg verdankt Sheinbaum in den Augen der Öffentlichkeit vor allem ihrem Amtsvorgänger Andrés Manuel López Obrador, genannt AMLO. Der Linkspopulist hatte, nach einer Odyssee durch andere Parteien, 2011 die „Bewegung der Nationalen Erneuerung“ (Movimiento de Regeneración Nacional, Morena) gegründet. Er war Bürgermeister von Mexiko-Stadt und, nach mehreren vergeblichen Anläufen, ab 2018 Staatspräsident. AMLO hatte, wie nun Sheinbaum, die traditionelle Parteienfront von rechts bis Mitte links besiegt.

Dabei gilt der lateinamerikanische Linkspopulismus mit Vorgängern wie Venezuelas Hugo Chávez oder Argentiniens Juan Perón vielen als wenig demokratisches Projekt, das zumeist in einer wirtschaftlichen Katastrophe mündet.

Der deutsch-amerikanische Ökonom Rudi Dornbusch beschrieb das „immer wiederkehrende Szenario“ schon vor dreißig Jahren so: Mit vollmundigen Versprechungen an die Macht gekommen, versuchten Populisten, die Wirtschaft mit massiven Ausgabensteigerungen anzukurbeln und ausländische Einflüsse zurückzudrängen. Bald wachse die Inflation, die man mit staatlichen Regulierungen einzudämmen versucht. Güter werden knapp, das Kapital flieht ins Ausland, die Armut wächst und das unpopulär gewordene Regime nähert sich dem Zusammenbruch.

Der mexikanische Weg

In Mexiko ist das bisher nicht eingetreten. Nach den sechs Jahren Präsidentschaft von López Obrador wächst die Wirtschaft um drei Prozent, die Inflation beträgt, mit fallender Tendenz, 5,7 Prozent. Unangenehm hoch ist die Neuverschuldung mit sechs Prozent. Überstrahlt wird dieses Warnsignal von AMLOs Aussage, dass die Armutsrate von 42 auf 36 Prozent gesunken sei. Neun Millionen Menschen seien dem Elend entkommen. Die negativen Seiten der Herrschaft AMLOs wie der anhaltende Krieg gegen Drogen- und Schlepperkartelle mit Tausenden Toten, ein ruppiger Umgang mit Umwelt-NGOs und anderen Kritikern sowie zu wenig Schutz für die in Mexiko besonders gefährdeten Journalist:innen fielen in der öffentlichen Meinung weniger ins Gewicht.

So sonnte sich der charismatische Präsident zum Ende seiner Amtszeit, eine nochmalige Kandidatur ist per Verfassung verboten, in einem Popularitätswert um die sechzig Prozent, was exakt dem Wahlergebnis Sheinbaums entspricht. Der 71-jährige AMLO versprach, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Es wird aber erwartet, dass er allein durch positive oder negative Interview-Aussagen das Standing seiner Nachfolgerin beeinflussen kann. Außerdem hat er einen Sohn in die Leitung der Morena-Partei geschickt.

« Ihre Großeltern mütterlicherseits lebten als sephardische Juden in Bulgarien. Diese „Spaniolen“ hatten bald nach der Vertreibung aus dem katholischen Spanien im 15. Jahrhundert eine stabile Gemeinde gebildet. Väterlicherseits stammten Claudias Großeltern aus Litauen »

Claudia Sheinbaum hat auf den Vorwurf, eine „Marionette“ ihres Vorgängers zu sein, immer wieder ihre eigene Persönlichkeit betont. Tatsächlich gibt es, etwa in den Kernbereichen Klima und Energie, eklatante Unterschiede. Mexiko rangiert im obersten Dutzend der erdölfördernden Länder. AMLO setzte voll auf den hoch ver-

schuldeten staatlichen Ölkonzern Pemex und baute die Raffinerien aus. Die Energiewende war ihm kein großes Anliegen, Wasserkraft, Solar- und Windenergie wurden kaum gefördert.

Sozial und umweltbewusst

Ganz anders Sheinbaum: Die Physikerin spezialisierte sich an der Universität auf Energietechnik, erforschte den Bedarf von Verkehrsströmen, aber auch von familiären Kochstellen in mexikanischen Dörfern. Mit einem Doktoratsstudium im kalifornischen Berkeley wurde sie zur führenden Umweltwissenschaftlerin und ersten Doktorin für Energietechnik Mexikos. Obwohl sie schon seit dem Studium viel Zeit mit Politik verbrachte, verfasste sie zahlreiche mit mathematischen Formeln gespickte wissenschaftliche Arbeiten. Ab 2007 war sie mexikanisches Mitglied im vielköpfigen Weltklimarat IPCC, der im selben Jahr den Friedensnobelpreis erhielt.

Durchaus im Wissen um diese Prägung lud sie der Ölmann AMLO ein, in die Kommunalpolitik der mexikanischen Hauptstadt einzusteigen. Nach zwei Jahren in einer Stadtteilregierung bewarb sie sich 2017 um Führung, wir würden sagen: das Bürgermeisteramt, von Mexiko-Stadt und gewann. In ihrer Amtszeit kam die Covid-Pandemie, der sie mit wissenschaftlichen Methoden (viele Tests, Kontakt-Tracing) begegnete. Trotzdem war die Mortalität in Mexikos Hauptstadt-Region mit insgesamt zwanzig Millionen Einwohner:innen höher als im Rest des Landes.

Gleichzeitig ergriff Sheinbaum Maßnahmen gegen die dauerhaften Probleme der Hauptstadt, darunter Wassermangel und Luftverschmutzung. Sie regelte den Brunnenbau, versprach die Pflanzung von zwanzig Millionen Bäumen und erarbeitete ein umfassendes Mobilitätskonzept, darunter Ausbau und Elektrifizierung des öffentlichen Verkehrs, Solarstrom-Anlagen, Schaffung von Radwegen und Errichtung von Seilbahnen in höher gelegene Stadtteile, in Mexiko „Cablebús“ genannt.

Die Bevölkerung dieses Landes sollte für mehr Klimaschutz bereit sein, leidet sie doch besonders unter Wetterkapriolen. So gab es im Juni 2024 bei einer Hitzewelle mit 48 Grad Hunderte Tote. Dehydrierte Affen fielen angeblich tot von den Bäumen. Wenige Monate davor hatte der extreme Hurrikan Otis über den Urlaubsort Acapulco Tod und Zerstörung gebracht.

Allergisch auf Einmischung

Als Mexikos Präsidentin muss Sheinbaum den Klimaschutz mit dem von ihrer Partei hochgehaltenen Prinzip der Energie-Souveränität in Einklang bringen. Gleich nach Amtsantritt sagte sie der Ölgesellschaft Pemex mehrfach ihre Unterstützung zu und empfahl ihr, zusätzlich mit dem Abbau von Lithium (für E-Auto-Batterien) zu beginnen. Auch am Projekt eines mexikanischen Elektro-Kleinwagens wird gearbeitet. US-Investoren würden



Der Yaqui-Fluss nahe Vicam ist ausgetrocknet. Das indigene Yaqui-Volk kämpft gegen Lithiumminen und Kartelle

gern massiv einsteigen, aber es gelten noch die Beschränkungen von Expräsident López Obradors, veranlasst aus Sorge vor neokolonialer Einmischung.

Die antikoloniale Haltung wird von Sheinbaum durchaus geteilt. Als Hauptstadt-Chefin sorgte sie dafür, dass ein zunächst aus Sicherheitsgründen abgebautes Kolumbus-Denkmal nicht wieder aufgestellt, sondern durch die Statue einer indigenen Olmeken-Frau ersetzt wurde. Zu ihrer Inauguration als Präsidentin erhielt Spaniens König nicht die sonst in Lateinamerika übliche Einladung.

Die in Mexiko nun herrschende Partei Morena wird in Europa oft als sozialdemokratisch bezeichnet. Passender wäre es wohl, sie „linksnational“ zu nennen. Zur Vertretung der Armen und Schwachen, bei demonstrativer Sparsamkeit der Regierenden samt Gehaltskürzung für Politiker:innen, kommt als zweiter Grundsatz die Souveränität des Landes. Doch gerade diese Eigenständigkeit ist bedroht.

US-Präsident Donald Trump hatte schon während seiner ersten Amtszeit drastische Maßnahmen gegen mexikanische Drogengangster und gegen den von ihnen geförderten Migrantstrom angekündigt. Es ging dabei

PICTURESK/RODRIGO OROPEZA

PICTURESK/FERNANDO LLANO



Seit Jahresbeginn sind verschärfte Kontrollen an der Grenze zu den USA an der Tagesordnung

nicht nur um eine Mauer an der 3.000 Kilometer langen Grenze, sondern auch um Pläne für militärische Kommandoaktionen zur Zerstörung der Kartelle, die nun Realität werden könnten.

Dem Präsidenten López Obrador gelang es noch, Donald Trump durch seine, daheim nicht an die große Glocke gehängte, Kooperationsbereitschaft zu besänftigen. Er stoppte viele Migranten aus Zentralamerika schon an Mexikos Südgrenze und setzte gegen die 500 Gangsterbanden zusätzlich zur oft korruptierten Polizei verstärkt das Militär ein. Die Soldaten schossen, ohne zuerst Fragen zu stellen. Die Zahl der Toten näherte sich zum Ende von AMLOs Amtszeit 200.000. An manchen Tagen starben fünfzig Menschen eines gewaltsamen Todes.

Kriminalität an der Wurzel packen

Gleichzeitig kündigte AMLO mit dem Slogan „Abrazos, no balazos“ („Umarmungen statt Schüsse“) eine neue Strategie der Kriminalitätsbekämpfung an, was ihm dann als Verhandeln mit Gangstern ausgelegt wurde. Claudia Sheinbaum betont in ihren Ansprachen, dass es darum gehe, an ihrer Armut verzweifelnden Jugendlichen neue

Lebensperspektiven zu geben, damit sie nicht von Straßenbanden angeworben werden.

Hardliner Trump wird dafür wohl kein Verständnis haben. Mexikanische Gangster überschwemmen die USA mit Drogen, in jüngster Zeit vor allem mit dem in Geheimlabors produzierten synthetischen Opioid Fentanyl, das bereits Hunderttausende Opfer gefordert hat.

Beobachter:innen erwarten, dass Sheinbaum zu einer engeren Kooperation mit US-Geheimdiensten bereit sein wird. Doch auch sie beharrt auf Mexikos staatlicher Souveränität. Kurz nach Amtsantritt kritisierte sie scharf, dass US-Agenten im Juli 2024 Ismael „El Mayo“ Zambada, einen Boss des Sinaloa-Kartells, mit Tricks an Bord eines Flugzeuges lockten, das ihn in die USA und direkt ins Gefängnis brachte. Sie lehnte die Idee ab, wonach „der Zweck die Mittel heilige“, und bestche auf den Respekt vor Rechtsstaat und Menschenrechten, sagte sie.

Von außen betrachtet scheint die mexikanische Regierung längst nicht mehr zu deren Garantie in der Lage zu sein. Die kriminellen Kartelle sind auch im Waffen- und Immobiliengeschäft aktiv und haben den Menschenmuggel internationalisiert. In jüngster Zeit kommen Flüchtlinge aus aller Welt ins Land, darunter große Gruppen aus China, Indien oder auch aus dem Senegal, die von Schleppern an die US-Grenze gebracht werden.

In der Vergangenheit haben es die Regierungen von Mexiko und von zentralamerikanischen Ländern wie

« Sheinbaum ergriff Maßnahmen gegen die dauerhaften Probleme der Hauptstadt, darunter Wassermangel und Luftverschmutzung »

Honduras und Guatemala zähneknirschend akzeptiert, wenn ihnen die USA illegal eingereiste Bürger zurückschickten. Doch wie Sheinbaum reagiert, wenn Trump auch Angehörige anderer Staaten nach Mexiko deportiert, ist offen.

Sehr problematisch könnte es werden, wenn Trump seine Ankündigung wahr macht, Millionen illegale Einwanderer heimzuschicken. An die sechzig Millionen Latinos leben in den USA, darunter bis zu vierzig Millionen Mexikaner. An die fünf Millionen von ihnen haben keine gültigen Aufenthaltspapiere. Ihre Repatriierung würde gewaltige finanzielle Einbußen bedeuten, kommt doch ein wichtiger Teil der aus den USA nach Hause geschickten Geldbeträge von jährlich sechzig Milliarden Dollar, der sogenannten Remesas“, von Illegalen.

Da diese Menschen bisher zur Aufrechterhaltung der US-Wirtschaft gebraucht wurden, haben auch

Ehemalige Synagoge St. Pölten: Neue Ausstellung und Musikfestival



Neue Wechselausstellung zu Kurt Bardos

Während der gesamten Saisonlaufzeit, vom 11. April bis 09. November 2025, präsentiert die Ehemalige Synagoge St. Pölten auf der oberen Frauenempore die Wechselausstellung „Ich bin ein Österreicher!“ Der Fotograf Kurt Bardos (1914 Brünn – 1944 letzte Spur Auschwitz).

Sie ist dem Fotografen und seiner Familie gewidmet: Ihre Geschichte, geprägt von der Shoah, der kommunistischen Diktatur und mehreren Migrationen, wird aus der Perspektive seiner Schwester Ilse erzählt.



© Pfoser ZT/Herfert

„Das künstlerische Werk eines jungen, in der Shoah ermordeten Fotografen, die Erinnerungen seiner so tief mit ihm verbundenen Schwester und die intensiven Gespräche mit seinen Nichten eröffnen einen ganz besonderen Zugang zu Kurt Bardos und seiner Familie“, erklärt Martha Keil, Kuratorin der Ausstellung und wissenschaftliche Leiterin des Hauses. Sie stellt in der Schau Kurt Bardos' künstlerische Fotos den Familienerinnerungen gegenüber.

„Die Fotos von Kurt Bardos drücken viel mehr aus als nur die Geschichte unserer Familie. Sie sind Kunstwerke, und Kunstwerke gehören auch der Öffentlichkeit präsentiert“, erzählt Susanne Eiselt, die Nichte von Kurt Bardos, über das Werk ihres Onkels.

Seine Fotos, die auf beinahe wundersame Weise wiedergefunden wurden, zeigen, wie kreativ Bardos die Stilmittel der Neuen Sachlichkeit für sich interpretierte und in seine präzise komponierten Bilder übersetzte. Neben den Fotos und zwei Videointerviews mit Familienmitgliedern werden auch einige Objekte aus dem Familienbesitz zu sehen sein, die erstaunlicherweise trotz der Brüche und Ortswechsel noch erhalten sind.

Jewish Weekends – Festival jüdischer Musik

Die Jewish Weekends finden heuer von 16. bis 18. Mai und 24. bis 25. Mai statt. Das Festivalformat bietet herausragende Konzerte im eindrucksvollen Ambiente der Ehemaligen Synagoge St. Pölten.

Unter dem Titel „Sepharad – das jüdische Spanien“ treten prominente Künstlerinnen und Künstler, wie das Ensemble Al'Fado aus Lissabon oder die spanische Sängerin Ana Alcaide, erstmals in Österreich auf. Im eindrucksvollen Ambiente des Synagogenraums präsentieren sie eine der großen Traditionen jüdischer Musik: die der sephardischen Jüdinnen und Juden, die auf der Iberischen Halbinsel und seit ihrer Vertreibung 1492 auch rund um das Mittelmeer und im weltweiten Exil leben.

Festivalkurator und Musikjournalist Johann Kneihls ergänzt den Themenschwerpunkt zudem durch Konzerte lokaler Künstlerinnen und Künstler. So werden auch das Vokalensemble Company of Music sowie Aliosha Biz und Shmuel Barzilai zu hören sein.

Erstmals gibt es ein Kinderkonzert: „Tschiribim – Klezmer für Kinder“ mit Marko Simsa und dem Duo Klezmer Reloaded.



© Lucia Herrero/Weinfranz/Daniel Vegel

Tickets sowie Informationen zu weiteren Veranstaltungen, Führungen, Vorträgen und Präsentationen finden Sie auf: ehemalige-synagoge.at.

Die Ausstellung sowie das Musikfestival stehen im Zeichen des Jahresschwerpunktes „Erinnern für die Zukunft“ vom Land Niederösterreich.

PICTUREDESK/ JOSE LUIS GONZALEZ

Ehemalige Synagoge St. Pölten

11. April – 09. November 2025

Mi – So, Ftg, 10:00 – 17:00 Uhr

Dr. Karl Renner-Promenade 22 | 3100 St. Pölten

ehemalige-synagoge.at



© Sascha Osaka



Sheinbaum mit dem zeremoniellen Stab der indigenen Völker auf dem Zócalo-Platz in Mexiko-Stadt

Betroffene die Hoffnung, dass der Abschiebungsplan nicht voll verwirklicht wird.

Tochter jüdischer Zuwanderer

Eine Ironie der Geschichte ist es, dass Claudia Sheinbaum selbst aus einer Flüchtlingsfamilie kommt. Ihre Großeltern mütterlicherseits lebten als sephardische Juden in Bulgarien, wo diese – auch „Spaniolen“ genannte – Gruppe bald nach der Vertreibung aus dem katholischen Spanien im 15. Jahrhundert eine stabile Gemeinde gebildet hatte. Auch der 1905 in Bulgarien geborene und später von Wien geprägte Literaturnobelpreisträger Elias Canetti kam aus dieser Minderheit.

Claudias Großvater Joseph Nissim Pardo und seine junge Frau Makl flüchteten vor der NS-Verfolgung ins damalige britische Mandatsgebiet Palästina und von Haifa aus weiter nach Mexiko. 1940 soll dort nach Angaben der Familie ihre Tochter Annie Pardo geboren worden sein. 2024 behauptete die jüdische Publikation *The Forward* anhand aufgefundener Dokumente, dass Annie in Wahrheit 1940 noch in Sofia geboren wurde, die Familie Ende 1944 nach Palästina flüchtete und erst 1946 in Mexiko ankam. In den Kriegsjahren gestattete Mexiko nur ganz wenigen Juden die Einreise. *The Forward* betonte, dass unklare Herkunftsangaben bei Flüchtlingen auch aus Selbstschutz häufig waren und die mexikanische Nationalität von Annies Tochter Claudia außer Zweifel steht, weil sie diese 1962 mit ihrer Geburt erworben hatte. Das sollte von politischen Gegnern lancierte Gerüchte entkräften, wonach die neue Präsidentin keine echte Mexikanerin, sondern „Ausländerin“ sei.

Väterlicherseits kamen Claudias Großeltern schon in den 1920er-Jahren aus Litauen nach Mexiko, wo dann ihr Vater Carlos Sheinbaum geboren wurde. Ungewöhnlich war allenfalls, dass Carlos als aschkenasischer Jude 1960 mit Annie eine Sephardin heiratete. Das Paar war Teil eines religionsfernen akademischen Milieus und später von Mexikos linker 1968er-Bewegung. Nach dem Studium forschte Annie Pardo als Biologin weiter an der Universität. Carlos Sheinbaum war als Chemiker in der Lederindustrie tätig und betrieb eine eigene Firma. Von einem näheren Engagement für die jüdische Gemeinde ist nichts bekannt.

Mexiko als Zufluchtsort

Heute leben in Mexiko rund 40.000 Jüdinnen und Juden. Die ersten kamen schon im 16. Jahrhundert zusammen mit den spanischen Konquistadoren an. Ab 1492 waren von Spaniens katholischen Majestäten alle bekennenden Juden vertrieben worden. Unter den Zwangsgetauften suchte die Inquisition auch in Mexiko innerlich ihrem Glauben treue „Kryptojuden“ und verfolgte sie brutal.

Erst im späten 19. Jahrhundert gab es in Mexiko Religionsfreiheit. Das hielt manche nationalistischen

Politiker nicht davon ab, gegen Juden zu agitieren. Das antisemitische Machwerk „Die Protokolle der Weisen von Zion“ wurde bis in die jüngste Vergangenheit wie auch anderswo in Lateinamerika an Zeitungskiosken verkauft.

Als nach dem Ende des Ersten Weltkriegs Jüdinnen und Juden aus Osteuropa und aus dem zerfallenen Osmanischen Reich nach Nordamerika flüchteten, landeten etliche von ihnen unfreiwillig in Mexiko, weil die USA nicht alle aufnahmen.

« Patriarchale Gewalt und Tausende ermordete oder verschwundene Frauen haben dem Land den Ruf einer „Femizid-Nation“ eingetragen »

In einem vom Mexikaner Daniel Goldberg 1995 gestalteten Dokumentarfilm mit dem Titel „Un beso a esta tierra“ („Ein Kuss für dieses Land“) kommen noch Menschen zu Wort, die in den 1920er- und 1930er-Jahren als Kinder und Jugendliche einreisten. Sie hätten von Mexiko keine Ahnung gehabt, heißt es da. Rasch begannen die Neuankömmlinge, Aschkenasim und Sephardim separiert, Fuß zu fassen. Sie errichteten Gebetshäuser und Bildungseinrichtungen. Besonders wichtig war, wie es im Film heißt, zu heiraten und Nachwuchs zu haben. Nach geltendem Recht waren die Kinder von Geburt an mexikanische Staatsbürger:innen; auch Eltern erwarben für ihre baldige „Nationalisierung“ Vorteile.

Neben betont religiösen Zuwander:innen kommen im Film auch solche vor, die man eher der „Sheinbaum-Richtung“ zurechnen könnte. Er habe sich primär als Arbeiter gefühlt, sagt einer der Befragten, der zunächst in einer Bäckerei tätig war und das Lebensziel hatte, Arbeiterführer zu werden. Als Flüchtling wurde 1936 sogar der sowjetische Revolutionär Leo Trotzki in Mexiko aufgenommen, der bei Stalin in Ungnade gefallen war. Der Diktator ließ ihn 1940 nahe der mexikanischen Hauptstadt ermorden.

In der chaotischen Welt von heute steht Mexikos jüdische Gemeinde fest zu Israel. Aus der mexikanischen Regierung kam wegen des Gaza-Kriegs scharfe Kritik an der israelischen Regierung, wenn auch weniger laut als anderswo in Lateinamerika und im Globalen Süden insgesamt. Unter den wenigen Äußerungen Claudia Sheinbaums zum Nahen Osten ist vor allem ein Bekenntnis zur „Zweistaatenlösung“ bekannt.

Innenpolitisch ist die jüdische Community Mexikos überwiegend bürgerlich-rechts eingestellt, ganz anders als in den USA. Auch bei den jüngsten Wahlen stimmte die jüdische Minderheit in den Vereinigten Staaten mehrheitlich für die Democrats.

Sorge vor einem Handelskrieg

Auf Mexikos rechte US-Freunde kommen harte Zeiten zu. Präsident Trump kündigte gleich nach seinem Wahlsieg an, dass Importe aus Mexiko mit einem Zoll von 25 Prozent belegt werden. Auf Einfuhren aus China gibt es noch höherer Zölle.

Der schon länger köchelnde US-Handelskonflikt mit China hatte für Mexiko zunächst Vorteile. Etliche US-Unternehmen holten Produktionsstätten aus Asien ins benachbarte Mexiko zurück („Nearshoring“). Für Mexiko sind die USA der größte Handelspartner und so ist es auch umgekehrt. Das Geschäft macht im Jahr 800 Milliarden Dollar aus. Hohe Zölle könnten für Mexikos Wirtschaft desaströs sein. Allerdings produzieren nicht nur große Marken wie VW, BMW oder Toyota in Mexiko Fahrzeuge für den US-Markt. Hier gibt es auch Zulieferer für Autowerke in den USA, die aufgrund des Zolls die dortigen Verkaufspreise nach oben drücken würden. Optimisten hoffen deshalb, dass es gewisse Ausnahmen geben wird.

2026 steht der nordamerikanische Freihandelsvertrag zwischen den USA, Mexiko und Kanada USMCA zur Verlängerung an. Es ist anzunehmen, dass die USA für ihre Zustimmung von Mexiko drastische Einschränkungen in der Migration und vor allem auch eine schärfere Verfolgung der Drogenkartelle durch die Justiz verlangen werden.

Umstrittene Justizreform

Sheinbaums Vorgänger López Obrador hat vor seinem Abgang ein weiteres Konfliktfeld eröffnet. Da seine Morena-Partei bei den jüngsten Wahlen auch im Kongress eine große Mehrheit einfuhr, konnte er noch rasch eine radikale Justizreform durchpeitschen. Mit der Begründung, man wolle Korruption und Vetternwirtschaft bekämpfen, sollen in Mexiko Richter:innen aller Instanzen direkt vom Volk gewählt werden. Bisher hat sich der Richterstand quasi selbst erneuert. Die USA, aber auch viele mexikanische Richter:innen sehen in der Reform einen gefährlichen Anschlag auf den Rechtsstaat. Sie befürchten die Einmischung von Morena-Parteipolitiker:innen und von Drogengangstern in das Auswahlverfahren.

Claudia Sheinbaum blieb ganz auf der Linie ihres Vorgängers und bezeichnete die nun von ihr umzusetzende Justizreform als „beispielgebend für die Welt“. Auf Proteste reagierte sie mit einem populistischen Reflex: In Mexiko herrsche via dem gewählten Parlament das Volk, das sich von Richter:innen nichts dreinreden lasse.

In Richtung USA sagte sie, man werde den Dialog zu allen Themen fortsetzen, „die unsere Beziehungen prägen“. Trotz aufziehender schwarzer Wolken fügte sie zweckoptimistisch hinzu: „Mexiko kommt immer voran.“

Erhard Stackl ist Journalist und Buchautor

PICTURESK/RODRIGO OROPEZA

Frauen eine Stimme geben

Über die Pionierin Käthe Leichter und ihre Arbeit für arbeitende Frauen in Wien

Lilli Bauer und Werner T. Bauer

Unter den Intellektuellen im Roten Wien der Ersten Republik stechen zwei Frauen besonders hervor. Die eine, Marie Jahoda, Ko-Autorin der Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“, hat das „Glück“, 1936 vom austrofaschistischen Regime verhaftet und des Landes verwiesen zu werden. Sie überlebt und wird zu einer Pionierin der empirischen Sozialforschung. Die zweite, Käthe Leichter, entkommt den Nazischergen nicht.

Beide Frauen entstammen, wie zahlreiche andere führende Persönlichkeiten des Roten Wien, demselben Milieu, dem assimilierten jüdischen Bürgertum. Beiden ist es also keineswegs „in die Wiege gelegt“ gewesen, Austromarxistinnen zu werden. Umso erstaunlicher, dass ein direkter, gar persönlich-freundschaftlicher Kontakt nicht nachweisbar ist, obwohl beide in verwandten Forschungsfeldern tätig sind und die Marienthal-Studie von der Arbeiterkammer, deren Frauenreferat Käthe Leichter ab 1925 leitet, mitfinanziert wird. Nur eine Frage der Generationen?

« „Aber am frühesten erschließt sich mir die Welt der sozialen Gegensätze im Haus selbst, bei den Dienstboten. Köchin, Stubenmädchen, Bedienerin und Wäscherin gibt es im Elternhaus. [...] Oft muß ich geholt werden, weil ich schon wieder bei den Leuten bin“ »

Käthe Leichter ist 1933 eine der Ersten, die die Bedeutung der Marienthal-Studie erkennt. In der Einleitung ihrer Rezension schreibt sie von einer „Gruppe arbeitsfreudiger und wissenschaftlich geschulter junger Menschen“, die ein Jahr lang in einem von der Arbeitslosigkeit besonders schwer betroffenen Ort „alles zu erheben versucht [hat], was das Leben der Arbeitslosen betrifft“. Diese Untersuchung, resümiert sie, sei „mit ihrem erschütternden Tatsachenmaterial, mit ihrer methodischen Neuartigkeit und Gründlichkeit, mit ihrer packenden Darstellung das Beste, was bisher über die Wirkung

der Arbeitslosigkeit geschrieben wurde.“ Marie Jahoda ist da noch am Beginn ihrer wissenschaftlichen Laufbahn, Käthe Leichter, ohne es zu ahnen, bereits an deren Ende. Wer war Käthe Leichter? Was für einen Einfluss haben ihre Forschungsergebnisse noch heute?

Käthes Welt von gestern

Marianne Katharina Pick kommt 1895 als zweite Tochter von Josef Pick und Charlotte, geborene Rubinstein, am Rudolfsplatz 1 in Wien zur Welt. Ihre Welt ist die „des liberalen jüdischen Bürgertums um die Jahrhundertwende, jenes Bürgertum, das schon in zweiter Generation dem Getto entwachsen, den Aufstieg des Kapitalismus in Österreich wesentlich beeinflusst hatte, in ihm zu Wohlstand und Ansehen gekommen war.“

Doch innerhalb dieses jüdischen Bürgertums gibt es „feine Unterschiede“. Familie Pick stammt ursprünglich aus Náchod und repräsentiert den „alten, soliden Reichtum“ der böhmischen Textilindustriellen. Käthes Mutter hingegen entstammt einer rumänischen Bankiersfamilie, in der es „schon zum Frühstück Kaviar“ gibt. Während die väterlichen Verwandten im Sommer pflichtbewusst „zur Fabrik“ fahren, treibt es die „neuen Reichen“ der mütterlichen Linie in die mondänen Kurorte. Jeden Winter reist der rumänische Großvater, „einem orientalischen Pascha oder russischen Großfürsten gleich, im Orientexpress an die Riviera [...]. Wir Kinder erschienen dann zum Handkuß im Hotel Metropol, wo die Großeltern regelmäßig abstiegen.“

Käthes Vater ist weder Industrieller noch Kaufmann, sondern als „Hof- und Gerichtsadvokat“ „nur“ ein Intellektueller, ein kosmopolitischer Bildungsbürger par excellence, kultiviert, sprachgewandt und weitgereist. Innerhalb der Familie gilt Josef Pick als das „enfant terrible“. „Er hatte einen tiefeingewurzelten Haß gegen alles, was er mit dem Sammelnamen Pflanz bezeichnete – gegen elegante Kleidung, Vornehmheit, Renommieren mit Vermögen oder sozialer Stellung. Zu den Familienabenden kam er trotz des Flehens meiner Mutter im abgetragenen Bürorock.“ Fragte man ihn, warum er mit der Eisenbahn in der dritten Klasse reise, „schnaubte er: ‚Weil’s keine vierte gibt‘.“



LEICHTER FAMILY ARCHIVE

Käthe Leichter (1895–1942) war Sozialwissenschaftlerin, Frauenrechtlerin und Sozialistin. Sie starb im KZ Ravensbrück



Käthe Leichter leitete das Frauenreferat der Wiener Arbeiterkammer von 1925 bis 1934

Da Mädchen an öffentlichen Gymnasien noch nicht zugelassen sind, gibt es für Käthe und ihre Schwester Vally nur zwei Möglichkeiten: Zum einen die „Schwarzwaldschule“, die „eigentliche Nobelschule der jüdischen Bourgeoisie“. „Zu viel Pflanz“, meint der Vater. Also besuchen die beiden das Beamtentöchter-Lyzeum, wo „puritanische Strenge“ herrscht und Käthe bald das „hofrätlichste Deutsch“ spricht, das man sich denken kann. In Betragen bekommt sie jedoch regelmäßig „die letzte Note, mit der man einem Hinauswurf noch entging.“ An Käthe, so klagen die Lehrer, seien „zehn Buben verlorengegangen“.

Erste Erweckungserlebnisse

„Aber am frühesten erschließt sich mir die Welt der sozialen Gegensätze im Haus selbst, bei den Dienstboten. Köchin, Stubenmädchen, Bedienerin und Wäscherin gibt es im Elternhaus. [...] Oft muß ich geholt werden, weil ich schon wieder bei den Leuten bin“, schreibt Käthe in ihren Kindheitserinnerungen, die sich heute im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands (DÖW) befinden. Die „tiefe Verbundenheit, ja Freundschaft mit den Hausgehilfinnen“ nimmt in ihrem späteren Leben einen fixen Platz ein. Im eigenen Haushalt wird sie „keine Glocken zu den Zimmern“ dulden und ihren Kindern verbieten, „die Hausgehilfin beim bloßen Vornamen an[zuh]reden oder sich je von ihr bedienen [zu] lassen.“

In Baden bei Wien, wo Familie Pick die Sommerfrische verbringt, wird Käthe auf die Ungerechtigkeiten des Lebens aufmerksam. Wenn die Schwechat bei Regen anschwillt, steht der Keller der Villa, in dem die Familie des Hausbesorgers mit zwei Kindern wohnt, regelmäßig

unter Wasser. „Die Eltern finden es bei Tisch schrecklich, daß Leute so wohnen müssen. [...] Aber niemandem in dem Haus würde es einfallen, die Kinder in eines der Zimmer heraufzunehmen.“

„Zur Sozialdemokratie führte auch ideologisch noch keine Brücke“

In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg ziehen Käthe und ihre Freunde mit „Klumpen und Rucksack“ durch den Wienerwald. Die „Gemeinsamkeit der Geschlechter“ ohne die Aufsicht durch Erwachsene ist ihnen sympathischer „als Tanzstunde oder Hausball“. Diese Jugendbewegung „war vornehmlich eine jüdisch-intellektuelle Angelegenheit. Auch sie, die Kinder der liberalen Bourgeoisie, fühlten sich entwurzelt, [...] waren vom Altösterreichertum ihrer Väter genauso angewidert wie die deutsche Jugend von dem Bierischgermanentum der ihren.“

Dann „brach der Krieg aus, verschluckte viele der jungen Menschen und brachte neue große Probleme. [...] Was zurückblieb, weiterhin wanderte und diskutierte, war ein Torso.“ Im kollektiven Rausch begrüßt auch die junge Käthe zunächst den Ausbruch des Krieges und hält ihn für „eine gute Sache“. Überzeugt, dass es um die Erhaltung der „kulturellen Werte des Abendlandes“ ginge, möchte sie sich nützlich machen, kocht mit anderen Frauen Marmelade, strickt „Shawls“ und Pulswärmer für die Frontsoldaten. „War es wirklich möglich, so oberflächlich, so blind, so kurzsichtig zu sein, werden mich viele fragen. Und doch ist es so, wie mir, Hunderttausenden gegangen [...]“, sinniert sie rückblickend.

Von der Gefühlssozialistin ...

Auf Initiative ihrer Schule kümmert sich Käthe im Sommer nach der Matura um verwaarloste Kinder des Döblinger Proletarierviertels Krim. Die Väter sind vielfach eingerückt, die Mütter als Bedienerinnen, Wäscherinnen, Näherinnen in Arbeit. „Ohne jede pädagogische Vorbildung, aber voll der besten Absichten und Pläne, hatte ich plötzlich zwanzig wilde Proletarierbuben unter mir.“

Käthe hält jeden Vormittag „zwei Stunden richtigen Unterricht in den primitivsten Dingen: Deutsch, Rechtschreiben, Rechnen, Geschichte“ ab. Und sie entwickelt Verständnis für die fremde Welt ihrer „Wildlinge“: „Sie haben nicht nur bei mir gelernt, meine wilden Hortbuben, ich habe mindestens ebensoviel von ihnen gelernt. [...] Ungleich lebensnäher, handfester, tüchtiger waren diese Proletarierkinder als unsereiner. Gewohnt, überall zuzupacken und mitzuhelfen, waren sie manuell geschickt und konnten alles: Sie reparierten Schuhe, hobelten und sägten, konnten elektrische Leitungen richten [...], kochen, nähen, Wäsche waschen.“

Über die Buben kommt Käthe erstmals auch in Proletarierwohnungen „mit der dunklen Küche auf dem Gang, mit dem Zimmer, in dem geschlafen, gegessen,

geliebt und gestorben wurde, mit den Betten, in denen die Kinder zu zweit oder zu dritt oder zwischen den Eltern schlafen, wo die Frauen nie allein sein, nichts für ihre Ruhe, ihre Hygiene tun können.“

... zur Austromarxistin

Frauen sind zum Rechtstudium noch nicht zugelassen, also inskribiert Käthe im Herbst 1914 Staatswissenschaften, wohl wissend, dass sie ihre Abschlussprüfung im Ausland ablegen müssen. Einer ihrer Professoren ist Carl Grünberg, zu dessen Schülern auch Max Adler, Friedrich Adler, Otto Bauer, Rudolf Hilferding und Karl Renner zählen, das Who's Who des Austromarxismus. Über Grünberg findet sie den Weg „zu Marx, dem Soziologen“. Neben ihrem Studium schleicht sich Käthe abends in die Universitätsbibliothek, „um das andere, das ‚Nichtstaatswissenschaftliche‘ zu lesen: Geschichte, Philosophie, Kunstgeschichte.“

An den Samstagnachmittagen organisiert Käthe Seminare zur Frauenbewegung. Als Vortragende werden Persönlichkeiten wie Rosa Mayreder, Therese Schlesinger, Max Adler oder Rudolf Goldscheid eingeladen. Dennoch: „Zur Frauenbewegung habe ich nie ein rechtes Verhältnis gehabt. [...] Ihr Kampf bestand darin, Reformkleider zu tragen, bei dem Wort Mann mitleidig zu lächeln [...]. Sie jubelten auf, wenn eine Frau irgendwo in der Welt Professor oder Ministerialrätin wurde [...]. Daß es nicht nur um die Heraushebung einzelner Bevorrechteter, sondern um die Hebung der so schlecht gestellten Frauenarbeit überhaupt ging, übersahen sie.“

Käthes „große Wendung“, das „entscheidende politische Erlebnis ihrer Jugend“, ist Friedrich Adlers Attentat auf Ministerpräsident Karl Stürgkh, seine Verteidigungsrede vor dem Ausnahmegericht im Mai 1917 und sein mutiges Auftreten „gegen den Kriegsabsolutismus, seine Abrechnung mit allem, was im alten Österreich faul und morsch war“. Sie liest Bebels „Die Frau und der Sozialismus“, besucht Vorträge der Freien Vereinigung Sozialistischer Studenten und des Vereins „Karl Marx“, des Zentrums der Opposition gegen die Kriegspolitik der Sozialdemokratie.

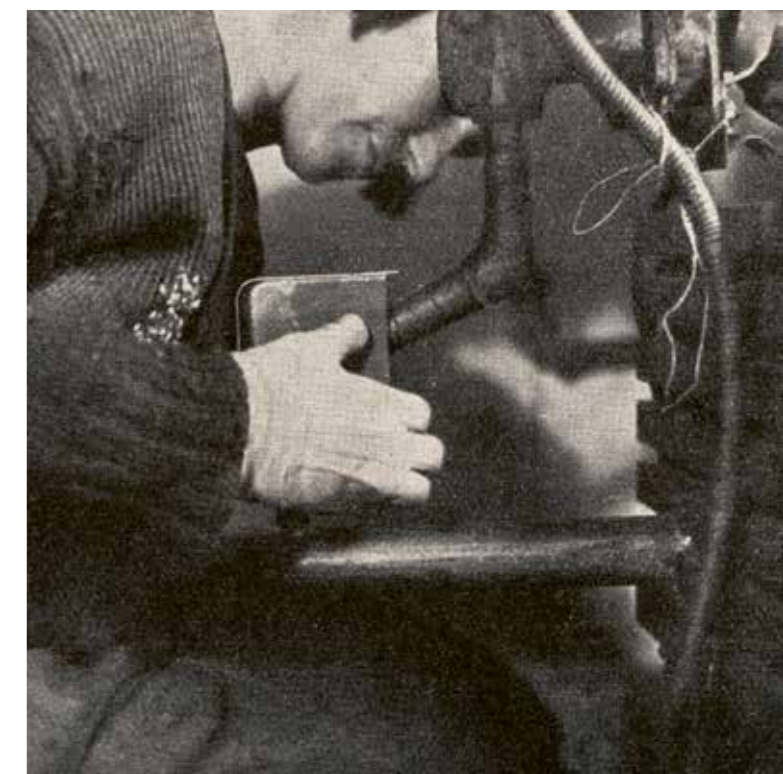
Im Herbst 1917 inskribiert Käthe an der Universität in Heidelberg, um dort ihr Studium abzuschließen. Über ihren Doktorvater Max Weber schreibt sie später in „Der Kampf“: „Die drei Qualitäten, die Weber vornehmlich vom Politiker verlangte: Leidenschaft, Verantwortungsgefühl, Augenmaß, besaß er zweifellos in hohem Maße.“ In Heidelberg schließt sie sich einem Kreis sozialistischer Studenten an, zu denen auch der junge Dichter Ernst Toller zählt. Als die Gruppe einen Aufruf gegen den Krieg veröffentlicht, wird Käthe aus Deutschland ausgewiesen. In Wien erlebt sie den „Jännerstreik“, begeistert sich für die Rätebewegung und verteilt vor Betrieben Flugblätter einer Studentengruppe, die sich „die Linksradikalen“ nennt.

Nur aufgrund einer Sondergenehmigung darf sie im Sommer 1918 nach Heidelberg zurückkehren, wo sie mit ihrer Dissertation „Die handelspolitischen Beziehungen Österreich Ungarns zu Italien“ sub auspiciis zum Doktor der Philosophie promoviert wird. In der sozialistischen Studentenbewegung Wiens begegnet sie ihrem späteren Mann Otto Leichter. „Beide waren im Kern des linken Flügels der sozialistischen Bewegung angesiedelt, bei der sogenannten Neuen Linken; einige Mitglieder dieser Gruppe sonderten sich [...] 1918 ab und gründeten die Österreichische Kommunistische Partei.“ Käthe und Otto fühlen sich von den autoritären und antidemokratischen Dogmen der Kommunisten jedoch abgestoßen. Otto promoviert 1920 zum Dr. jur., im Dezember 1921 wird geheiratet. 1924 kommt der erste Sohn, Heinz, zur Welt.

Von der Sozialisierung in die Sozialpolitik

Nach einem Gastspiel als wissenschaftliche Mitarbeiterin Otto Bauers in der Staatskommission für Sozialisierung, die Wirtschaftsbetriebe öffentlichen Interesses in Gemeinbesitz überführen soll, erhält Käthe Leichter 1925 eine Anstellung in der Wiener Arbeiterkammer. Sie soll ein Referat aufbauen, das sich mit den Problemen der Frauenarbeit befasst.

Zunächst hat sie allerdings selbst mit Problemen zu kämpfen. Einige Funktionäre vertreten zwar die Gleichstellung der Frauen – aber in einer leitenden Position?



Metallarbeiterin, aus „Handbuch der Frauenarbeit in Österreich“, 1930



Ausflug auf den Ütliberg bei Zürich, Juni 1934: Heinz, Otto, Käthe und Franz Leichter

Andere Kollegen wirken auf die Stenotypistinnen ein, „möglichst nicht für diese Jüdin“ zu arbeiten. Das Thema Frauenarbeit ist ein weithin unbearbeitetes Feld. Käthe durchforstet die Statistiken der Krankenkassen, der Arbeiterkammern, der industriellen Bezirkskommissionen und der Gewerkschaften. In den „Mitteilungen über Frauenarbeit“, die ab 1927 als Beilage des Zentralorgans „Arbeit und Wirtschaft“ erscheinen, informiert sie von Beginn an offensiv über ihre Tätigkeit. Bestens vernetzt, gewinnt sie Persönlichkeiten wie Anna Boschek, Marie Jahoda, Aline Furtmüller und Rosa Jochmann, Gerda Kautsky und Rudolfine Muhr als Autorinnen. Daneben publiziert sie selbst unzählige Artikel in sozialdemokratischen Medien.

1927 erhalten die Kammern für Arbeit, Handel und Landwirtschaft jeweils eine halbe Stunde Sendezeit pro Woche in der RAVAG, der Vorläuferin der ORF-Radios. Durch Käthes Beharrlichkeit ist auch das Frauenreferat im Radiokomitee der Arbeiterkammer vertreten. Ab 1929 wird alle drei Wochen die „Radiostunde für arbeitende Frauen“ ausgestrahlt, bei der Gewerkschafterinnen zu Wort kommen. Amalie Riefler spricht über „Die Frau in der Textilindustrie“, Hella Prostranetzky über „Frauenarbeit auf dem Lande“.

„Immer“, so Leichter 1929, seien es Frauen, die „zuerst wieder beschäftigt, zuerst wieder arbeitslos gemacht werden.“ Sie sind „das geeignetste Material für das, was in Österreich Rationalisierung genannt wird und oft nichts anderes ist als der Ersatz besser gezahlter, qualifizierter durch schlechter gezahlte, rasch angelegte weibliche Arbeitskräfte.“ Zumal Frauenarbeit immer noch billiger sei als die Anschaffung moderner Maschi-

nen. Auch seien die Arbeiterinnen in der Regel mit jedem Lohn zufrieden – gilt dieser doch nur als „Zuverdienst“.

Mit zunehmender Automatisierung werde die Frauennarbeit immer „mühseliger, gefährlicher, gesundheitsschädlicher“ und führe zu „schweren Belastungen des weiblichen Organismus“. 1929 stellen Gewerbeinspektorinnen fest, dass Schwangere „beispielsweise 43.000 Ziegel im Tag ablegen“ müssen. In der Glühlampenproduktion ist „der Fußtritthebel einer Maschine innerhalb acht Stunden zirka 15.000mal zu betätigen“. Und „in einem Websaal zeigt der Fußboden besonders heftige Erschütterungen und Vibrationen: von sechs Geburten in einem Jahre dieser Arbeiterinnen ist nur eine normal verlaufen.“

„Das Lohnproblem ist das zentrale Problem der Frauenarbeit“

Insgesamt legt Käthe Leichter für das Frauenreferat der Arbeiterkammer vier größere Studien vor. Ihre erste Untersuchung, „Eine Erhebung über die Lebensverhältnisse der Hausgehilfinnen“, erscheint im September 1926 in der Zeitschrift *Arbeit und Wirtschaft*. Rund 70.000 Dienstmädchen sind in den Wiener Haushalten beschäftigt. Sie sind Köchin und Stubenmädchen, Krankenpflegerin und Kindermädchen – und das von fünf Uhr früh bis Mitternacht. Der Lohn ist gering, die Verpflegung ungenügend. Ihren Arbeitgebern sind diese Hausgehilfinnen völlig ausgeliefert. Wer sich beschwert, wird gekündigt. Damit verliert das Mädchen nicht nur die Arbeitsstelle, sondern auch den Schlafplatz – dieser befindet sich meist in der Küche oder im Vorraum. Übergriffe sind an der Tagesordnung, „für die ‚Herren Söhne‘ des Hauses und für den Dienstgeber sind sie oft Freiwild“.

Da die Hausgehilfinnen isoliert in Einzelhaushalten leben, lässt Käthe für ihre Erhebung Fragebögen verteilen. Die Methode ist nicht neu, aber der Umfang der Untersuchungen und die Art der Analyse mithilfe von Soziographie und Statistik sind, so die Historikerin Jill Lewis, absolut innovativ. „Beinahe die Hälfte schläft in der Küche, im Vorraum, im Wohnzimmer“, stellt Käthe Leichter fest. „[...] ja es kennzeichnet die Wiener Wohnverhältnisse, daß auch Fälle vorkommen, in denen Hausgehilfinnen in einem Zimmer mit dem Ehepaar schlafen, bei dem sie bedienstet sind.“

Käthes zweite Studie gilt den Heimarbeitern. Heimarbeit ist weit verbreitet und macht sich für den Unternehmer durchaus bezahlt: „Die Arbeitslosigkeit der Heimarbeiter kostet ihn nichts.“ 95 Prozent der Heimarbeiter sind Frauen; ihre isolierte Tätigkeit ermöglicht auch hier die größtmögliche Ausbeutung. Die Heimarbeiterinnen sind vor allem in der Kleiderkonfektion und Wäscherzeugung, aber auch in der chemischen Industrie und der Erzeugung von Lederwaren tätig. „Entgegen einer weit verbreiteten Ansicht“ ist die „Heimarbeit nur

in seltenen Fällen Nebenerwerb, fast durchwegs Hauptberuf.“ 97 Prozent „sind in ihrer Existenz vollkommen von ihr abhängig“. Mit dem Lohn, der weit unter dem einer Fabrikarbeiterin liegt, müssen zudem Material- und Nebenkosten bestritten werden, etwa die Reparatur der Nähmaschine. Die elende Bezahlung führt zu „einer 14- oder gar 16-stündigen Arbeitszeit“, die oft ungelernete Arbeit dazu, dass bei einem Viertel der Heimarbeiter auch die Arbeitskraft der Familienmitglieder ausgenutzt wird.

Handbuch für Frauenarbeit in Österreich

Als im Vorfeld des 1930 geplanten Kongresses des Internationalen Frauenbundes in Wien die Herausgabe eines gemeinsamen Übersichtswerkes der heimischen Frauenvereine an „unüberbrückbaren Differenzen“ scheitert, beschließt das Frauenreferat der Arbeiterkammer, ein eigenes Handbuch herauszugeben. Die Zeit drängt. Auch weil Käthe mit ihrem zweiten Sohn Franz schwanger ist.

Käthe teilt die Arbeit auf viele auf und schafft es in kurzer Zeit, mehr als sechzig Autorinnen für die Mitarbeit am Handbuch zu gewinnen, Funktionärinnen wie Luise Kautsky, Anna Boschek, Emmy Freundlich, Adelheid Popp, Therese Schlesinger, Aline Furtmüller und Wilhelme Moik, die Journalistinnen Oda Olberg, Marianne Pollak und Helene Bauer, die Ärztinnen Margarete Hilferding und Jenny Adler, Frau von Max Adler.

Den Hauptteil des fast 700 Seiten starken Werkes, „Die arbeitende Frau“, aber bestreiten 27 Frauen aus den unterschiedlichsten Berufen, von der Metall- und Tabakarbeiterin bis zur Textil- und Landarbeiterin, von der Handels- und Bankangestellten bis zur Lehrerin und Krankenpflegerin. Neu sind vor allem die „aus den Leben gegriffenen“ Schilderungen. Auch Rosa Jochmann, seit 1926 Sekretärin der Chemiarbeitergewerkschaft, wird zur Mitarbeit gedrängt. „Ich war voller Entsetzen, es quälte mich wochenlang; wie sollte denn ich etwas schreiben? Aber Käthe gab nicht nach“, erinnert sich Jochmann später. Also fährt sie zwei Wochen lang von Betrieb zu Betrieb, spricht mit den Arbeiterinnen, macht Notizen. Im Mai 1930 liegt diese bis dahin umfassendste Studie zu einem noch weitgehend unerforschten Gebiet vor. „Es war“, wie Otto Leichter 1964 schreiben wird, „eine Enzyklopädie, ein Markstein in der österreichischen sozialpolitischen Literatur der Ersten Republik.“

„So leben wir ...“

Unmittelbar nach Herausgabe des Handbuches beginnt Käthe Leichter mit den Vorbereitungen zu ihrer letzten Erhebung, die im Juli 1932 unter dem Titel „So leben wir ... 1320 Industriearbeiterinnen berichten über ihr Leben“ erscheinen wird. Wieder gibt das Referat für Frauenarbeit Fragebögen aus, diesmal an Arbeiterinnen von Wiener Industriebetrieben, insgesamt 4.000. Die Frauen werden gebeten, die Fragebögen „in längstens

einer Woche“ zu beantworten. „Die Erhebung will nicht nur die Berufstätigkeit, sondern das ganze Leben der Arbeiterin umfassen.“

Etwa ein Drittel der Fragebogen kommt ausführlich beantwortet zurück. „1320 mag eine kleine Zahl für eine Statistik sein. 1320 Darstellungen, die das ganze berufliche und außerberufliche Leben der Arbeiterin erfassen, sind viel und lassen Schlüsse auf die Lage auch anderer Arbeiterinnen zu.“ Mehr als zwei Drittel der Frauen berichten, dass sie an ihrer Arbeit nichts freut. Eine Telefonarbeiterin schreibt: „Die Maschine degradiert mich zum Automaten. Ich will aber ein Mensch sein.“

Die privaten Verhältnisse sind ebenfalls erschütternd: Nur 52,9 Prozent wohnen in einer eigenen Wohnung, der Rest bei den Eltern, in Untermiete oder als Bettgeherinnen. Selbst „von den verheirateten Arbeiterinnen haben mehr als ein Viertel keine eigene Wohnung.“ Der „zweite“ Arbeitstag findet im Haushalt statt. Kochen, nähen, aufräumen, waschen, einkaufen, Kinder

« „Vor diesen Lumpen werde ich mich doch nicht fürchten!“, sagt sie und unterschätzt ihre eigene Lage komplett. Erst als eines Nachts eine Gruppe „Nazirowdies“ sie zwingt, das Wort „Jude“ auf ein Fenster zu malen, wird ihr klar, dass sie fort muss »

versorgen: „das sind Arbeiten, die fast jede Arbeiterin außer ihrer Fabrikarbeit zu leisten hat, die ihren Arbeitstag verdoppeln und verdreifachen“, denn: „Für die Frauen ist zu Hause nur Schichtwechsel!“

Zusammenfassend kommt Käthe Leichter auch hier zu dem Ergebnis, dass die „qualifizierte, disponierende, übergeordnete Arbeit“ in der Regel „Sache des Mannes“ ist, die „unqualifizierte, mechanisierte, rein ausführende, vorwiegend untergeordnete Arbeit Sache der Frau.“ Positiv rezipiert wird diese Studie nur in den einschlägigen Blättern. Eine wirkliche Würdigung bleibt wiederum Käthes Witwer Otto Leichter vorbehalten: „Ihre Arbeit ‚So leben wir‘ versuchte, moderne psychologische Methoden von Umfragen zu einer Zeit zu entwickeln, in der nicht mehr als Ansätze dieser neuen Methode in der Sozialwissenschaft vorhanden waren.“

Käthes Kampf gegen den Faschismus

Käthe engagiert sich auch in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei. „Vorträge vor allem in der Erziehungs- und Schulungsarbeit, politische Kleinarbeit“, erinnert sich Otto Leichter, „das war ihre Arbeit tagaus, tagein.“ Als Delegierte glänzt sie auf den Parteitagen mit Rede- und Diskussionsbeiträgen. Sie fordert eine „kühnere Opposition“ statt „kühnerer Reden“, die „Herstellung

einer proletarischen Einheitsfront“ gegen den Kapitalismus und Imperialismus – und gerät damit regelmäßig in Opposition zur offiziellen Parteilinie. Weshalb Käthe Leichter keine höhere Position innerhalb der Partei erklimmt, weder für den Nationalrat noch für den Wiener Gemeinderat kandidiert, bleibt offen. Otto Leichter mutmaßt 1971, dass es Käthes „Opposition“ war, weshalb sie „nichts wurde“.

„Daß sie Jüdin war, spielte dabei und bei anderen Entscheidungen über politische Funktionen zweifellos auch eine Rolle [...] Wie mir Julius Deutsch nach dem Parteitag 1933 erzählte, hätte Oskar Helmer entschieden gegen Käthes Wahl in den Parteivorstand Stellung genommen.“ Henry O. Leichter nennt diese Praxis in seinen Kindheitserinnerungen einen „defensiven Antisemitismus“. Die Partei hätte „ihre eigene Ausschlußpolitik“ entwickelt, „indem sie nicht allzu viele zusätzliche Juden in die höheren Führungsschichten holte“. Dies „behinderte den Aufstieg beider meiner Eltern in der Parteihierarchie“.

Nach den Februarkämpfen 1934 ist das Ehepaar Leichter arbeitslos. Die *Arbeiter-Zeitung*, für die Otto Leichter tätig ist, wird verboten, Käthe verliert wegen „staats- und regierungsfeindlicher Betätigung“ ihre Anstellung in der Arbeiterkammer. Käthe und Otto tauchen ab, um am Aufbau einer Untergrundpartei mitzuarbeiten. Ihr kleines Haus in Mauer wird zum Treffpunkt illegaler Funktionäre. Gleichmaßen scharfsinnig wie weitsichtig analysiert Käthe das Wesen des Faschismus: „Der Faschismus ist wohl die Herrschaftsform des Großkapitals, aber seine Träger, die ihm zur Macht verhelfen, sind radikalisierte Kleinbürger, deklassierte Mittelschichten, aus dem Arbeitsprozeß geworfene Proletarier. [...] Ihren kleinbürgerlichen reaktionären Instinkten, aber auch ihren antikapitalistischen Ressentiments muß er entgegenkommen.“

„Diese Jüdin kommt nicht hinaus!“

Mit dem sogenannten Anschluss im März 1938 ändert sich die Lage schlagartig. Otto Leichter, der aufgrund seiner politischen Tätigkeit in größerer Gefahr schwebt, flieht über die Tschechoslowakei nach Paris. Von dort kann er später auch seine Söhne Heinz und Franz nachholen. Allen dreien gelingt 1940 die Flucht in die USA.

Käthe Leichter hingegen möchte legal ausreisen. „Vor diesen Lumpen werde ich mich doch nicht fürchten!“, sagt sie und unterschätzt ihre eigene Lage komplett. Erst als eines Nachts eine Gruppe „Naziröwies“ sie zwingt, das Wort „Jude“ auf ein Fenster zu malen, wird ihr klar, dass sie fortmuss.

Doch am 30. Mai 1938, dem Tag ihrer geplanten Flucht, wird sie verhaftet und nie wieder freikommen. Ihr Martyrium führt von der Gestapozentrale im ehemaligen Hotel Metropol über das Polizeigefängnis an der Elisabethpromenade und das Landesgericht in das

Frauenkonzentrationslager Ravensbrück, wo sie Rosa Jochmann wieder trifft.

Von Jochmann wissen wir auch über Käthes Leichters letzten Weg: Im März 1942 wird sie gemeinsam mit 1.600 weiteren Frauen in die Heil- und Pflegeanstalt Bernburg an der Saale verbracht und dort mit Gas getötet. „Heute noch sehe ich Käthe auf dem Lastwagen sitzen, in der bittersten Kälte, die blauen Augen auf uns gerichtet: Winkend fuhr sie ab. Wir sahen sie nie wieder.“

Lilli und Werner Bauer leiten das Museum Rotes Wien im Waschsalon des Karl-Marx-Hofes

Ausgewählte Quellen

- AK Wien: Käthe Leichter zum 100. Geburtstag. Texte zur Frauenpolitik, 1995
- Arbeit und Wirtschaft: Jg. 1926–1934; Brandstaller, Trautl: Rosa Jochmann, ORF-History 1980
- Broessler, Agnes: Wilhelmine Moik. Ein Leben für die gewerkschaftliche Frauenpolitik, 2006
- Göhring, Walter (Hrsg.): Käthe Leichter: Gewerkschaftliche Frauenpolitik, 1996
- Hauch, Gabriella: Käthe Leichter – Jüdin, Sozialistin, Frauenforscherin, 1994; Leichter, Henry O.: Eine Kindheit. Wien – Zürich – Paris – USA, 1995
- Leichter, Käthe: Die Arbeitslosen von Marienthal. Arbeit und Wirtschaft, XI Jg., 1933, 202–206
- Leichter, Otto: Briefe ohne Antwort. Aufzeichnungen aus dem Pariser Exil für Käthe Leichter 1938–1939. Mit einem Nachwort von Henry O. Leichter, 2003
- Lewis, Jill: Mobilising Working Women in Red Vienna: Käthe Leichter and the Vienna Arbeiterkammer, 2015; Maimann, Helene: Eine Frau wie diese, DOR Film 2016
- Steiner, Herbert: Käthe Leichter. Leben, Werk und Sterben einer österreichischen Sozialdemokratin, 1997

Käthe Leichter.

Und die Vermessung der Frauen



Das Rote Wien im Waschsalon Karl-Marx-Hof Halteraugasse 7, 1190 Wien Do 13–18 Uhr und So 12–16 Uhr dasrotewien-waschsalon.at Ausstellung bis 1. März 2026

MANUEL DOMANOVICH

Da gibt's doch was von ratiopharm.



Arzneimittel

ratiopharm – die Nr. 1 bei Schmerzen*



Arzneimittel



Medizinprodukt



Nahrungsergänzungsmittel



Nahrungsergänzungsmittel

Lebensmittel für besondere medizinische Zwecke (bilanzierte Diät)

Medizinprodukt

Nahrungsergänzungsmittel



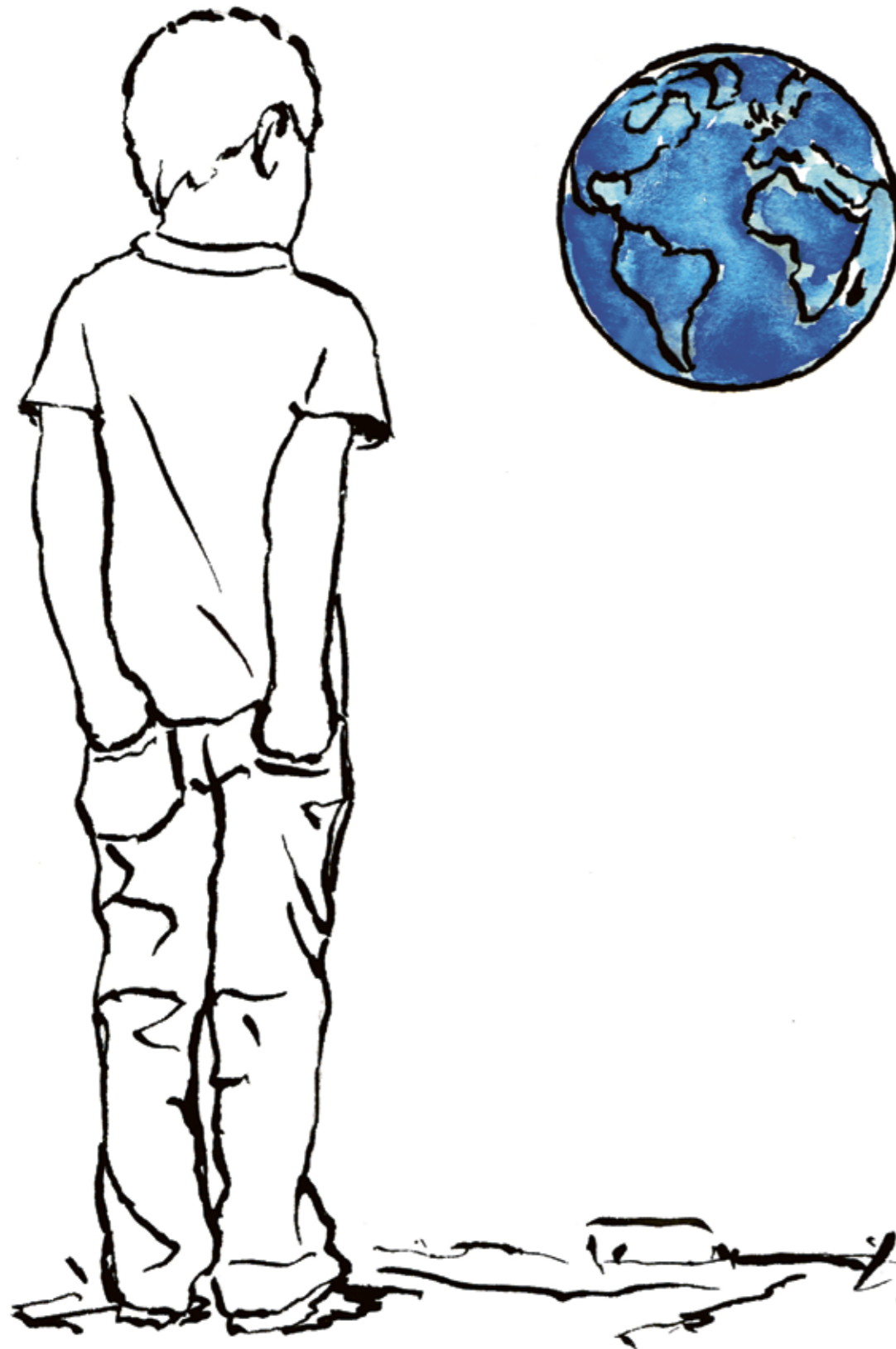
Mehr Produkte unter: www.ratiopharm.at



* 2017-08/2024 nach Volumen by Insight Health. Über Wirkung und mögliche unerwünschte Wirkungen informieren Gebrauchsinformation, Arzt oder Apotheker.

Kapitel 3

Wer ist Wir?



Der Dualismus Kultur versus Religion hat viel Schaden angerichtet, weil Menschen glauben, dass sich diese Grenzen nicht verschieben lassen.

Lex Rofeberg, Aktivist und Podcaster – Seite 102

In Ethik lernen sie bei mir, die Welt anders aufzuteilen, als die meisten es bis dahin kennen. Nicht: wir Guten gegen die anderen, Verblendeten. Sondern: wir alle, am besten friedlich und respektvoll miteinander.

Veronika Trubel, Ethik-Lehrerin – Seite 112

Wie kann ich, so frage ich mich, die Frechheit besitzen, mich nicht fortzupflanzen? Wie kann ich diejenige sein, die diese Kette unterbricht?

Janie Stolar, Filmemacherin – Seite 111

Die nächste jüdische Zukunft

Wo Tradition und Fortschritt nicht als Gegensatz verstanden werden.
Ein Gespräch mit Lex Rofeberg und Dan Libenson, Erfinder und Hosts
des Podcasts „Judaism Unbound“

Interview: Christian Schüller

Ein schickes Restaurant, das in einem Nebenraum zum Studium jüdischer Texte einlädt. In der Bibliothek steht die linke Frauenrechtlerin Emma Goldman neben dem Talmud, und jüdische und nichtjüdische Gäste diskutieren ohne Schwellenangst über religiöse und weltliche Fragen. Oder sie bleiben an der Bar und lassen sich fantasievolle Drinks mixen, die etwas über jüdische Geschichte erzählen. Das Restaurant „Lehrhaus“ in Boston ist eines von vielen Zeichen einer neuen jüdischen Kultur in den USA, die Lex Rofeberg und Dan Libenson Woche für Woche in ihrem Podcast „Judaism Unbound“ vorstellen. „Es ist Zeit, das Judentum neu zu erfinden“, sagen sie. „So wie es sich in den letzten 3.000 Jahren immer wieder neu erfunden hat.“ Dass heute neue jüdische Gemeinden entstehen, die sich nur online treffen und allen Interessierten offenstehen, beschreiben sie im Interview als möglichen Weg in die Zukunft.

Sie haben ein „Institut für die nächste jüdische Zukunft“ gegründet. Das bedeutet, Zukunft gab es schon mehrmals?



In den USA ist die jüdische Kultur an vielen Orten lebendig, nicht zuletzt in Restaurants und Bars

Dan Libenson: Ja, die Idee dahinter war tatsächlich, dass schon unsere Vorfahren aus ihrer Sicht an einer jüdischen Zukunft gearbeitet haben und die Zukunft von damals die heutige Gegenwart ist. Jetzt ist es Zeit für die nächste Zukunft.

Lex Rofeberg: Wir Juden und Jüdinnen finden es selbstverständlich, dass wir eine Geschichte geerbt haben, eine Reihe von Erzählungen, Ritualen und Feiertagen. Aber wir sind zugleich Vorfahren, auch wenn die Menschen, deren Vorfahren wir sind, teilweise noch nicht leben. Falls die Menschheit nicht in naher Zeit unseren Planeten zerstört, hoffe ich, dass wir uns irgendwo in der Mitte dieser Geschichte befinden. Nicht nur hinter uns liegt eine ganze Menge, sondern auch vor uns, und wir sollten auf diese künftigen Generationen zugehen.

In einer Folge Ihres Podcasts „Judaism Unbound“ sagten Sie, dass auch das traditionelle Judentum, das oft orthodox genannt wird, mit einer radikalen Erneuerung begonnen hat.

Libenson: Zu den Kennzeichen des Judentums, vielleicht auch anderer Religionen oder überhaupt aller erfolgreichen Kulturen gehört ein hervorragendes Storytelling. Eine neue Geschichte wird so erzählt, als läge dahinter eine ununterbrochene Kette der Kontinuität. Das wird dann zum Problem, wenn das ganze Ding nicht mehr so gut funktioniert wie früher und wir trotzdem glauben, wir dürften nichts verändern, weil das bisher noch niemand getan hat. Wie kann ich die erste Person in dreitausend Jahren sein, die etwas ändern will?

Rofeberg: Wenn ich sage, dass Orthodoxie nicht älter ist als andere Strömungen des Judentums, meine ich das nicht negativ. Mich stört es nur, wenn die Orthodoxie behauptet, sie wäre die wahre Erbin der jüdischen Vergangenheit und alle anderen Gruppen würden etwas verfälschen. Alles verändert sich, auch die Natur. Zugegeben, bei einem Felsen geht das sehr langsam vor sich. Aber religiöse Traditionen werden nicht um Felsen gebildet, sondern um Geschichten, um Menschen und Gemeinschaften, die sich ständig verändern.

LEHRHAUS

Immer mehr Menschen in der westlichen Welt wenden sich von Religion ab. Juden und Jüdinnen in Europa und den USA sehen ihr Judentum oft als Zugehörigkeit zu einer Kultur, aber nicht als religiöse Angelegenheit. Halten Sie die Grenze zwischen Religion und Kultur für überholt?

Rofeberg: Der Dualismus Kultur versus Religion hat viel Schaden angerichtet, weil Menschen glauben, dass sich diese Grenzen nicht verschieben lassen. Aber viele Kunstwerke, die ich liebe, nehmen Teile aus religiösen Texten oder Dinge, die als religiös gelten, und vermischen sie mit anderen, nicht religiösen Gedanken. Und ich denke, damit stehe ich nicht allein. Viele Menschen wollen das Alte mit dem Gegenwärtigen mischen.

Libenson: Wenn in der antiken Welt jemand gesagt hat, „He, mir ist gerade eine großartige Idee gekommen!“, hätte wahrscheinlich niemand zugehört. Aber wenn die Person gesagt hat: „He, Gott hat mir eine großartige Idee eingegeben!“, dann wurde zugehört. In unserer Welt ist es genau umgekehrt. Wenn Sie sagen „Gott hat mir dieses oder jenes gesagt“, wird man Sie für verrückt halten. Aber wenn Sie sagen, „Ich habe eine großartige Idee“, wird man hören wollen, was Sie meinen, und darüber nachdenken. Ich finde es tragisch, dass all die Weisheit unserer Vorfahren für heutige Menschen unzugänglich ist, weil sie über die Gott-Metapher nicht hinwegkommen. Ich weiß nicht, was man dagegen tun kann, aber ich finde es tragisch.

Rofeberg: Hier in den USA kommt noch eine besondere Schwierigkeit dazu. So wie wir uns unsere eigene Geschichte erzählen, macht es uns aus, dass wir das Religiöse und das Weltliche trennen. Wir feiern die Trennung von Kirche und Staat, obwohl das mit der Praxis oft nicht übereinstimmt. Aber es gilt zumindest als politisches Ideal.

Libenson: Die Bibel sagt an mehreren Stellen: „Gott will, dass du die Fremden liebst, denn du warst selbst in einem fremden Land, und du kennst das Herz des Fremden.“ Das ist eine großartige Idee. Nur weil ich nicht an Gott glaube, sollte ich die Fremden nicht lieben? Ich fürchte, dass genau das zu oft geschieht, dabei hat die Liebe zu Fremden sehr wenig mit Gott zu tun.

Auch von religiösen Räumen fühlen sich immer weniger Menschen angezogen. In Ihrem Podcast stellen Sie Beispiele vor, wo jüdische Religion in Parks oder Kaffeehäusern praktiziert wird.

Libenson: Wenn man die jüdische Geschichte anschaut und nur ein bisschen an der Oberfläche kratzt, sieht man, dass das Judentum sich in vielen verschiedenen Räumen entwickelt hat. Das einfachste Beispiel ist der Tempel in Jerusalem: Er war nur an einem gewissen Punkt der jüdischen Geschichte der einzige Ort, wo man die Religion praktizieren durfte. Schon lange bevor er zerstört wurde, haben die Pharisäer, die späteren Rabbiner, mit



Im Restaurant „Lehrhaus“ in Boston gibt es Drinks, die von der jüdischen Geschichte erzählen

anderen Räumen experimentiert. Sie sagten: Du kannst jüdische Dinge auch in einer Synagoge tun, du brauchst dafür nicht nach Jerusalem zu gehen. Sogar der Tempel war nur eine Variante. Bevor er gebaut wurde, haben die Menschen anderswo Rituale praktiziert, in Gemeinschaften, zu Hause, vor selbst gebauten Altären. Also haben sich die Räume, in denen unsere Religion praktiziert wurde, immer wieder verändert. Das bedeutet, dass Menschen ihr Judentum dort praktizieren sollten, wo es ihnen entgegenkommt.

Rofeberg: Es ist sogar der Kern unserer Geschichte, dass wir erst auf der Wanderschaft zu einem Volk werden. Begonnen hat das an einem Ort, der alles andere als jüdisch oder israelitisch war, in Ägypten. Dort haben wir unsere Unterdrückung abgeworfen. Mir persönlich gibt es einen Kick, wenn sich am Freitagabend in meinem Hinterhof, in einer sehr italienischen Gegend in Providence, Rhode Island, 35 Menschen versammeln, um den Beginn des Shabbat zu feiern. Es wirkt verrückt und schön, das eigene Jüdischsein an einem Ort zu spüren, wo das nicht erwartet wird. Es öffnet etwas in uns. Es erlaubt uns, auf eine andere Weise präsent zu sein, als wenn wir in einer Synagoge sitzen, wo alles wie automatisch abläuft. Jüdisches Leben an einer Straßenecke zu praktizieren oder in einem Kulturzentrum, das nicht Juden und Jüdinnen vorbehalten ist, in einem



Lex Rofeberg (links) und Dan Libenson machen sich Gedanken über neue Arten, jüdische Tradition zu leben

Kunstmuseum, in einem Konzertsaal oder in einem Park, all das finde ich wirklich aufregend.

Sie laden auch Menschen ein, die mit neuen Ritualen experimentieren. Können Rituale funktionieren, wenn sie beliebig gestaltet werden und nicht verpflichtend sind?

Libenson: Ich stimme Ihnen zu, dass Rituale dann am stärksten sind, wenn Sie das Gefühl haben, dass hier nicht etwas frei erfunden wurde, sondern dass es sich um etwas handelt, was schon unsere Vorfahren gemacht haben. Problematisch wird es aber, wenn Rituale, die unsere Vorfahren praktiziert haben, uns nichts mehr geben. Dann haben Sie zwei Möglichkeiten: Entweder man verändert das Ritual, erfindet es neu, oder man macht weiter wie bisher, und das Ritual hat keine Bedeutung mehr. Es gibt Leute, die neue Formen ausprobieren, dabei aber denken: Das fühlt sich für mich nicht richtig an, es hat nicht die gleiche Kraft wie die überlieferten Rituale, aber meine Enkelkinder werden das anders empfinden. Auch wenn es für mich noch nicht perfekt passt, möchte ich mich auf diesen Weg machen, damit es für spätere Generationen gut wird. Ich glaube, was wir bei Judaism Unbound tun, ist nicht für jeden oder jede. Soll es auch nicht sein. Die Wildnis gefällt manchen Leuten, die vielleicht abenteuerlustiger sind. Für andere passen die Rituale noch so, wie sie sind. Vielleicht dauert es bei ihnen noch ein, zwei Generationen. Das ist in Ordnung. **Rofeberg:** Es gibt viele weltliche Rituale, die nicht von einer göttlichen Autorität vorgeschrieben sind, in denen aber doch eine Art von Verpflichtung steckt. Quer durch die Geschichte kann man Beispiele finden, wo Menschen sich dazu verpflichten, zu einem bestimmten Zeitpunkt füreinander da zu sein. Ich habe zum Beispiel ein Ritual:

Ich gehe alle sechzehn Wochen Blut spenden. Für mich ist das eine Verpflichtung, auch wenn Gott es nicht von mir verlangt. Als ein Mensch, der in der Lage ist, Blut zu spenden, sehe ich das als meine Verpflichtung an. Ich mag es auch. Es macht mir Freude, meinen Körper zu bewegen, um jemandem zu helfen, der mein Blut braucht. Für mich gehört das zu meinem Menschsein. Deshalb plane ich mein Leben so, dass ich diesen Tag nicht verschieben muss. Es ist immer ein Mittwoch, ein Mittwoch alle sechzehn Wochen. An diesen Tagen verreise ich nicht. Oder wenn, dann suche ich mir vorher heraus, wo es ein Blutspendezentrum gibt, weil ich diesen Tag auf keinen Fall verschieben will. Das ist eine Art von Verpflichtung, die viele nicht als jüdische Vorschrift ansehen würden. Aber ich verbinde es mit der jüdischen Auffassung von Blut, dass Blut mit der Seele verbunden ist. Das verbinde ich mit meinem Verständnis von Biologie. Während ich dort sitze, bete ich sogar. Während ich das Blut aus meiner Hand presse, spreche ich einen Vers aus dem Psalm 145: „Öffne Deine Hand und sättige alles, was lebt.“ Das ist alles. Selbstverständlich spenden viele Menschen Blut, die nicht jüdisch sind, und die das aus Gründen tun, die nichts mit diesem Psalm zu tun haben. Auch ich könnte andere Gründe finden, warum ich das tue, jenseits von Texten aus der Tradition. Aber es gefällt mir, wenn ich mir selber etwas vorschreibe, indem ich aus traditionellen Geschichten und Texten schöpfe.

Libenson: Das ist aus zwei Gründen ein großartiges Beispiel. Einerseits, weil es vor tausend Jahren noch kein Blutspenden gab. Du hättest es gar nicht tun können. Es gibt Dinge, die wir nur in unserer Zeit tun können. Andererseits, weil es Werte gibt, die man sowohl mit Religion als auch mit einer atheistischen Auffassung begründen kann, die in jedem Fall aber sehr alt sind. Es würde deshalb für mich keinen Sinn ergeben, wenn wir nur Rituale praktizieren, die tausend oder zweitausend Jahre

« Was sind die tieferen Werte des Judentums, was seine Ziele? Wofür steht das Judentum eigentlich? Wozu soll es gut sein? »

alt sind, und nicht solche, die aus der heutigen Zeit stammen. Die Welt hat sich verändert. Wie hängen aber die beiden Dinge zusammen? Das ist für uns eine wichtige Frage, der wir auf unserem Podcast nachgehen. Was sind die tieferen Werte des Judentums, was seine Ziele? Wofür steht das Judentum? Wozu soll es gut sein? Ich denke, wir beide sind uns einig darin, dass es keinen obersten Befehlshaber gibt, der uns Dinge vorschreibt. Aber man kann etwas als Vorschrift empfinden, obwohl niemand es vorgeschrieben hat. Aus zwei Gründen: Einerseits helfen manche dieser Vorschriften uns, ein sinnvolles Leben

zu führen. Auch gibt es Beispiele wie das von Lex und seinem Blutspenden. Wo ich etwas tue, weil es ein Mittel ist, um die Person zu werden, die ich sein will. Wenn du, Lex, auf eine religiöse Weise alle sechzehn Wochen Blut spenden gehst, dann hast du nicht nur das Gefühl, dass du Menschen hilfst. Indem du das ohne Ausnahme praktizierst, gibt es dir ein bestimmtes Selbstwertgefühl. Man kann nicht öfter Blut spenden gehen als alle sechzehn Wochen. Du weißt also, dass du, was diese Sache betrifft, so viel tust wie überhaupt möglich. Das hat mehr Bedeutung, als wenn man, so wie ich, sagt: „Ich weiß, dass Blut spenden etwas Gutes ist, und ich tue es, wenn ich gerade daran denke.“ Es liegt also mehr Kraft darin, wenn man wie Lex Blutspenden als Ritual versteht, als wenn man es so wie ich auf nicht rituelle Weise macht. Das möchte ich vermitteln: dass das jüdische Ritual, das wir Mitzvot nennen oder Halacha, nicht deshalb wichtig ist, weil Gott es befohlen hat, sondern weil es uns ermöglicht, in den Dingen gut zu sein, in denen wir wirklich gut sein wollen.

Wenn wir von Zukunft reden, geht es auch um neue Technologien. Es gibt heute jüdische Gemeinschaften, die sich nur online treffen. Es gibt sogar Menschen, die online zum Judentum konvertieren. Sieht so das Judentum von morgen aus?

Libenson: Ich glaube, dass Leute die falsche Frage stellen, wenn sie die Technologie von heute anschauen und fragen: Kann man darauf eine Zukunft aufbauen? Wir wissen nicht, wie diese Technologie in fünfzig oder hundert Jahren aussehen wird. Jedenfalls wird sie ganz anders sein als das, was wir heute haben. Es wird virtuelle Räume geben, in denen Gemeinschaften sich auf ganz andere Weise treffen. Unser menschliches Leben wird sich in völlig anderen Räumen abspielen. Einerseits bin ich Optimist und glaube an die neuen Möglichkeiten. Andererseits haben wir keine Wahl. Es ist also nicht die Frage, ob man kann. Die Frage ist, wie wir das nutzen werden, weil wir sonst für die Welt irrelevant sein werden. Manche Leute sagen: Die digitale Welt ist nicht so gut wie unsere bisherige analoge Welt. Wie können wir jemals auf diese Weise das tun, was wir bisher getan haben? Die Frage ist berechtigt. Das neue Ding ist nicht so gut wie das alte, aber es wird besser werden. Wer so wie wir früh genug auf den Zug springt, wird früher ankommen. Es hat oft großen Wert, an einem Ort als Erster anzukommen.

Rofeberg: Wenn die Frage so gemeint ist: Wird das digitale Judentum alle anderen Formen ersetzen und werden wir uns nicht mehr persönlich treffen, sage ich entschieden: Nein! Ich will nicht, dass das Judentum nur mehr ausschließlich im digitalen Raum stattfindet, ich halte das auch nicht für möglich. Manche Formen jüdischer Erfahrung sind online nicht möglich. Aber manches von dem, was in jüdischen Gemeinschaften online passiert,

ist bereits besser. Das beginnt damit, dass wir beide jetzt gerade einen Raum miteinander teilen, der einen ganzen Ozean umspannt, wir können einander anschauen und einander zuhören. Obwohl Sie in Österreich sind und ich in den USA, interagieren wir miteinander, wirken aufeinander. In dieser Hinsicht befinden wir uns gerade am gleichen Ort. Manche nennen diesen Raum virtuell,

« Manche nennen diesen Raum virtuell, aber das Wort gefällt mir nicht. Denn es handelt sich um eine wirkliche Erfahrung, die wir machen, nicht nur eine scheinbare Erfahrung »

aber das Wort gefällt mir nicht. Denn es handelt sich um eine wirkliche Erfahrung, die wir machen, nicht nur eine scheinbare Erfahrung. Online hat einige Nachteile. Wir können online nicht miteinander singen, und ich singe sehr gern. Ich wäre gegen eine jüdische Zukunft, die ausschließlich online ist, schon weil mir die Erfahrung des gemeinsamen Singens fehlen würde. Nun ist es möglich, wie Dan gesagt hat, dass wir in zehn, fünfzig oder hundert Jahren sogar online singen könnten. Das wäre wunderbar, und ich freue mich darauf. Dennoch wird es gewisse Dinge geben, die wir lieber offline erleben. Wie könnten wir unsere Tradition nutzen, um aus diesem Raum etwas Schönes zu machen? Nehmen wir zum Beispiel Zoom, wo wir uns gerade befinden. In der Mitte des Bildschirms sind wir beide zu sehen, wie wir miteinander sprechen, und am Rand ist eine Spalte für Kommentare, für Chats. Genauso wurde der Talmud aufgebaut. In der Mitte der Seite steht der zentrale Text, und am Rand die Kommentare dazu. Deshalb glaube ich, dass der digitale Raum die Erfahrung des Talmudstudiums sehr gut wiedergibt. Im digitalen Raum können wir uns einen Hintergrund aussuchen. Das könnte ich zwar auch offline machen, aber dann müsste ich ein Gemälde mit mir herumschleppen. Und noch etwas: Als Juden zum ersten Mal nach Nordamerika auswanderten, sagte man ihnen in Europa: Ihr geht in ein Ödland. Für die ersten zweihundert Jahre gab es auf nordamerikanischem Boden keinen einzigen Rabbiner. Besser gesagt gab es von 1654 bis Mitte des neunzehnten Jahrhunderts keinen Rabbi, der ganz hier gelebt hat. Das bedeutet, die Hälfte der jüdischen Geschichte Nordamerikas ist ohne Rabbiner ausgekommen. Dann wurde der Boden sicher genug, dass sich auch Rabbiner hier angesiedelt haben. Wir haben ein Judentum aufgebaut, das heute, neben Israel, eine der beiden Säulen des jüdischen Lebens auf der Welt ist. Das Internet ist heute bereits eine Säule des globalen Judentums. Und es wird weiter wachsen.

Christian Schüller ist Journalist und Autor

Vorsicht statt Pessimismus

Ein Gespräch mit Oberrabbiner Jaron Engelmayer über die jüdische Gemeinde in Wien

Interview: Christian Schüller

Jaron Engelmayer ist seit 2020 Oberrabbiner der Israelitischen Kultusgemeinde Wien. Er lebte davor unter anderem neun Jahre in Israel. Auch amtierte er in Aachen und Köln.

Herr Oberrabbiner, im niederösterreichischen Neunkirchen wurde kürzlich der jüdischen Opfer in dieser Stadt gedacht. Das habe Sie besonders beeindruckt, sagten Sie. Was genau?

Rabbi Jaron Engelmayer: Dass Menschen einer Privatinitiative Verantwortung übernehmen wollen für das, was in der Vergangenheit geschehen ist. Heute gibt es kaum noch Zeitzeugen und noch weniger Menschen, die Schuld auf sich geladen haben. Die Menschen dieser Privatinitiative wurden in der Nachkriegszeit geboren, wollen jedoch dieses Bewusstsein wachrütteln. Es berührt mich sehr, dass sie für die Vergangenheit Verantwortung übernehmen möchten und aus der Vergangenheit Lehren ziehen, um sie auf die Gegenwart zu übertragen.

« Weil es jedes Mal großartig ist, wenn ein Mensch, der persönlich nichts zu verantworten hat, trotzdem Verantwortung übernehmen möchte »

Berührt es Sie, weil das Seltenheitswert hat?

Engelmayer: Nein. Ich treffe es sehr oft an. Es gibt verschiedene Organisationen, es gibt sehr viele Menschen, die diesen Gedanken mit sich tragen. Dadurch wird auch mehr und mehr in kleineren Orten wie in Neunkirchen organisiert. Was dort geschehen ist, war inspiriert durch etwas vor einigen Monaten in Wien. Da habe ich einen Pastor getroffen, und er hat gesagt, er möchte so etwas in seinem Ort organisieren. Und gestern hat mir jemand gesagt, sie möchte das auch in ihrem Ort veranstalten, und sie wird mich kontaktieren. Es berührt mich jedes Mal, wenn das passiert. Weil es jedes Mal großartig ist, wenn ein Mensch, der persönlich nichts zu verantworten hat, trotzdem Verantwortung übernehmen möchte. Das ist ein wichtiger Schritt und ein stärkendes Zeichen

unserer Zeit. Denn jeder und jede hat auch eigene Probleme, genügend eigene Belastungen. Dass sie sich auch um Dinge kümmern, mit denen sie persönlich nicht konfrontiert sind, aber sich damit trotzdem sehr intensiv auseinandersetzen, finde ich sehr bemerkenswert.

Sie sagten in Ihrer Ansprache auch, dass Antisemitismus immer wieder seine Form geändert hat ...

Engelmayer: Ja, ich habe Rabbi Jonathan Sacks zitiert.

Heißt das, der Antisemitismus wird eine Konstante der Geschichte bleiben?

Engelmayer: Nein. Wir glauben das nicht, wir hoffen das nicht, aber da reden wir schon von der messianischen Zeit. Einer der Unterschiede der heutigen Zeit zu der Erlösung, die wir erhoffen, auf die wir immer warten, ist, dass sie mit einem globalen Frieden einhergeht. Insbesondere mit einer Anerkennung des jüdischen Volkes. Wir hoffen also, dass der Antisemitismus zu diesem Zeitpunkt verschwinden wird. Bis dahin ist es natürlich noch ein großer Schritt, denn in der heutigen Zeit erleben wir diese Tendenzen noch nicht.

Er wird erst im messianischen Zeitalter verschwinden?

Engelmayer: Spätestens dann! *(lacht)* Aber es könnte jeden Tag so weit sein, und Gottes Wege funktionieren manchmal sehr unerwartet. Deswegen ist die hoffnungsvolle Erwartung jederzeit da.

Juden und Jüdinnen sind sehr verschieden.

Was verbindet sie?

Engelmayer: Die Mischna Sanhedrin sagte schon, dass es die Größe Gottes ist, dass alle Menschen sich voneinander unterscheiden. So wie ihre Gesichter sich unterscheiden, so auch ihre Einsichten, ihr Verstand und ihr Verständnis. Im Pluralismus liegt auch die Schönheit der Schöpfung. Auch im jüdischen Volk. Wir sind nicht ein Stamm, wir sind zwölf Stämme. Wir sind dazu berufen, dass diese Stämme sich gegenseitig vervollständigen, denn jeder Stamm hat eine eigene Qualität. Der eine lernt sehr gut Thora, der andere ist wirtschaftlich sehr erfolgreich. Der dritte erfüllt den spirituellen



Jaron Engelmayer, seit fünf Jahren Oberrabbiner in Wien, sieht die Vielfalt in der jüdischen Gemeinde als Bereicherung

Gottesdienst, der vierte ist ein guter Verteidiger des Landes. Wir müssen uns miteinander verbinden. Das ist in jeder Gesellschaft so. Wir müssen voneinander profitieren und uns durch die Vielseitigkeit bereichert fühlen.

Antisemitische Menschen verbindet, dass sie Vielfalt nicht ertragen können?

Engelmayer: Ja, es gibt einen monolithischen Gedanken dahinter. Auch da habe ich Rabbi Sacks zitiert. Er hat einen langen Artikel über die Herkunft des Antisemitismus geschrieben. Ein Grund – vielleicht nicht der einzige – ist, dass man nicht bereit ist, etwas anderes so anzunehmen zu können, wie es ist.

Hat die jüdische Tradition etwas, von dem andere lernen könnten, wie man eine unsichere, teilweise bedrohliche Zukunft bewältigen kann?

Engelmayer: Es gibt vieles, woraus man lernen kann. Wir haben im letzten Wochenabschnitt gehört: Die Völker sehen die Gesetze der Thora und werden staunen: Was für kluge Gesetze sind das! Wir sehen, dass die Welt von den jüdischen Gesetzen enorm profitiert hat. Der Gedanke eines freien Tages in der Woche ist aus dem Judentum entstanden. Der Gedanke, dass der Mensch zur Freiheit geboren ist, die Würde des Menschen, und, und, und. Viele Gedanken haben ihren Ursprung im Judentum, die in vielen Verfassungen der modernen Welt verankert sind



Die Synagoge in der Seitenstettengasse wird 2026 200 Jahre alt

und uns sehr weit gebracht haben. Es gibt bestimmte im Judentum selbstverständliche Basics, die dazu beigetragen haben, dass es so lange überlebt hat. Eines davon ist, dass Lernen und Verstehen dem Judentum innewohnen. Schon bei Joshua, dem ersten Propheten nach der Thora, heißt es, dass wir Tag und Nacht in der Thora lesen und studieren sollen. Damit ist Lernen zu einer individuellen Aufgabe für jeden Einzelnen geworden. Vor zweitausend Jahren treffen wir auf Joshua ben Gamla, der Schulen für Waisenkinder eingerichtet hat. Es war damals schon normal, dass Kinder lesen und schreiben, nicht nur eine adlige Schicht, sondern alle. Für Waisenkinder muss man speziell sorgen – auch das wurde schon vor zweitausend Jahren festgelegt. Wenn wir das mit der übrigen Welt vergleichen, die bis vor zweihundert Jahren noch keine

allgemeine Schulpflicht hatte, dann war das weit voraus.

Wenn wir in die Zukunft schauen: Umweltzerstörung, Isolierung und Zersplitterung der Gesellschaft. Sind wir da nicht alle mit unserer Weisheit am Ende?

Engelmayer: Pessimismus ist nicht Bestandteil des Judentums, wohl aber Vorsicht. Wir müssen vorsichtig sein, mit unseren Ressourcen vorsichtig umgehen. Auch in unseren Schriften heißt es: Wir dürfen die Welt nicht kaputt machen, nicht zerstören, nicht nur auf unsere eigenen Interessen bedacht sein und die Ressourcen ausschöpfen. Das sind Gebote der Thora. Es gibt ein Verbot, Ressourcen ohne Verhältnismäßigkeit zu benutzen. Der Auftrag bei der Schöpfung war, auf die Welt achtzugeben. Die Welt ist zum Besiedeln bestimmt, nicht zur Zerstörung, sagt der Prophet Jesaja. Das sind Aufträge, die wir ernst nehmen müssen.

Es gibt in den USA verschiedene jüdische Initiativen außerhalb der Orthodoxie, die versuchen, die nicht religiöse Welt anzusprechen. Können Sie dem etwas abgewinnen?

Engelmayer: Es gibt alle möglichen Mittel, Wege und Versuche, da etwas zu bewegen. Es tut sich auch viel. Ich habe jetzt von Rabbinern aus Israel Bilder bekommen. Sie haben die Fasttage genutzt – von morgens bis abends, wenn man nichts isst und nichts trinkt, und es ist heiß – und Jungs und Mädchen von zwölf bis 18 Jahren dazu eingeladen, einen Traktat des Talmuds zu lernen. Das ist ein enormer Aufwand. Die Jugendlichen haben von morgens bis abends, zehn Stunden am Stück, einen vollständigen Traktat gelernt. Das ist eine Initiative, die vor ein paar Jahren begonnen hat. Heute gibt es Dutzende von Lehrhäusern, in denen sich Hunderte von Jugendlichen scharen, die in ihrer Freizeit einen Traktat lernen. Wenn ich solche Bilder sehe und viele Initiativen, die versuchen, Jugendliche anzusprechen und Beziehungsarbeit zu leisten, dann bin ich sehr hoffnungsvoll. Mit dem Blick auf Wien muss ich sagen, dass unsere Kinder und Jugendlichen in das Gemeindeleben eingespannt sind. Sei es mit Jugendbünden, Sportvereinen oder ver-

« Auch in unseren Schriften heißt es: Wir dürfen die Welt nicht kaputt machen, nicht zerstören, nicht nur auf unsere eigenen Interessen bedacht sein »

schiedenen Angeboten, die dafür sorgen, dass die Jugend eingebunden ist. Seit zwei, drei Jahren haben wir einen Bar/Bat-Mitzva-Klub. Es gibt Likrat und viele Initiativen, die bewirken sollen, dass Jugendliche sich mit dem Judentum auseinandersetzen, darin Stärkung finden, bewusster leben, bewusst zu ihrem Judentum stehen.

IKG/SCHMIDL

Das soll ihnen helfen, in vielen Lebenslagen sozialen Rückhalt und Antworten zu finden.

Das direkte Miteinander als Gegenprogramm zu TikTok?

Engelmayer: Es ist schwierig geworden, weil die Bildschirme eine Scheinwelt bieten, in die man sich verkriechen und eine neue Identität aufbauen kann. Das sind gefährliche Tendenzen. Deshalb sind das Miteinander und der soziale Austausch wichtiger geworden.

Zu den rasanten Veränderungen unserer Zeit gehört, dass sich sogar die Definition der Geschlechter verändert. Wie gehen Sie als orthodoxer Rabbiner damit um?

Engelmayer: Das ist eine sehr große Herausforderung. Kardinal Schönborn hat einmal gesagt: Bisher ist noch jeder Mensch von einer weiblichen Mutter geboren und von einem Vater gezeugt worden, und es braucht in der Natur immer noch Mann und Frau, um ein Kind hervorzubringen. In welcher Form, ist eine andere Frage, aber die beiden Komponenten sind notwendig. Familie ist etwas Wichtiges: Der Zusammenhalt, den Familienmitglieder einander geben, dieses bedingungslose Zueinanderstehen. Freundschaften können geschlossen und wieder gelöst werden. Familien sind dazu da, über Krisen hinaus zu bestehen, nicht nur aufgrund von Wunsch und Willensfreiheit, sondern darüber hinaus. Das hat gerade heute besondere Bedeutung.

Können das nicht auch Familien leisten, die ganz anders aussehen als bisher?

Engelmayer: Einige Dinge vielleicht schon, andere vielleicht nicht in gleicher Weise.

Der Anteil der Muslim:innen steigt in Österreich, speziell in öffentlichen Schulen. Sollen sich jüdische Kinder aus öffentlichen Schulen zurückziehen? Oder könnte das Miteinander eine Chance sein, um Vorurteile abzubauen?

Engelmayer: Wir haben in Österreich jüdische Schulen nicht nur aus diesem Grund, sondern vor allem, um jüdischen Kindern eine umfassende jüdische Erziehung bieten zu können. Deshalb werbe ich dafür, dass jüdische Kinder in jüdische Schulen gehen. Darüber hinaus gibt es viele jüdische Kinder, die an öffentlichen Schulen lernen. Ich selber habe auch an einer öffentlichen Schule gelernt. Es ist ein Auftrag der Schulen, also des Erziehungssystems, dafür zu sorgen, dass jüdische Kinder sich wohlfühlen und sich bedenkenlos für eine öffentliche Schule entscheiden können, wenn die Eltern das wünschen.

Wie sehen Sie das Zusammenleben von Juden und Muslimen in Wien?

Engelmayer: Grundsätzlich gibt es viele gut funktionierende Beispiele, von denen wir nichts hören. Aber es gibt auch viele Gegenbeispiele, Orte, an denen man bedroht oder beschimpft wird. Hier ist die Schule gefordert, vehement dagegen vorzugehen. So etwas darf in einer Schule keinen Platz haben.

Die jüdische Gemeinde in Wien ist sehr vielfältig geworden. So spielt die bucharische Gemeinde eine große Rolle. Ist das gut oder eher problematisch?

Engelmayer: Ich finde das wunderbar und bereichernd. Ich persönlich lebe in einer gemischt aschkenasisch-bucharischen Familie und kann das sehr empfehlen.

« Wir können froh sein, dass wir in unserer Gemeinde eine solche Vielfalt haben, dass es Raum gibt für alle »

Wir haben eine gemeinsame Grundlage, die Thora. Wir haben die mündliche Lehre, Traditionen, die uns verbinden. Innerhalb dieser haben wir viele verschiedene Traditionen, die sich über die verschiedenen Wege der Diaspora entwickelt haben. Es sind nicht die einen besser als die anderen. Wir können froh sein, dass wir in unserer Gemeinde eine solche Vielfalt haben, dass es Raum gibt für alle. Dass sich niemand verdrängt fühlen muss. Das ist keine Selbstverständlichkeit, das muss man immer bewahren und behüten und dafür sorgen, dass es gut funktioniert.

Wie wird die Wiener jüdische Gemeinde künftig aussehen?

Engelmayer: Wir erwarten Meschiach jeden Tag. Schon morgen könnten wir, schauen wir, ob wir das vor dem Shabbat schaffen, in Israel sein und einer messianischen Zeit entgegengehen. Das ist die eine Voraussetzung, die immer eine praktische Erwartungshaltung ist, nicht etwas Theoretisches, irgendwo hypothetisch, sondern tatsächlich. Wir erwarten diese Zeit, und das gehört dazu. Falls das nicht passieren sollte, wünsche und hoffe ich, dass die jüdische Gemeinde sich wie in den letzten Jahren positiv entwickelt. In vielerlei Hinsicht, auch im physischen Wachstum. Vor allem die Kinderrate soll noch höher werden, die ist Gott sei Dank schon sehr gut hier. Wir haben viele Kinder, eine junge Gemeinde, eine sehr lebendige. Ich hoffe auch auf Wachstum in der Stärkung der jüdischen Identität, im Selbstbewusstsein, und auf eine wachsende Akzeptanz in der Öffentlichkeit. Dass unsere Gemeinde als bereichernder Teil der Gesellschaft wahrgenommen wird. Das wünsche ich mir für die Gemeinde.

Christian Schüller ist Journalist und Autor

Kinder sind die beste Investition

Ist es heute noch vertretbar, Kinder zu bekommen? Angesichts des Klimawandels, der Kriege und des Wohlstandsrückgangs – ich weiß es nicht. Aber das ist für mich nicht entscheidend, jede Epoche hat Herausforderungen.

Eine, die für uns Jüdinnen und Juden konstant bleibt, ist der Antisemitismus. Doch das lässt mich nicht verzweifeln, denn ich glaube daran, dass am Ende Meschiach kommen wird, wir alle werden glücklich sein. Bis dahin bleibt es unsere Aufgabe, Liebe und Licht zu spenden, durch unser Handeln und durch unsere Kinder.

Ich bin Mutter von vier Kindern und arbeite wie mein Mann Vollzeit. Ich bin Buchhalterin, Personalrechnerin und biete Management-Leistungen für kleinere Unternehmen an. Es passt zu mir, nach dem „Return on Investment“ zu fragen. Mit welcher Wahrscheinlichkeit zahlt sich eine Entscheidung aus? Lohnt sich also das „Projekt Kinder“? Denn sie sind eine Investition.

Fangen wir mit den Fakten an: Die durchschnittliche Lebenserwartung einer Frau in Österreich liegt bei 85 Jahren. Wie viel Arbeit steckt in einem Kind, und wann kommt der Ertrag? Etwa 13 Jahre intensive Betreu-



« Die Mitzwa, also das Gebot, Kinder zu bekommen und großzuziehen, ist für mich eines der bedeutendsten überhaupt »

ung und Begleitung, bevor ein Kind eine gewisse Selbstständigkeit erreicht. Angenommen, man bekommt das erste Kind mit 32 und lebt bis 85, bleiben rund vierzig Jahre, um selbst von dieser Investition zu „profitieren“.

Wie profitiert man von eigenen Kindern? Sie geben uns emotionale Unterstützung, Halt in schwierigen Lebensphasen, Freude an gemeinsamen Erinnerungen. In praktischer Hinsicht können wir uns Unterstützung im Haushalt erwarten, bei Erledigungen und technischen Fragen. Über Kinder leben unsere Familientraditionen und Überzeugungen weiter. Im Alter können wir auf Unterstützung bei der Pflege hoffen. Über unsere Kinder und Enkel können wir unser soziales Umfeld erweitern, bekommen Zugang zu einem erweiterten Netzwerk. Außerdem sollen sie Erfüllung und Sinn bringen.

Ich sehe Kinderkriegen in erster Linie als Investition in Beziehungen. Natürlich gibt es Risiken, die man in Betracht ziehen muss. Ob es das emotionale Risiko ist, dass ein Kind einen anderen Lebensweg einschlägt, oder praktische Herausforderungen, wie Krankheit, Wegzug, oder die eigene Belastbarkeit im Alltag.

Mein Glaube spielt eine entscheidende Rolle. Im Judentum glauben wir daran, dass jede Herausforderung,

Ein Leben ohne Kinder?

Was die Identität als Jüdin mit der Frage nach Mutterschaft zu tun hat. Zwei Frauen erzählen von ihren Standpunkten

Yael Loutati und Janie Stolar

jedes „Risiko“ Sinn hat. Es stärkt meinen inneren Frieden, dass alles einen Platz im göttlichen Plan hat. Finanzen und Bildung sind für mich keine zentralen Themen, vielleicht wegen meiner Gelassenheit. Wir sagen: „Tracht git, wird sayn git“ (Denk gut, und es wird gut).

Wie viele Kinder sind „richtig“? Auch hier lohnt es sich, wie bei einer diversifizierten Investition, das Risiko zu streuen. Mit mehr Kindern sinkt die Wahrscheinlichkeit, dass alle „Risikofaktoren“ gleichzeitig eintreten. Noch dazu wird das Elternsein mit jedem Kind einfacher.

Es ist eine tägliche Herausforderung, alles unter einen Hut zu bekommen. Die Kinder brauchen uns ständig. Aber mir ist es wichtig, dass sich der Alltag eher an meinem Beruf orientiert, eine Struktur, die auch meinen Kindern Halt gibt.

Langfristig betrachtet ist die Liebe, die ich von meinen Kindern erfahre, der größte Gewinn, den ich mir vorstellen kann. Die Mitzwa, also das Gebot, Kinder zu bekommen und großzuziehen, ist für mich eines der bedeutendsten. Es geht nicht nur um das Erleben des Familienlebens, sondern auch darum, Teil einer ewigen Geschichte zu sein und die Werte des Judentums weiterzutragen. In einer Welt voller Unsicherheiten bleibt dieser Wert für mich konstant und tief verwurzelt.

Die Entscheidung für Kinder ist ein Zeichen von Hoffnung und Optimismus. Gibt es den perfekten Zeitpunkt? Den gibt es bei keiner Investition. Wichtig ist, dass man den Mut hat, anzufangen und die Höhen und Tiefen durchzustehen.

Yael Loutati ist Unternehmerin in Wien

Wenn ich keine jüdische Mutter bin, was bin ich dann?

Geht es nach der Thora, sagt Gott: „Seid fruchtbar und vermehrt euch!“ Aufgabe erfüllt oder fast erfüllt, könnte ich sagen, denn ich habe eine wunderschöne Katze großgezogen und beinahe erfolgreich eine Stange Sellerie vermehrt. Falls der Auftrag aber darin besteht, ein Menschenkind in die Welt zu setzen, könnte ich die Plusnote verfehlen.

Ich bin eine alleinstehende Frau mit einem Uterus und Eierstöcken und wurde vor Kurzem sechsunddreißig. Nach meiner Rechnung habe ich 36.000 Mal gehört, dass meine Eier mit jeder Sekunde an Qualität und Quantität verlieren und dass mich das panisch machen sollte. Jede Fruchtbarkeitsklinik, die mich auf ihre Telefonliste gesetzt hat, sobald ich fünfunddreißig wurde, stimmt dem zu. Aber ich sollte ihrer Meinung nach unbekümmert 45.000 Dollar für das Einfrieren meiner Eier bezahlen, ohne jede Erfolgsgarantie. Seltensam, wie das läuft.

Es gibt natürlich viele Möglichkeiten, auf „nicht biologische“ Art und Weise Mutter zu werden, aber da die Zeit meines „fruchtbaren Halbmondes“, wie ich das liebevoll nenne, nun ihrem Höhepunkt zustrebt, beginne ich zu überlegen, wie ein erfüllendes Leben ohne Kinder aussehen könnte. So sehr mich die Aussicht begeistert, endlos zu reisen, ohne Unterbrechung zu schlafen, Leute zu treffen und mit dem Laserpointer meine Katze zu necken, gibt es doch etwas, das mich davon abhält, diesen Zustand zu lange zu genießen: Es ist der Druck von Vorfahren und Kultur, der uns Jüdinnen wie ein Tiefschlag trifft.

So verrückt das auch klingen mag, wenn ich das Leuten erzähle, die von der kollektiven jüdischen Psyche keine Ahnung haben: Ob ich ein Kind habe oder nicht, scheint weniger mit meiner Zukunft zu tun zu haben als mit der Zukunft eines ganzen Volkes. Es ist eine Frage des jüdischen Überlebens.

Wie kann ich, so frage ich mich, die Frechheit besitzen, mich nicht fortzupflanzen? Wie kann ich diejenige sein, die diese Kette unterbricht? Von meiner mütterlichen Familie ist niemand mehr am Leben, und doch spüre ich das Gewicht von Generationen von Müttern, die vor mir da waren. Ich stelle mir die Opfer vor, die sie bringen mussten, damit ich eine selbstbewusste jüdische Frau werden konnte, die dasitzt und sich eine kinderlose Zukunft vorstellt.

Was würde meine Mutter von mir denken? Wäre sie stolz auf mich, weil ich ein lange ersehntes Recht ausübe, für das jüdische Frauen in den 1960er-Jahren gekämpft haben? Würde meine Großmutter mich unter dem Gesichtspunkt betrachten, dass sie für ihre Familie auf einen Beruf verzichtet hat, und denken, dass ich das alles zunichtemache?

Würde meine Großtante an ihre Angehörigen denken, die im Holocaust umgekommen sind, die sicher

Kinder gehabt hätten, die wieder Kinder gehabt hätten? Was bin ich all jenen schuldig, denen die Möglichkeit genommen wurde, Eltern zu werden?

Wenn ich das Ende der Linie bin, wer wird dann die Geschichten von meinen Urgroßeltern weitererzählen, die sich für die erste Textilarbeiter-Gewerkschaft engagiert haben? Was wird aus den feinen handgemachten Kleidern, die ich geerbt habe? Jemand muss unseren Familienbaum hüten, die Fertigkeiten und die Geschichten unserer Familie. Das darf doch nicht alles mit mir verschwinden. Wer wäre ich dann nach Ansicht dieser Frauen?

Aber in den imaginären Debatten, die ich mit jedem weiblichen Familienmitglied führe, das mir vorausgegangen ist, sollte ich nicht vergessen, wo ich heute bin und in welcher Welt. Wie können Jüdinnen und Juden heute die Frage der Fortpflanzung von der Frage trennen, was aus der Welt wird?

Es macht mir Sorgen, neues Leben in diese Welt zu setzen, die immer weniger kinderfreundlich wird, durch Klimawandel dezimiert und von Waffengewalt bedroht, in eine Kultur, die von zunehmender Spaltung und



« Als jüdische Frau ist der sinnvollste Beitrag, den ich für künftige Generationen leisten kann, vielleicht etwas, das außerhalb der traditionellen Familie liegt »

beängstigendem Hass geprägt ist. Ist „Vermehrung“ jetzt wirklich unsere vorrangige Aufgabe?

Als jüdische Frau ist der sinnvollste Beitrag, den ich für künftige Generationen leisten kann, vielleicht etwas, das außerhalb der traditionellen Familie liegt. Vielleicht hätten sich frühere Generationen von Müttern ebenso entschieden, wenn man ihnen die Möglichkeit geboten hätte?

Ich frage mich, ob wir jüdischen Frauen uns deshalb nicht anders sehen als in der Rolle jüdischer Mütter, weil man uns nur diese gezeigt hat. Vielleicht kann ich nicht mehr tun als zu versuchen, ein lebensfähiger und wertvoller jüdischer Mensch zu werden, ob ich Kinder habe oder nicht.

Wenn ich an die Tradition jüdischer Feministinnen denke, sollte ich daran denken, dass die Früchte ihrer Bemühungen sich nicht auf Mutterschaft beschränkt haben. Sie haben soziale Bewegungen hervorgebracht, Rebellion, Kunst, Bildung und politische Veränderungen. Ich bin mir nicht sicher, denke aber, dass das in den Augen Gottes genug sein könnte.

Janie Stolar ist Künstlerin und Filmemacherin in Los Angeles



Wohin die Reise des Lebens führt, finden Jugendliche meist erst nach und nach für sich heraus

Sehnsucht nach Orientierung

Versagensangst, Orientierungslosigkeit und zwanghafte Selbstoptimierung: Reflexionen einer Ethiklehrerin über junge Menschen im digitalen Zeitalter

Veronika Trubel

Liebes früheres Ich, ich hoffe, dieser Brief erreicht dich wohlauf. Selbst wenn ich weiß, dass das nicht stimmt. Zumindest nicht ganz – denn du denkst schon wieder nach. Über etwas, das dich beschäftigt und bedrückt. Über eine Frage, die dich nicht ruhen lässt und orientierungslos macht. Die Frage, was du mit deinem Leben anfangen sollst.“

Das Zitat stammt aus einem fiktiven Brief, den die 18-jährige Imola für eines unserer eljub E-Books geschrieben hat. Sie hat ihn an ihr 15-jähriges Ich von früher gerichtet. Die Jüngere hat große Ängste. Die erste Angst ist, aufgrund der vielen Möglichkeiten nach der Schule für ihren weiteren Weg eine falsche Wahl zu treffen und dadurch etwas zu versäumen oder generell zu versagen. Die zweite Angst betrifft die Erwartungen der anderen, der Eltern, der Familie, die sie enttäuschen könnte. Der Jugendlichen fällt es schwer, das anzupacken, was sie interessiert.

Ich arbeite seit rund vierzehn Jahren mit jungen Menschen. Einerseits bei unseren Europäischen Jugendbegegnungen eljub, die ich 2013 mitgegründet habe. Dort begegnen sich Jugendliche aus verschiedenen, mehrheitlich europäischen Ländern. Sie schreiben Texte, drehen Filme und tauschen sich aus. Als Themen wählen sie oft und gern die eigene, persönliche Zukunft oder auch die der ganzen Generation und Welt.

Andererseits unterrichte ich an einer Wiener berufsbildenden höheren Schule (BHS) bzw. dem dortigen Kolleg Ethik und Kommunikation. Ich bin Quereinsteigerin. Bewusst suche ich in meinem Unterricht ein breites Spektrum von der Fachschule bis in die Kollegs,

wo die Student:innen bereits Matura und manchmal auch schon weitere Ausbildungen oder Studien gemacht haben.

Interesse am Denken wecken

Mein persönlicher Zugang in der Schule: Ich starte möglichst oft im Heute. Mich interessiert, was die Jugendlichen beschäftigt. Aktuelle Nachrichten, Trends auf Instagram oder TikTok und die Stimmung in der Klasse. Von dort weg kann man sich in Ethik zu prinzipiellen Fragen hinarbeiten. Man kann gemeinsam den Blick erweitern, andere Perspektiven suchen, Meinungen hören und begründen lassen, an ethischen Grundsatzen knabbern. Ich spreche vom Ethikunterricht. Bei eljub funktioniert es anders. Hier bestimmen Jugendliche die Themen, die sie miteinander bearbeiten wollen. Sie kommen freiwillig, müssen sich sogar bewerben. In der Schule hingegen sind nicht immer alle freiwillig da. Neben den Interessierten, den Fadisierten und den Stillen, die ermutigt und mehr eingebunden gehören, gibt es immer wieder auch Chaot:innen. Manche von ihnen hängen an ihren Handys und Computern, als seien ihre Gehirne damit verwachsen.

Lehren erfordert Flexibilität

So sieht der Alltag für mich als Ethiklehrerin aus: In einer ersten Klasse kleben drei Schüler wie hypnotisiert an ihren Laptops. Es braucht mehrere Aufforderungen, bis sie ihre Computer zuklappen. Ihr Unwille schwappt mir entgegen. Kaum sind die Laptops weg, folgt dasselbe mühsame Zeitlupenspiel mit dem Wegräumen der Handys. Wertvolle Unterrichtszeit vergeht, die Aufmerksamkeit der anderen bröseln.

Wer in einer Klasse steht, muss ständig Entscheidungen treffen: Sehe ich, was das Mädchen dort hinten macht? Gehe ich auf diese Wortmeldung ein? Wen nehme ich zuerst dran? Wo vertiefe ich eine Diskussion? Was mache ich, wenn ich ihre Aufmerksamkeit schwinden fühle? Methodenwechsel, ja, aber was konkret? Im Fall der oben erwähnten Chaoten: Ist es mir das wert, in einer ansonsten großteils interessierten Klasse, die gern, viel und gut diskutiert, zwei komplett Desinteressierte zur Aufmerksamkeit zu zwingen?

Heute bin ich konsequent: Ich argumentiere den Chaoten auch noch die Airpods aus den Ohren und in die Tasche. Ich hoffe darauf, dass unser Thema zieht: Wir sprechen über die Basics der Demokratie, Wahlen stehen vor der Tür. Ich versuche, sie mit Fragen in die Diskussion im Plenum zu ziehen. Zwei diskutieren mit, der dritte nicht. „Nehmen Sie den Airpod wieder raus, Himmelszwirn“, sage ich. Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Schulklassen sind nicht alle gleich. Auch jede einzelne Klasse verhält sich immer wieder anders. Ein Profi ist, wer die Stimmung, die gereicht wird, aufnehmen und etwas daraus machen kann. Glück gehört auch dazu.

Wischen, swipen, scrollen

Ein gängiger Irrtum ist die Annahme, junge Menschen von heute wären innerlich grundlegend anders strukturiert und neuronal vernetzt als Menschen, die in analogen Zeiten jung waren. Studien belegen: Kinder und Jugendliche können sehr bald auf Bildschirmen herumwischen. Richtig ist auch, dass sie die Logik von Plattformen, Websites, Spielen, Social Media und sonstigen interaktiven Tools schnell begreifen. Komplett daneben ist allerdings die Annahme, dass sie instinktiv verstünden, was sie da tun beziehungsweise was mit ihnen getan wird.

Jugendliche und junge Erwachsene bewegen sich in einer Welt, die verwirrend, vielfältig und fordernd ist. Sie sind dafür in Wahrheit kaum besser gerüstet als ihre Eltern oder Großeltern. Was sie können, ist wischen, swipen, scrollen. Dadurch sind sie leicht abzulenken. Komplexere Texte zu lesen fällt ihnen schwer. Sie in ihren eigenen Worten wiederzugeben, ist vielen unmöglich. Ebenfalls schwierig: Wenn ich bei einem angstbesetzten Thema mit zu vielen negativen Fakten komme. Klimawandel, Krieg, Kinder- oder Tierrechte: Wenn ich hier zu sehr draufdrücke, verliere ich sie. Der Mensch will hoffen dürfen und sich als handlungsmächtig begreifen.

Angesichts ihrer scheinbar unendlichen Möglichkeiten haben sie Angst, etwas zu verpassen oder nicht die richtige zu wählen. Fear of missing out (FOMO) lautet der Begriff dafür. Manche macht das so fertig, dass sie auch innerlich ständig weiterwischen, nicht zur Ruhe kommen.

« Jugendliche bewegen sich in einer Welt, die ungeheuer verwirrend, vielfältig und fordernd ist. Sie sind dafür in Wahrheit kaum besser gerüstet als ihre Eltern oder Großeltern »

Chaoten im Diskurs

Zurück zu meinem Schulalltag. Die Klasse mit den Chaoten ist wieder dran. Es geht wieder um Demokratie und Wahlen, diesmal diskutieren sie mit. Es wird eine besonders gute Stunde, denn sie sind komplett anderer Meinung als der Mainstream in der Klasse. Ich lasse sie argumentieren und Meinungen begründen. Sie müssen sich per Handzeichen melden und ich lasse nicht zu, dass sie einander ins Wort fallen. So entsteht eine interessante Diskussion, in der wir den ethischen Diskurs proben. Wir formulieren ethische Fragen. Wir überlegen, was Aristoteles, Kant oder die Utilitaristen dazu sagen würden und wie wir dazu stehen.

Der stetige Austausch mit jungen Menschen erlaubt nicht, dass man unflexibel wird. Sonst verliert man die Verbindung. Man muss glaubwürdig sein und bleiben,

sich informieren, zuhören. Ich suche nach drei Jahren, in denen ich das neu verankerte Fach Ethik unterrichte, noch immer nach der richtigen Form.

Worauf man beim Unterrichten achten muss: Erstens darauf, dass man nicht ungeduldig wird, wenn Schüler:innen gar nichts wissen wollen. Zweitens auf den Umgang mit der eigenen Meinung zu einem ethischen Thema. In der Schule gibt es das sogenannte Überwältigungsverbot, das ich auch bei eljub anwende. Ich darf im Unterricht nicht meine Meinung als die einzig richtige darstellen. Ich soll über das Thema informieren und zum Diskurs anregen, auch dazu, neue Sichtweisen dazu zu entdecken. Wenn ich erreiche, dass alle dasselbe denken wie ich, habe ich etwas falsch gemacht.

Die Welt anders aufteilen

Schüler:innen lernen bei mir in Ethik, die Welt anders aufzuteilen, als die meisten es bis dahin kennen. Nicht: wir Guten gegen die anderen, Verblendeten. Sondern: wir alle miteinander, am besten friedlich und respektvoll. Sie lernen bei mir, dass stabiler Friede nur gemeinsam erreicht werden kann.

Nach den Anschlägen der Hamas auf Israel im Oktober 2023 war das Interesse am Nahostkonflikt in meinen Klassen groß. Worum geht es da, wollten viele wissen, keiner redet mit uns darüber. Aber ich wusste: Ich habe nicht viel Zeit dafür. Die Interessens- und Aufmerksamkeitsspanne ist begrenzt. Wir haben uns im ersten Schritt mit der besonderen Verantwortung Österreichs aufgrund der schrecklichen Verbrechen an Millionen Jüdinnen und Juden in der Zeit der Shoa vertraut gemacht.

« Sie wissen nicht, wem sie vertrauen sollen. Aber sie wissen, dass Misstrauen angesagt wäre. Fake News und so. Also misstrauen viele zuerst einmal den Qualitätsmedien und der Politik »

In meinen Klassen sitzen Jugendliche verschiedener Herkunft und mit verschiedenen religiösen Hintergründen. Dann haben wir uns verschiedene Narrative und Argumente nach den aktuellen Anschlägen angeschaut. Was wird in diesem Konflikt über die Staatsgründung Israels behauptet? Wehrt sich die Hamas nur gegen Ungerechtigkeiten, wie mancherorts behauptet wird? Wer verstößt hier gegen das Völkerrecht? Wie steht es um die Chancen für ein friedliches Zusammenleben in der Region?

Praxis statt Theorie

Stoppt Ethikunterricht Antisemitismus? Für sich genommen wahrscheinlich nicht. Ebenso wenig, wie ein europäisches Programm wie Erasmus+ das allein schafft. Was aber im Ethikunterricht sehr wohl machbar ist: ein paar

Sprünge in die Bubble-Denkmuster zu bekommen, mit denen Jugendliche die Schule betreten. Das Bubbledenken wuchert in sozialen Medien, manches kommt möglicherweise auch aus dem familiären Umfeld. Jugendliche orientieren sich übrigens viel mehr an den eigenen Eltern, als ich es erwartet hätte. Sie möchten stolz auf ihre Eltern sein, das ist immer wieder zu spüren. Oft habe ich mir schon gedacht, die Eltern sollten hören, wie wertschätzend in der Schule mitunter über sie gesprochen wird. Und auch, wie genau sie beobachtet werden.

Auch bei eljub sind Jugendliche gute Beobachter:innen. Wenn ein Elternteil nach der Scheidung den ganzen Tag wie ferngesteuert mit der neuen Liebe whatsappt, aber vom eigenen Kind strikte Handyzeiten erwartet, wird das mit feinsten Antennen registriert. Was als Orientierung hängenbleibt, ist, was die Eltern selber tun. Wer von seinen Kindern etwas Bestimmtes will, wer ihre Zukunft positiv beeinflussen will, sollte es ihnen offenbar eher vorleben, als es nur in der Theorie zu erklären.

Vom gesunden Frühstück

Woran denken Jugendliche und junge Erwachsene, wenn sie an die eigene Zukunft denken? In anonymen Online-Umfragen fragte ich, was ihnen zum Begriff Zukunft einfällt und was für sie zu ihrer bestvorstellbaren, wirklich guten persönlichen Zukunft gehört.

Freiheit, Reisen, Familie, materielle Sicherheit, persönliche Zufriedenheit und Komfort dominieren. Klima und Weltfrieden kommen immer wieder vor. Was auffällt: Die Jugendlichen äußern relativ wenige gesellschaftspolitische Wünsche. In der konkreten eigenen Zukunftsvorstellung, der Mikrozukunft sozusagen, begegnen uns Träume, die schon ihre Eltern hatten. Ein Haus auf dem Land, vielleicht Kinder, ein sicherer Job, viel Freizeit.

In einer Klasse gehe ich einen Schritt weiter und lasse sie beschreiben, wie ein idealer Alltagstag mit 25 Jahren aussehen würde. Fast alle sehen sich in ihren Zwanzigern in einer ungebundenen Lebensphase. Lustiges Detailergebnis: Drei Viertel von ihnen haben geschrieben, dass sie ihren idealen Tag als Mittzwanziger „mit einem gesunden Frühstück“ beginnen wollen. Ich denke an mein eigenes häufigstes Frühstück mit Mitte zwanzig zurück: Kaffee und Zigarette. Ich versuche herauszukitzeln, wofür dieses gesunde Frühstück steht. Es soll gut und gesund sein, wird von der Klasse nachgebessert. Wichtig sei auch, in der Früh genug Zeit dafür zu haben, anders als jetzt, in der Schulzeit.

Ich nehme an, dass es mit ihrem Streben nach entspannter Work-Life-Balance zu tun hat, die sie ebenfalls oft erwähnen. In einer Unterrichtsstunde werfe ich ihnen den Begriff Selbstoptimierung hin. Sie nehmen den Ball nicht an. Sie wollen nicht darüber reden. Ist das so, weil ich ihnen unterstelle, Opfer eines Trends zu sein? Das mögen die meisten nämlich überhaupt nicht.

Vielleicht reden wir ein anderes Mal über den Stress durch Selbstoptimierungs-Challenges auf Instagram und TikTok. „Du bist genug“, sage ich dann zu den Selbstoptimierer:innen. Manchmal darf ich zuschauen, wie dieser Satz bei jemand einsickert.

Was ich über junge Menschen gelernt habe

Was habe ich über Jugendliche und junge Erwachsene erfahren in den Jahren, in denen ich mit ihnen arbeite? Viele haben deutlich weniger Orientierung, als sie glauben. Sie fürchten schlimme Dinge in der Welt, über die sie aber nichts wissen wollen. Sie hören, sehen, lesen überhaupt keine Nachrichten. Maximal „ZiB“ und ORF auf Instagram oder TikTok erreichen sie.

Die Orientierung in der Welt ist heute viel schwieriger als in den 2000er- und 2010er-Jahren und durch das Thema KI auch bereits wesentlich komplizierter als zu Anfang der 2020er-Jahre. Junge Menschen wissen nicht genau, wem sie vertrauen sollen. Was sie aber wissen, ist, dass Misstrauen irgendwie angesagt wäre. Fake News und so. Also misstrauen viele zuallererst den Qualitätsmedien und der Politik. Über beides wird viel geschimpft. Das ist aus meiner Sicht haargenau der Punkt, an dem sich die Bubble schließt. Versiegelt wird sie dann noch von nachrichtenartig aussehenden Elaboraten im Internet.

Es ist für meinen Unterricht hilfreich, dass ich meinen Schüler:innen aus eigener Erfahrung aus dem früheren Alltag einer Tageszeitungsjournalistin erzählen kann. Wie viele Konferenzen täglich stattfanden, um sicherzustellen, dass die Berichterstattung angemessen ist. Was der Anspruch bedeutet, die Wirklichkeit darstellen zu wollen.

Immer wieder begegne ich einem Weltbild, das manche so lähmt und ängstigt: Dass es in ihrem Leben nur einen einzigen richtigen Weg gibt, der zielstrebig pfeilgeradeaus gegangen werden sollte.

Imolas Rat an ihr jüngeres Ich

Dazu sagt die 18-jährige Imola zu ihrem 15-jährigen Ich: „Ich schreibe dir das, was ich mir damals gewünscht hätte, dass du weißt. Es werden drei Jahre vergehen und du wirst immer noch keine Antwort auf deine Frage haben. Zumindest nicht in der Form, in der du sie dir erhoffst. [...] Ich schreibe dir das nicht, um dir Angst einzujagen. [...] Ich schreibe dir das, weil ich dir wünsche, dass du diesen Gedanken verinnerlichst: Du brauchst keine eindeutige Antwort. Denn es gibt nicht die einzig richtige. [...] Es muss nicht die erste Sache sein, für die man sich entscheidet, für die man auch wirklich geeignet ist und mit der man glücklich ist. [...] Suche in diesen drei Jahren nicht nach dem besten Weg, der besten Entscheidung. [...] Was heißt es überhaupt, das Beste? Das weißt du eh immer erst im Nachhinein, wenn überhaupt je. Suche danach, was du dir für dich vorstellen könntest. Sobald du das findest, denk nicht zu viel darüber nach,



Veronika Trubel unterrichtet an einer berufsbildenden höheren Schule in Wien Ethik und Kommunikation

ob die Entscheidung richtig oder falsch ist. Hab keine Angst, dass etwas schief laufen kann. Das gehört dazu. Und hab keine Angst zu versagen. Wenn du nicht aufgibst, hast du bereits gewonnen.“

Der mögliche Effekt

Was ist der Sinn meiner Tätigkeiten? Warum versammle ich mit eljub junge Menschen aus verschiedenen Ländern zum gemeinsamen Austausch? Was verändert der Ethikunterricht?

Sinnvoll ist etwa die Orientierung. Aneinander einerseits, am strukturierten Dialog und an demokratischen Werten andererseits. Der Ethikunterricht macht aus Jugendlichen ebensowenig bessere Menschen, wie das die Jugendbegegnungen von eljub leisten können. Wohl aber macht beides junge Menschen reflektierter.

Eine meiner Lieblingsthesen zum Ethikunterricht kann ich aus einer gut belegten Begleitstudie zum informellen Lernen bei Erasmus+-Projekten wie eljub herleiten. Teilnehmende von Erasmus-Projekten geben acht Jahre später an, dass ihr positives Europabild stärker von den Erlebnissen bei Erasmus geprägt wurde, als sie es als Jugendliche unmittelbar nach der Teilnahme empfanden. Daraus resultiert meine Hoffnung für den noch sehr jungen Ethikunterricht in Österreich: Dass sich hier ein deutlicher Effekt ergeben wird, der möglicherweise erst Jahre später zum Tragen kommt.

Veronika Trubel unterrichtet Ethik und engagiert sich beim Jugendprojekt eljub

Neue Wege gegen Judenhass

Auf das Pogrom der Hamas vom 7. Oktober folgte ein massiver Anstieg an Judenfeindlichkeit. Gleichzeitig kämpfte die Politik nie entschlossener gegen Antisemitismus als heute

Alexia Weiss

Was wäre gewesen, wenn? Grübeleien dieser Art sind essenziell für Kriminalisten und Politstrategen. Diese Frage stellen sich aber auch all jene, die sich seit Jahren mit dem Thema Antisemitismus beschäftigen. Ja, der Judenhass ist mit dem 7. Oktober und mit dem darauffolgenden Krieg in Gaza weltweit und auch in Österreich massiv gestiegen.

Die Zahlen der Antisemitismus-Meldestelle der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) Wien sprechen hier eine klare Sprache: 1,55 antisemitische Vorfälle wurden in den ersten drei Quartalen des Jahres 2023 im Durchschnitt pro Tag gemeldet. In den Monaten Oktober bis Dezember stieg das Tagesmittel auf 8,31. Dieser Trend hielt auch 2024 an. Für das erste Halbjahr 2024 erfasste die Meldestelle der IKG 808 antisemitische Vorfälle in Österreich, gegenüber dem Vergleichszeitraum im Jahr 2023 bedeutete das eine Zunahme um 160 Prozent. Physische Übergriffe seien dabei von sechs im ersten Halb-

« 2021 veröffentlichte die EU-Kommission erstmals eine Strategie zur Bekämpfung von Antisemitismus und zur Förderung des jüdischen Lebens »

jahr 2023 auf 16 in den ersten sechs Monaten des Jahres 2024 gestiegen, die Zahl der Bedrohungen von vier auf 22, antisemitische Sachbeschädigungen haben sich auf 92 verdoppelt, Vorfälle verletzenden Verhaltens nahmen von 179 auf 277 zu.

„Die jüdischen Gemeinden sind täglich mit dieser Bedrohungslage konfrontiert. Sie prägt unseren Alltag“, betonte der IKG-Generalsekretär Benjamin Nägele bei der Präsentation des Halbjahresberichts 2024. Nägele gab allerdings außerdem zu bedenken: Das seien eben nur die gemeldeten Fälle. „Es ist von einer hohen Dunkelziffer auszugehen.“ Wenn es um das Messen von Antisemitismus geht, braucht es daher auch andere Instrumente.

Katharina von Schnurbein bemüht sich seit 2015 als Antisemitismusbeauftragte der Europäischen Kommission, der Judenfeindlichkeit entgegenzuwirken. Wichtig sind hier möglichst präzise Daten, um zu wissen, womit man es überhaupt zu tun hat. Statistiken gemeldeter Vorfälle sieht sie dabei als nur einen Puzzelstein. Schnurbein nennt drei Säulen, um das Ausmaß von Antisemitismus sichtbar zu machen: das Erfassen konkreter Übergriffe, zweitens die Abfrage antisemitischer Einstellungen in der Gesamtbevölkerung und schließlich die Befragung potenziell Betroffener. Auf EU-Ebene wird daher im Rahmen des Eurobarometer immer auch das Thema Antisemitismus abgefragt, die Grundrechteagentur (FRA – European Union Agency for Fundamental Rights) führt Umfragen unter Juden und Jüdinnen durch. Beide Befragungen fanden allerdings zuletzt vor dem 7. Oktober 2023 statt, sind aktuell also wenig aussagekräftig. Im heurigen Jahr 2025 sollen neue Daten veröffentlicht werden. Dass es diese Instrumente auf EU-Ebene grundsätzlich gibt, ist jedoch bereits ein massiver Schritt nach vorne. Es zeigt, dass dem Thema seitens der EU-Kommission nicht nur in Sonntagsreden, sondern ernsthaft und proaktiv begegnet wird.

Polizeibeamte als Ansprechpartner

Stichwort proaktiv: 2021 veröffentlichte die EU-Kommission erstmals eine Strategie zur Bekämpfung von Antisemitismus und zur Förderung des jüdischen Lebens. Diese setzt auf drei Bereiche: erstens die Anerkennung und Verhütung aller Formen von Antisemitismus auf Grundlage der IHRA-Definition (dazu später mehr), zweitens den Schutz und die Förderung jüdischen Lebens sowie drittens Forschung zu jüdischem Leben und Antisemitismus sowie Aufklärung über und Gedenken an die Shoa.

Bereits 2018 beauftragte der EU-Rat alle Mitgliedstaaten, die Antisemitismus-Definition der IHRA anzunehmen, nationale Beauftragte für die Bekämpfung von Judenfeindlichkeit zu ernennen und nationale Strategien zu erarbeiten und umzusetzen. Letzterem kam die österreichische Regierung, damals eine ÖVP-Grünen-



Als Zeichen der Solidarität mit Israel und der israelischen Bevölkerung wurde am 9. Oktober 2023 die israelische Fahne auf das österreichische Parlament projiziert

Koalition, als einer der ersten EU-Staaten nach. Der 2021 vorgelegte Nationale Aktionsplan gegen Antisemitismus sieht 41 konkrete Maßnahmen zur Verhütung und Bekämpfung aller Formen von Antisemitismus vor. Berücksichtigt wurden dabei verschiedenste Bereiche, um quer durch die Bevölkerung Wirkung zu erzielen. Daher sind Schulen und Universitäten hier ebenso berücksichtigt wie Sicherheit, Justiz und Integration oder die Zivilgesellschaft. Ein Beispiel: Einer der Hebelpunkte ist ein stärkeres Bewusstsein für Antisemitismus bei Polizisten und Polizistinnen. Bereits 2017 implementierte die Polizei österreichweit die Initiative „Gemeinsam.Sicher“. Präventiv sollen hier Problemlagen erkannt werden, und es soll mit allen Betroffenen darüber gesprochen werden, dazu tragen auch Kooperationen der Polizei mit verschiedensten Partnern bei. Einer dieser Partner ist inzwischen die Israelitische Religionsgesellschaft. Das bedeutet, Streifenpolizisten und -polizistinnen werden für die Bedürfnisse, aber auch Sorgen von Juden und Jüdinnen sensibilisiert.

Aber nicht nur: Wer in der Leopoldstadt auf Streife geht, weiß auch über die jüdische Kultur Bescheid. Spezielle Schulungen zeigen hier inzwischen Wirkung. Wer vor fünfzehn Jahren versucht hat, auf einem Kommissariat im zweiten Bezirk zum Beispiel eine persönliche antisemitische Bedrohung durch Unbekannte im Internet anzuzeigen, wurde ans Bezirksgericht verwiesen. Da handle es sich um eine zivilrechtliche Angelegenheit, hieß es dann. Es sei nicht Aufgabe der Polizei, hier aktiv zu werden.

Das läuft heute völlig anders. Eine solche Anzeige wird sofort und sehr bemüht aufgenommen, man bekommt Ratschläge für das weitere Verhalten und Kontaktdaten, sollte sich die Situation zuspitzen. Dass es nach wie vor selten gelingt, jene auszuforschen, die sich im Netz hinter einer falschen Identität verstecken, steht auf einem anderen Blatt, da gibt es noch massiven Verbesserungsbedarf. Aber wie sich die Polizei in solch einem Fall von Antisemitismus Betroffenen gegenüber verhält, hat sich massiv verbessert.



Solidaritätskundgebung in Wien, drei Tage nach der Attacke auf Israel durch die radikale Terrororganisation Hamas

Antisemitismus erkennen

Um zu erkennen, wann es sich überhaupt um Antisemitismus handelt, dient die oben angesprochene IHRA-Definition. Sie liegt der Arbeit der IKG-Meldestelle zugrunde, wurde aber 2017 auch von Österreich per Ministerratsbeschluss der Regierung angenommen. Der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA)

«Juden und Jüdinnen sind nicht nur Thema, wenn es in Gedenksprachen um Opfer des Nationalsozialismus, um tote Juden geht»

gehören 34 Staaten an. Sie definierte 2016 nach einem mehrjährigen Diskussionsprozess Antisemitismus folgendermaßen: „Antisemitismus ist eine bestimmte Wahrnehmung von Jüdinnen und Juden, die sich als Hass gegenüber Jüdinnen und Juden ausdrücken kann. Der Antisemitismus richtet sich in Wort oder Tat gegen jüdische oder nichtjüdische Einzelpersonen und/oder deren Eigentum sowie gegen jüdische Gemeindeinstitutionen oder religiöse Einrichtungen.“ Ergänzend wurden dazu auch Beispiele veröffentlicht, welche die konkrete

Anwendung erleichtern. Häufig stellt sich zum Beispiel die Frage, ob am Staat Israel geübte Kritik antisemitisch ist oder nicht. Dazu heißt es seitens der IHRA: „Erscheinungsformen von Antisemitismus können sich auch gegen den Staat Israel, der dabei als jüdisches Kollektiv verstanden wird, richten. Allerdings kann Kritik an Israel, die mit der an anderen Ländern vergleichbar ist, nicht als antisemitisch betrachtet werden.“

Diese IHRA-Definition hat sich inzwischen als so etwas wie der Goldstandard etabliert, wenn es um das Erkennen von Antisemitismus geht. Sie liegt zum Beispiel auch den Einstellungsstudien innerhalb der österreichischen Bevölkerung zugrunde, die der frühere Nationalratspräsident Wolfgang Sobotka (ÖVP) seitens des Nationalrats alle zwei Jahre in Auftrag gab. Diese zeigten ein ums andere Mal auch gut auf, welche Gruppen tendenziell stärker judenfeindlich eingestellt sind als andere, bildeten aber auch Veränderungen ab. Zuletzt fiel diesen Winter zum Beispiel auf, dass sich hier ein Problem im universitären Milieu abzeichnet. Dass gewisse Gruppen von Personen mit Migrationshintergrund (etwa aus der Türkei oder auch aus Syrien) eher unverhohlen antisemitische Einstellungen einräumen als die Durchschnittsbevölkerung, ist ein Befund, der sich durch alle bisher erstellten solchen Studien zieht. Aber auch eine

gewisse Basis an Judenfeindlichkeit in der Gesamtbevölkerung wird hier ein ums andere Mal dokumentiert. Erkenntnisse, die daraus abgeleitet werden können: dass Holocaust Education allein nicht ausreicht, um Antisemitismus zu bekämpfen, wie Wolfgang Sobotka kurz vor seinem Ausscheiden aus dem Amt des Nationalratspräsidenten festhielt. Es brauche auch Aufklärung über das Phänomen Antisemitismus an sich. Dazu wiederum müssten auch Lehrer und Lehrerinnen entsprechend ausgebildet werden. Die Botschaft müsse aber auch über Sport- und sonstige Vereine sowie Institutionen wie das Bundesheer und Zivildiensteinrichtungen in die Bevölkerung hereingetragen werden, so die Studienautoren von IFES und Braintrust.

Importiert und bodenständig

Eine andere Studie widmet sich aktuell der Situation von jüdischen Schülern und Schülerinnen an öffentlichen Schulen. Sie wird vom Institut für Konfliktforschung durchgeführt und wurde vom Bildungsministerium initiiert. Die ersten Ergebnisse machen wenig froh: Qualitative Interviews brachten zutage, dass Antisemitismus für jüdische Jugendliche an öffentlichen Schulen sehr präsent ist. Seit dem 7. Oktober 2023 sei dabei vor allem der Israel-bezogene Antisemitismus massiv angestiegen, auch haben die Angriffe in der Schule, der Freizeit und online zugenommen.

Nach wie vor präsent und damit schon vor dem 7. Oktober ein Problem sei allerdings der traditionelle Antisemitismus. „Da haben wir dann gehört, das ist der Antisemitismus, der sowieso immer da ist“, so Karin Liebhart vom Institut für Konfliktforschung. Auch wenn solche Befunde ein ums andere Mal zeigen, dass es hier ein Problem gibt: Dass nun vermehrt solche Studien von der öffentlichen Hand in Auftrag gegeben werden, zeigt das vermehrte Bemühen, sich dem Kampf gegen Judenfeindlichkeit zu stellen. Man wischt das Problem nicht mehr vom Tisch, man thematisiert es, man versucht den Ursachen auf den Grund zu gehen, um dann geeignete Maßnahmen zu entwickeln, um Antisemitismus das Wasser abzugraben.

Hier gibt es allerdings noch viel Luft nach oben, wenn man sich zum Beispiel den Kosmos Schule ansieht. Soziale Netzwerke verstärken hier das Problem Antisemitismus massiv. Lehrpersonen können der Onlinewelt wenig entgegensetzen und fühlen sich oft speziell beim Thema Antisemitismus unsicher. Das Ergebnis ist, dass manche von ihnen dem Problem dann ganz aus dem Weg gehen, andere wiederum reagieren hilflos, manche gießen noch selbst Öl ins Feuer, indem sie hier zum Beispiel auf den Zug des Kolonialismuskurses aufspringen und Israel als übermächtig und Aggressor darstellen. Das ist Wasser auf die Mühlen von jenen Jugendlichen, die ohnehin 24/7 auf TikTok und Co. gebrainwashed werden.

Als Verfassungsministerin Karoline Edtstadler (ÖVP) vergangenen November den Umsetzungsstand des Nationalen Aktionsplanes gegen Antisemitismus präsentierte, demnach waren zu diesem Zeitpunkt 38 der 41 Maßnahmen umgesetzt, drei befanden sich noch in Umsetzung, darunter Aus- und Fortbildungen von Lehrpersonen, lobte IKG-Präsident Oskar Deutsch die Bemühungen der Regierung. Gleichzeitig betonte er aber auch, es sei dennoch nicht gelungen, den Antisemitismus einzudämmen, und zwar in allen seinen Erscheinungsformen: von links, von rechts, von muslimischer Seite. Das Bewusstsein für das Problem müsse in die ganze Gesellschaft hineingetragen werden.

Jüdisches Leben anerkennen

Ob es jemals gelingen wird, Antisemitismus völlig auszurotten? Angesichts der jahrtausendealten Geschichte dieses Phänomens ist davon leider nicht auszugehen. In Österreich hat sich hier in den vergangenen Jahren aber viel getan. Ja, mancher Diskurs hat leider den Geruch, es gehe hier weniger um Juden und Jüdinnen als um eine Abgrenzung gegenüber Muslimen und Musliminnen. Das erweist dann übrigens den von Antisemitismus Betroffenen einen Bärendienst, denn so geraten sie zwischen alle Fronten und sind erst recht mit judenfeindlichen Angriffen konfrontiert.

Die ÖVP-Grünen-Regierung hat in den vergangenen Jahren gezeigt, dass ihr das Thema ein Anliegen ist. Umso herber dann die Enttäuschung, als die ÖVP die Wahl des freiheitlichen Politikers und Burschenschafters Walter Rosenkranz zum neuen Nationalratspräsidenten mitrug. Usancen hin oder her, hier wurde viel, was sein Vorgänger Sobotka so positiv gestaltete, mit einem Handstreich wieder zerschlagen. Dennoch finde ich, dass in Österreich die Perspektive eine positivere ist als beispielsweise in Skandinavien oder Irland. Die öffentliche Hand tut alles, um jüdisches Leben zu ermöglichen, vor allem auch dadurch, dass jüdische Einrichtungen massiv bewacht werden.

Es gibt aber auch einen inzwischen gepflegten sehr anerkennenden Umgang: Zu Feiertagen wie Rosch HaSchana oder Chanukka laden Staats- und Stadtspitzen heute zu gemeinsamen Feiern. Juden und Jüdinnen sind nicht nur Thema, wenn es in Gedenksprachen um Opfer des Nationalsozialismus, wenn es um tote Juden geht. Die Politik, oder Teile der Politik, die FPÖ tut das ja dezidiert nicht, nehmen auch Anteil am jüdischen Jahreskreislauf. Ja, der Antisemitismus ist weiter ein Problem. Aber man kann das Glas auch halb voll sehen: Nie zuvor gab es derart massive Bewusstseinsarbeit im Sinn von Juden und Jüdinnen. Nie zuvor wurde derart umfassend versucht, wirklich gegen Antisemitismus anzukämpfen.

Alexia Weiss ist freie Journalistin und Buchautorin

Am Rande der Geschichte leben

Der Dichter und Psychologe Boris Chersonskij spricht über seine Identität als russischsprachiger ukrainischer Dichter und über sein Verhältnis zum eigenen Jüdischsein

Interview: Erich Klein

Der Dichter, Übersetzer, klinische Psychologe und Psychiater Boris Grigorjewitsch Chersonskij wurde 1950 in Czernowitz geboren, wuchs in Odessa auf, wo er bis 2022 lebte und arbeitete. Seither befindet er sich in Italien im Exil. Chersonskij stammt aus einer Familie von Schriftsteller:innen und Ärzt:innen, seine ersten Gedichte veröffentlichte er während seiner Studienzeit; in der späten Sowjetzeit gehörte er zum kleinen Kreis der inoffiziellen Poesie Odessas und des Samizdat.

Seine Bücher erschienen offiziell erst ab den 1990er-Jahren. Gedichte aus seinem umfangreichen, aus mehr als zwei Dutzend Büchern bestehenden Œuvre wurden ins Ukrainische, Georgische, Bulgarische, Englische, Finnische, Italienische und Niederländische übersetzt. Sein bekanntestes Werk „Familienarchiv“, ein Roman in (freien) Versen, erschien 2010 auch auf Deutsch.

Herr Chersonskij, Sie sind in einem offiziell atheistischen Staat aufgewachsen. Wann wurde Ihr Judentum für Sie zu einem bewussten Faktor Ihres Lebens?

Boris Chersonskij: Meine Zugehörigkeit zum jüdischen Volk wurde mir nicht offenbart und niemand hat mir Informationen dazu gegeben. Wer hätte das auch tun können? Meine Eltern waren vollständig assimilierte russischsprachige Juden. Mein Vater sprach Deutsch, aber kein Jiddisch. Meine Großmutter väterlicherseits sprach ebenfalls Deutsch, hatte jedoch eine leicht verächtliche Einstellung zu Jiddisch und nannte es einen Dialekt. Mein Judentum wurde mir klar, als mir in der fünften Klasse ein Mitschüler ins Geschichtsbuch das Wort „Schid“ (ein abfälliger Begriff für Jude) schrieb. Das war mein erstes bewusstes Erlebnis mit diesem Thema. Es war ein Geschichtsbuch, und darin liegt eine gewisse Symbolik, denn das Judentum ist Geschichte. Was da ganz deutlich geschrieben stand, war mir sehr wichtig und es war auch traumatisch. Ich zog damals aber keine besonderen Schlüsse daraus. Wörter auf Jiddisch waren

meistens Schimpfwörter. Ich habe dann jiddische Literatur auf Russisch gelesen. Ein Band mit Geschichten von Scholem Alejchem war unser ganzes jüdisches Erbe. Später kam ein kleiner Band von Mendele Moikher Sforim hinzu. Jüdische Literatur existierte für mich im Geiste von Isaak Babel, Ilf und Petrow, obwohl Jewgenij Petrow, genauer gesagt Jewgenij Katajew, nichts mit dem Judentum zu tun hatte.

« Es ist klar, dass der Krieg die Psyche der Menschen verändert, sie vielleicht härter und radikaler macht. Man will einen totalen Sieg, und die Realität rückt in den Hintergrund »

Wann begannen Sie aktives Interesse am Judentum zu entwickeln?

Chersonskij: Wahrscheinlich im ersten Jahr an der Universität. Ich lernte das hebräische Alphabet, leider kam ich damit nicht weiter. Es gab keine Bücher. Einmal sah ich bei einem Bouquinisten in Odessa einen Stapel Bücher auf Hebräisch, die für ein paar Kopeken verkauft wurden. Ich konnte sie nicht lesen, bedaure aber bis heute, dass ich sie nicht gekauft habe. Das waren Bücher, die Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts in Wilna gedruckt worden waren. Ich sah sie mir an, legte sie zurück, und verstand, dass wohl ein alter Mann gestorben war, der noch in der Religion lebte und vermutlich zur Synagoge ging. Heute besitze ich einen „Babylonischen Talmud“ aus 1845, den ich noch immer nicht lesen kann, und sechs Bände der Mischna in einer zweisprachigen Ausgabe, in der ich den russischen Teil lese.

Sie haben Medizin studiert, warum ausgerechnet im westukrainischen Iwano-Frankiwsk?



CIVITELLA RAINIERI FOUNDATION

Boris Chersonskij lebte bis 2022 in der Ukraine. Seither befindet er sich im Exil in Italien



Der junge Boris kam mit seinem Jüdischsein kaum in Berührung. Erst in der Universität befasste er sich damit

Chersonskij: Ich konnte in Odessa nicht auf die Universität gehen. Es gab eine Zwei-Prozent-Quote für Juden an den Instituten. Ausgenommen waren einige Institutionen, die für die Rüstungsindustrie ausbildeten, und ich war für eine solche Institution vorgesehen. Aber ich wollte wie mein Vater und mein Großvater Arzt werden. Weil das in Odessa unmöglich war, ging ich nach Iwano-Frankiwsk. Dort gab es kaum Juden, also passte ich in diese zwei Prozent. Später hatte ich das Glück oder das Unglück, an das Institut in Odessa zu wechseln. Ein antisemitischer Rektor war gerade gestorben, ein neuer noch nicht ernannt. In dieser Zeit schrieb ich mich ein, was ich bis heute bereue. Das Institut in Iwano-Frankiwsk war merkwürdigerweise ein Ort der Freiheit. Dort wurde auf Ukrainisch unterrichtet und die Studierenden wurden gut behandelt. Das medizinische Institut in Odessa war und ist wohl immer noch eine Art Kasernenbetrieb. Wäre ich in Iwano-Frankiwsk geblieben, hätte ich vermutlich die ukrainische Sprache viel besser und viel früher gelernt.

Die Westukraine war traditionell antisowjetisch, das Zentrum der antisemitischen Bandera-Bewegung, was Putin heute propagandistisch ausschlachtet. Davon war in Ihrer Zeit nichts mehr zu spüren?

Chersonskij: Nein, das war nicht spürbar. Es gab

berühmte Bandera-Witze. Zum Beispiel: „Klopf, klopf, klopf, lebt hier Stepan Bandera?“ – „Ratatatatata“, antwortet das Maschinengewehr. Es gab viele Witze dieser Art, aber die ukrainischen Nationalisten hatten damals eine Zeit, in der sie sich sehr gut mit den jüdischen Nationalisten verstanden. Für die Juden und die Ukrainer gab es einen gemeinsamen Feind. Zuerst dachte ich, das sei die sowjetische Regierung, aber für meine Freund:innen war es Russland. Im Grunde war Russland tatsächlich der Feind sowohl von Juden wie Ukrainern. In der sowjetischen Satirezeitschrift *Krokodil* und auf Plakaten gab es unzählige Karikaturen, auf denen jüdische und ukrainische Nationalisten miteinander verbündet waren, und Onkel Sam spannte sie gemeinsam vor seinen Karren. So fühlte ich mich dort recht wohl. Erst viel später erfuhr ich vom Pogrom in Lemberg am Vorabend des Einmarsches der Wehrmacht. Ich las über den Holocaust in Kremenez, woher meine Großmutter stammt. Nur sie und ihr Bruder, die von dort weggegangen waren, überlebten. Der Rest dieser großen Familie kam im Holocaust um. Es war klar, dass das mit Hilfe der örtlichen Bevölkerung begann, unter den Deutschen.

An einem Punkt haben Sie wie viele jüdische Intellektuelle in der Sowjetunion begonnen, sich für die orthodoxe Kirche zu interessieren, und konvertierten. Wie kam es dazu?

Chersonskij: Das kann man durch das völlige Fehlen einer jüdischen Tradition in der Familie erklären. Man kann es auch damit erklären, dass der nächste Weg nicht zu einer kleinen Synagoge führte, in der Menschen in einer unbekannt Sprache beteten und von rechts nach links schrieben. Der christlich-orthodoxe Gottesdienst besteht zu achtzig Prozent aus jüdischen Texten. Wo sonst konnte ein Junge meines Alters Worte hören wie „Gesegnet sei der Herr von Zion, der in Jerusalem lebt“ oder „Diejenigen, die Zion hassen, sollen von Gott beschämt werden und wie Gras sein, das im Feuer verdorrt“? Im Wesentlichen machen alttestamentarische Texte oder Texte aus dem Tanach den Kern des christlichen Gottesdienstes aus. Vieles hing auch davon ab, wen man gerade traf. Ein Beispiel ist der Chabad-Rabbiner Yeshaya Hisser, den ich als Sanja kannte. Er war etwas jünger als ich. Als er in die Kirche kam, wurde er wegen seines Aussehens gefragt, ob er Jude sei. Als er das bejahte, bekam er die Antwort: „Dann solltest du in die Synagoge gehen.“ Und er ging in die Synagoge. Zu mir hat das niemand gesagt. Ich traf wunderbare Menschen, die keinen Hauch von Antisemitismus hatten. Das war also mein Umfeld, ich hatte kein anderes. Außerdem liebte ich Pasternaks Gedichte sehr, insbesondere die Evangelien-Gedichte, ebenso wie einige Gedichte von Mandelstam, die ebenfalls in diese Richtung weisen. Meine Helden waren eher am Rand als im Zentrum der Geschichte angesiedelt, und ich denke, dieses „am Rand“

spiegelt auch mein Leben wider, es hat sich einfach so ergeben. Vielleicht war das für meine künstlerische und wissenschaftliche Karriere sogar besser.

Ihre ganze Familie hat das Land verlassen. Haben Sie während der Perestrojka, als das möglich war, selbst nie an Emigration gedacht?

Chersonskij: Ja, fast meine ganze Familie ist gegangen. Aber in dieser Zeit herrschte ein Gefühl von Freiheit und großer Hoffnung. Ich war damals Abgeordneter im Stadtrat von Odessa, arbeitete in der Kulturkommission und wurde allmählich auch veröffentlicht. Damals gab es keine Spur von Antisemitismus mehr. Im Gegenteil, es gab diesen Witz, dass Juden keine „Luxusgüter“, sondern ein Fortbewegungsmittel seien, weil sie die Möglichkeit hatten, zu gehen. Schließlich hat der Satiriker Michail Schwanetzi gescherzt, dass es in Israel 10.000 unzufriedene sowjetische Juden gebe, deren russische Frauen jedoch zufrieden seien, auch die Kinder aus den ersten Ehen dieser russischen Frauen seien zufrieden. Es war eine Zeit der Lockerung und es schien keinen Grund mehr zu geben, wegzugehen, weil alles hier funktionierte. Ich war damals knapp über vierzig, Arzt und hatte meine Dissertation bereits verteidigt. Ich begann zu unterrichten, und wenn ich auch noch weit davon entfernt war, Abteilungsleiter oder Institutsleiter zu sein, der Weg war für mich mehr oder weniger klar.

« Ich war dort ohnehin als pro-ukrainische Person des öffentlichen Lebens kulturell isoliert – jetzt kann man mich auch als prorussischen Dichter bezeichnen »

Ich hatte zwei Monografien veröffentlicht, die dritte war in Vorbereitung. Wohin sollte ich gehen? Mein Englisch war schlecht. Um in meinem Fachgebiet als Psychiater zu arbeiten, hätte ich die Sprache nahezu perfekt beherrschen müssen. Kurzum, ich blieb und erzählte gern einen bekannten jüdischen Witz: Als ein alter Jude im Sterben liegt und alle Verwandten ihm versichern, dass sie um ihn versammelt sind, richtet er sich auf und fragt: „Und wer ist im Geschäft?“ So kam es, dass ich blieb.

Sie dachten auch nie wie so viele Odessiten daran, nach Moskau oder nach Leningrad zu gehen?

Chersonskij: Die Idee, nach Moskau zu gehen, hatte ich nie. Mit Petersburg hatte ich sehr enge Verbindungen. Ich habe meine Dissertation am Bechterew-Institut verteidigt und dort auch unterrichtet. Das konnte ich in Odessa nicht. In Leningrad hatte ich ausgezeichnete Beziehungen zu sehr angesehenen Wissenschaftlern in meinem Fachgebiet. Doch für mich war Petersburg

vorbei, als dort antisemitische Demonstrationen stattfanden. Als zum Beispiel jemand an dem Haus, in dem Jossif Brodsky gewohnt hatte, die Aufschrift „Hier lebte der große russische Dichter Brodsky“ beschmierte, indem er das Wort „russisch“ durchstrich und „Jude“ darüber schrieb. Petersburg war damals die Hauptstadt des Antisemitismus. Ich war 1999 das letzte Mal in Petersburg, zu Puschkins 200. Geburtstag.

Damals lebte der ukrainische russischsprachige Dichter Chersonskij in Odessa.

Chersonskij: In den letzten zwei Jahren, seit 2022, lebe ich nicht mehr in der Ukraine. Wikipedia definiert mich als einen ukrainischen Dichter, der hauptsächlich auf Russisch schreibt. Andere Quellen weisen manchmal auf meine jüdische Herkunft hin. Das ist absolut richtig. Ich bin zweisprachig, aber ich schreibe meine Gedichte überwiegend auf Russisch. Obwohl das Wort „überwiegend“ in der gegenwärtigen Situation nicht ganz angemessen ist. Auch die Bezeichnung „Dichter aus Odessa“ passt nicht. Meine Beziehungen zur kulturellen Elite Odessas waren schon immer kompliziert und heute hat sich dieses Verhältnis noch einmal verändert. Nur die Intensität hat sich, um es milde auszudrücken, nicht verändert. Die Bezeichnung „Psychologe“ ist einfacher, dagegen hat niemand etwas.

Sie meinen die Anfeindungen, denen Sie trotz Ihrer unmissverständlichen proukrainischen Position immer wieder ausgesetzt sind, weil Sie auf Russisch schreiben?

Chersonskij: Das Problem ist, dass Krieg herrscht. Es ist klar, dass der Krieg die Psyche der Menschen verändert, sie vielleicht härter und radikaler macht. Man will einen totalen Sieg, und die Realität rückt in den Hintergrund.

Bisweilen hat man den Eindruck, dass die Vorwürfe gegen Sie einen antisemitischen Unterton haben.

Chersonskij: Das ist eine kompliziertere Frage. Der Antisemitismus ist nie verschwunden. Selbst wenn es gar keine Juden mehr gäbe, würde Antisemitismus bestehen bleiben. Mit anderen Worten, es ist ein Sonderfall von Xenophobie, aber der älteste. Es sei daran erinnert, dass die Juden im Jahr neunzehn nach Christus aus dem alten Rom vertrieben wurden. Nicht 1919, sondern einfach im Jahr neunzehn. Damals war Christus, wenn man so will, noch nicht einmal gekreuzigt worden. Im Wesentlichen ist es eine Ablehnung von Konkurrenz, die Ablehnung eines anderen Menschen, der nicht dieselbe Sprache spricht oder deine Sprache mit Akzent. Die Popularität des Antisemitismus ist eine andere Frage. Er war während des ersten und zweiten Maidan absolut unpopulär. Das bedeutet jedoch nicht, dass in der Ukraine keine antisemitische Literatur veröffentlicht wurde. Es gab sie sehr wohl. Ich erinnere mich, wie meine Frau Ludmilla und

ich auf der Buchmesse in Lemberg einmal misstrauisch wurden. Es gab dort Stände von verschiedenen Verlagen, und wir stießen auf einen mit antisemitischer Literatur. Natürlich kauften wir nichts und blätterten nicht einmal darin. Aber ich sagte: Lass uns warten. Wir traten zur Seite und beobachteten, ob jemand etwas kaufen würde. Niemand kam. Ja, es existierte, aber es war unpopulär. Wird Antisemitismus in Zeiten der Not in der Ukraine populärer werden? Das hat es immer gegeben. Warum sollten wir annehmen, dass das nicht passieren wird?

« Ich habe schon oft auch in Interviews gesagt, dass der beste Lehrer der ukrainischen Sprache Wladimir Wladimirowitsch Putin war »

Spüre ich es? Ja, aber nicht mehr als sonst. Heute sehe ich keinen Anstieg des Antisemitismus in der Ukraine. Im Gegenteil. Prorussische Kräfte versuchen ständig zu betonen, dass wir in Odessa Pogrome fürchten sollten und so weiter. Welche Pogrome in Odessa? An dieser Stelle muss ich auch westliche Journalist:innen erwähnen. Es gab vor einiger Zeit ein Interview mit mir, daneben war ein Interview mit einer anderen Person abgedruckt, die nicht mehr lebt und sehr prorussisch war. Dort wurde ständig davon gesprochen, dass die Ukrainer:innen in Odessa ein jüdisches Pogrom veranstalten würden. Als ich in der Redaktion nachfragte, warum das so sei, sagte man mir, dass es auch eine andere Sichtweise geben müsse. Ich antwortete, wenn das eine andere Sichtweise ist, dann handelt es sich offensichtlich um eine Lüge.

Mit Ihrer Kritik an der Demontage eines berühmten Puschkin-Denkmal in Odessa, das noch aus der vorsowjetischen Zeit stammt, haben Sie sich nicht viele Freunde gemacht.

Chersonskij: Es macht mich traurig, dass heute Puschkin-Denkmal abgerissen werden. Ebenso traurig macht es mich, dass die russischen Besatzer der Ukraine „Puschkinisten“ genannt werden. Mir ist schon klar, dass Russland aus Puschkin einen Fetisch gemacht hat, ein Symbol für seine kulturelle Präsenz und Dominanz. Die Ukraine kämpft gegen diese Vorherrschaft und die Denkmäler sind in der Hitze des Gefechts gefallen. Ich habe nur unmissverständlich zum Ausdruck gebracht, dass Odessa, wenn das Puschkin-Denkmal auf dem Boulevard abgerissen wird, nicht mehr mein Odessa sein wird. Ich war dort ohnehin als proukrainische Person des öffentlichen Lebens kulturell isoliert, jetzt kann man mich auch als prorussischen Dichter bezeichnen. Es ist zwar sinnlos, dagegen anzukämpfen, dennoch lässt mich der Wunsch, etwas dagegen zu sagen, nicht los. Das Pro-

blem dabei ist: Wenn man kämpft, beginnt man sich zu rechtfertigen, und das ist eine schwache Position.

Heute hört man oft, die Ukraine wurde erst durch den russischen Angriffskrieg zu einem selbstbewussten Staat. Sie haben damals begonnen, auf Ukrainisch zu schreiben?

Chersonskij: Ich habe schon oft auch in Interviews gesagt, dass der beste Lehrer der ukrainischen Sprache Wladimir Wladimirowitsch Putin war. Als Reaktion auf seine Taten begann ich, Essays auf Ukrainisch zu schreiben, und später auch Gedichte. Das war mein ethischer Protest gegen das, wozu Russland für mich wurde. Es war keine Überraschung für mich, denn schon 2008 mit dem Krieg in Georgien hätte klar sein müssen, dass Russland den falschen Weg eingeschlagen hat. Oder sogar noch früher mit dem Beginn des zweiten Tschetschenienkriegs. Mir wurde es 2008 klar, dass Russland nicht den richtigen Weg einschlägt. Wir waren noch einmal 2011 in Moskau, wo ich den sogenannten Russischen Preis erhielt, worüber zu sprechen mir heute peinlich ist. Ja, und dann haben wir beschlossen, dass wir nicht mehr nach Russland fahren würden. Als dann noch vor dem großen Krieg in Moskau die einzige ukrainische Bibliothek geschlossen und zerstört wurde und der russische PEN sich weigerte, dagegen zu protestieren, war klar, wohin sich Russland bewegt. Da das eine Menschenrechtsorganisation ist, trat ich wie eine Reihe anderer Autor:innen aus dem PEN aus. Damals hat man mich als „jüdischen Bandera-Anhänger“ bezeichnet. Allerdings hat das nichts mehr mit dem PEN selbst zu tun.

Als russischer Dichter und Schriftsteller wurden Sie in gewissem Sinne heimatlos. Ich meine jetzt nicht nur den Umstand, dass Sie auf Ukrainisch zu schreiben begannen. Sie wurden auch zu einem ukrainischen Patrioten, was Sie vielleicht vorher nicht in diesem Ausmaß waren.

Chersonskij: Wenn du in einem normalen Land lebst, das nicht bedroht wird, lebst du in diesem Land und musst nicht einmal an dessen Geschichte denken, du denkst nur an deine alltäglichen Dinge. Wenn aber das Unglück beginnt, ja, dann erwachen die Gefühle. In Anbetracht dessen, was die Sowjetunion und was die Ukraine für mich waren, wo ich im Grunde genommen alles erreicht habe, was ich erreichen konnte und wo ich bis zu einem gewissen Zeitpunkt Unterstützung fühlte – diesbezüglich gibt es für mich heute keine Frage mehr, auf welcher Seite ich in diesem Kampf stehe. Ein russischer Autorenkollege, der auch ein eindeutiger Putin-Gegner ist, meinte nach dem Vorstoß der ukrainischen Armee auf russisches Territorium im Herbst 2024, es wäre ihm wohl unangenehm, wenn die Ukrainer in seiner Heimatstadt einmarschieren würden, mir könnte das vielleicht sogar angenehm sein.

Von Frieden zu sprechen, ist in der Ukraine noch immer verpönt.

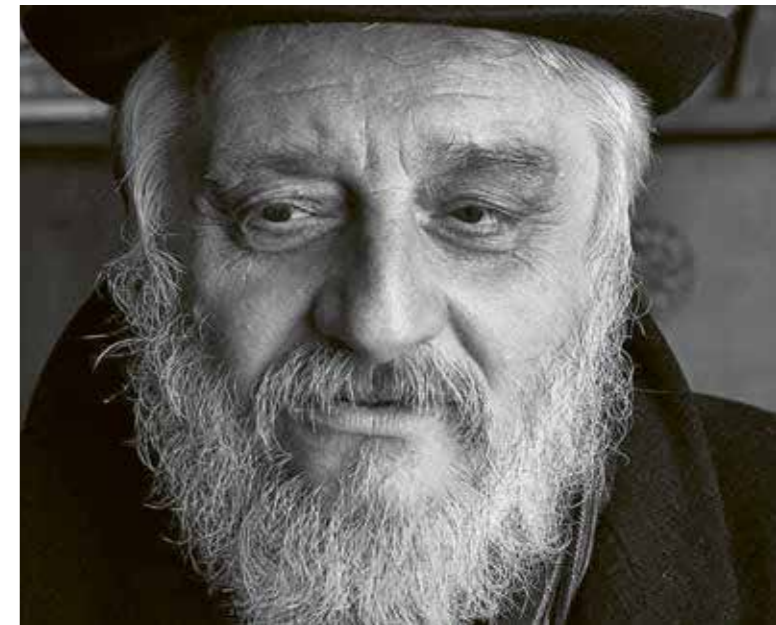
Chersonskij: Das hängt auch vom Kontext ab. Manchmal sind das nur leere Phrasen, aber natürlich stellt sich jeder Mensch diese Frage, besonders wenn er im Exil lebt.

Sie sind nach Kriegsbeginn aus Odessa weggegangen und leben nun schon seit mehreren Jahren in Italien. Wie glauben Sie, wird das enden?

Chersonskij: Wir wollen in unsere Stadt zurückkehren, wenn sie nicht besetzt wird. Das ist das Erste. Ich erwarte keine Besetzung von Odessa, aber ich erwarte auch kein baldiges Ende dieses Krieges. Es gibt Situationen, die für beide Seiten ausweglos sind. Für Putin, solange er lebt und an der Macht ist, wäre ein Ende dieses Krieges tödlich. Er braucht einen Sieg. Schon der Marquis de Custine schrieb, dass die Russen die einzige Nation sind, die nur um des Sieges willen kämpft, auch wenn sie dabei nichts gewinnt. Der einzige Gewinn ist der Sieg. Diese sogenannte Siegesbesessenheit zeigt sich mehr als hundert Jahre nach dem Marquis de Custine immer noch. Für Putin bedeutet an der Macht zu bleiben und den Krieg weiterzuführen ein und dasselbe. Das ist klar. Aber die wichtigere Frage ist: Was bedeutet es für die ukrainische Regierung? Es ist offensichtlich, dass es sehr schwer ist, alle Gebiete in den Grenzen von 1991 zurückzuerobern. Ich sehe das nicht, weil ich außerdem verstehe, welche Bevölkerung und welches Territorium Russlands hat und wie groß die Bevölkerung und das Territorium der Ukraine sind.

Wenn Selenskyj plötzlich mit Russland am Verhandlungstisch säße und anfangs, Gebiete abzutreten, würde das sein letzter Tag als Präsident sein?

Chersonskij: Wenn das passiert, wird in der Ukraine sofort Widerstand entstehen, es wird zu Unruhen kommen. und in diesem Moment wird sich Wladimir Wladimirowitsch Putin die Hände reiben und sagen: „Gut, Unruhe im Lager des Feindes, das ist das Beste, was ich mir vorstellen konnte.“ Denn die Annexion der Krim fand genau in einer Zeit der Unruhe statt, als sich alle mit internen Problemen beschäftigten, und niemand kümmerte sich um so etwas „Unwichtiges“ wie die Besetzung der Krim. Man muss das ganz offen sagen! Daher ist der einzige Weg für die Ukraine, diesen Krieg zu gewinnen, ihn fortzusetzen. Und der einzige Weg für Wladimir Putin, diesen Krieg zu gewinnen, ist, ihn fortzusetzen. Das ist die Sackgasse zweier Widder, die auf einer Brücke mit den Köpfen gegeneinanderstoßen, unten fließt ein Fluss. Es ist klar, dass die Ukraine in diesem Fall die leidende Partei ist. Es ist absolut offensichtlich, dass der Krieg hauptsächlich auf ihrem Territorium geführt wird, dass sogar unsere eigenen Granaten und Raketen meistens auf unser eigenes Territorium fallen. Und klar ist auch, dass die Kräfte ungleich sind. Aber



Boris Chersonskij glaubt nicht an ein baldiges Ende des Krieges in der Ukraine

dennoch denke ich, dass uns unsere westlichen Verbündeten diesmal nicht so im Stich lassen werden, wie sie es einst mit Südvietnam, Afghanistan und so weiter gemacht haben. Ganz zu schweigen von Ungarn und der Tschechoslowakei.

Das heißt dann also, a priori kann keiner gewinnen, richtig?

Chersonskij: Ja, das heißt, dass niemand gewinnen kann. Und es leidet die Ukraine. Sie wird mit Granaten, Eisen und Minen übersät. Und natürlich mit Gräbern, nicht nur mit den Gräbern unserer Zivilisten, sondern auch den Gräbern unserer Soldaten.

Erich Klein ist Übersetzer, Journalist und Schriftsteller

Familienarchiv

Übersetzt von Erich Klein (Wieser Verlag)

Boris Chersonskijs Roman in Versen besteht aus einzelnen biografischen Skizzen, die gemeinsam eine Chronik des tragischen Werdegangs und Untergangs des jüdischen Lebens in der südlichen Ukraine und damit auch die Rekonstruktion einer versunkenen osteuropäischen Welt ergeben. Er ist ein gleichzeitig poetischer, essayistischer und epischer Text von langem Atem und sprachlicher Expressivität.





Elli Shklarek ist Psychotherapeutin und Dichterin

Dear Leon,

I write to make my heart beat on paper
 Today your heart beats in favor
 Of the jewish nation
 Today I stand here
 Me and my fear
 In the pulse of our last year
 The book you wrote
 The stories you told
 About your life
 About surviving
 And yet I stand here
 With you
 Your soul
 Is here too
 Because of you
 I thrive to use my voice
 You fought for a never again
 And I promised to use my pen
 Just like you would want me to
 And here are my ten
 Poems but more so
 Letters to the sky
 To find a why
 To this suffering
 Your name, Leon
 Zion, a Lion
 Is who we are
 A force
 A source
 Of life

Gedichte lassen innehalten

Poesie ist für Elli Shklarek eine Möglichkeit, sich selbst besser kennenzulernen und ihrem Großvater Leon Zelman nahe zu sein

Interview: Christian Schüller

In „Neshama“ sagst du, wir werden überleben und immer wieder wachsen – „das ist keine Frage“.

Warum nicht?

Elli Shklarek: Weil wir als Juden und Jüdinnen immer wachsen an dem, was passiert. Ich kenne keinen einzigen Juden und keine einzige Jüdin, der oder die nicht vor dem 7. Oktober ein anderer Mensch war als jetzt. Zwar mit Trauer, Wut und Angst, aber auch mit viel Hoffnung. Auch meine Resilienz ist seither unheimlich gewachsen. Damit möchte ich nicht sagen, dass das Geschehene etwas Gutes hat. Aber etwas Produktives.

Du schreibst deinem Großvater zuliebe – und meinst Leon Zelman (1928–2007), den Gründer unserer Zeitschrift. Was hast du von ihm gelernt?

Shklarek: Es gibt den Großvater, den ich als kleines Mädchen kannte, als er noch physisch bei uns war. Der zweite Abschnitt unserer Beziehung begann, nachdem er gestorben ist: Als ich ihn durch alles, was über ihn geschrieben wurde, noch einmal neu kennenlernte. Mit dem 7. Oktober hat wieder ein neuer Abschnitt angefangen. Seither habe ich das Gefühl, dass er in mir lebt. Ich schreibe nicht nur für ihn, sondern so, als wäre er in mir. Für mich hat er etwas Neues geschaffen, als er sagte: „Es hat nicht mit Mauthausen begonnen, nicht mit Auschwitz, nicht mit den Ghettos. Begonnen hat es mit Intoleranz, Ausgrenzung, mit Hass gegen Menschen.“ Er hat mir weitergegeben: Nie aufhören, den eigenen Kopf und vor allem das Herz zu verwenden.

Was können Gedichte in unserer Zeit bewirken, die von Hassbotschaften und Propaganda beherrscht ist?

Shklarek: In Zeiten von Social Media müssen wir Dinge schnellstmöglich verarbeiten und analysieren. Gedichte fordern uns dazu auf, innezuhalten und zu verlangsamen. Zumindest bei mir ist das so. Sie sind nicht da, um sie schnell zu überfliegen. Man sollte sie mehrmals lesen. Dadurch werden wir angehalten, zu reflektieren: Wie sehe ich das eigentlich? Das verbindet uns mit uns selbst. Ich schreibe nie, wenn es mir gut geht, sondern in Momenten, in denen mir die Worte fehlen. Dann greife ich zum Stift – und nicht zu Social Media.

Emet

History will not repeat itself
 If you won't repeat
 The wrong
 We are *unbroken*
 We are strong
 We do want the world
 To get along
 This is not only a fight
 Against terror
 It is a fight
 In the name of our *birthright*
 This is not about
 Right or wrong
 Listen to the song
 Of our holy land
 We are *unbroken*
 We are strong
 History will not repeat itself

Neshama

Whilst we are surrounded by enemies
 It has been like this for centuries
 We never lose the memories
 The horror, the pain
 Again and again
 The horror, the sorrow
 The fear of tomorrow
 Whilst we are surrounded by enemies
 We have known for centuries
 We grow, we know
 Again and again
 It is not a question, nor a suggestion
 We will maintain, we will sustain
 Whilst we are surrounded by enemies
 We remain
 A unity, a community
 Say it with me: never again

PRIVAT

Entweder – oder. Oder?

In ihrem Buch „Life Isn't Binary“ denken Meg-John Barker und Alex Iantaffi über gewohnte Gegensätze hinaus

Laura Fischer

Die Welt ist schwarz-weiß, zumindest in Westeuropa, zumindest seit René Descartes. Im siebzehnten Jahrhundert teilte er den Menschen in Körper und Geist. Heute bewerten wir wie selbstverständlich unser Verhalten als gut oder böse, Gefühle als rational oder emotional, Mitmenschen als normal oder abnormal. Meg-John Barker und Alex Iantaffi wollen diese Denkweise ändern.

Gegensätze hinterfragen

Sie sind unter anderem Autor*innen, Therapeut*innen und Wissenschaftler*innen, beide verstehen ihre eigene Identität als nichtbinär. Über sie zu schreiben ist bereits eine Herausforderung. Die deutsche Sprache sieht keine Identitäten abseits von Frau oder Mann vor, der Begriff Autor*innen ist grammatikalisch nicht korrekt. Hier wird mit Sternchen gegendert, um den Raum zwischen den Geschlechterpolen zu symbolisieren.

Das Buch verfolgt einen aktivistischen, subjektiv-personlichen Ansatz. Sechs Kapitel behandeln die Themen Sexualität, Geschlechter, Identität, Beziehungen, Körper sowie Emotionen und Denken. Die einzelnen Kapitel sind anhand von hinterfragten Gegensatzpaaren strukturiert. Den nichtbinären Anspruch zeigt auch die Form: Jedes Kapitel enthält neben theoretischen Texten Reflexionsübungen, Gedankenexperimente, Anekdotensammlungen und Entschleunigungsseiten.

Mit persönlicher Schreibweise bewegt sich das Buch weit weg von wissenschaftlicher Literatur. Trotzdem endet jedes Kapitel mit einem Quellenverzeichnis, jedes Argument wird belegt. Die Trennung zwischen Populärwissenschaft und Fachliteratur, auch das ein binäres System, wird aufgehoben.

Binäres Geschlechterdenken

Im öffentlichen Diskurs ist der am engsten mit dem Stichwort „nichtbinär“ verknüpfte Themenkomplex Sexualität und Geschlecht. Viele nähern sich dem Thema anhand fester Kategorien: Mann oder Frau, hetero- oder homosexuell, cis- oder transgener. Das Buch erkundet Zwischenräume und Möglichkeiten abseits der Pole.

Polarisierung überwinden

Ein großer Teil des Buches widmet sich dem subjektiven Erleben einer nichtbinären Identität. Trotz der wissenschaftlichen Aspekte bleibt der Stil zugänglich. Eine Vielfalt anonymer Stimmen fördert Empathie für teils widersprüchlichen Empfindungen.

Barker und Iantaffi machen Ausflüge in den öffentlichen und politischen Raum. Binäre, einander vermeintlich ausschließende Konfliktseiten wie „Ich gegen die Anderen“ oder „Mensch gegen Natur“ zeigen, wie sehr solche Kategorisierungen globale Konflikte antreiben können und zur politischen Polarisierung beitragen.

In Bezug auf gesellschaftliche Bewegungen bleibt das Buch stellenweise an der Oberfläche. Kluge Gedanken werden nicht immer zu Ende gedacht, statt historischer Beispiele, die sich auf die Gegenwart beziehen lassen, werden seichte popkulturelle Referenzen herangezogen. Trotzdem zeigen Barker und Iantaffi, wie ein Überwinden des Entweder-oder-Denkens möglich ist.

Weniger bewerten

Das Buch schlägt vor, weniger zu bewerten, vor allem nicht in gängigen Kategorien. Mehrere Realitäten können nebeneinander bestehen. Barker und Iantaffi schildern, wie sie selbst kulturelle Normen hinterfragen und sie gleichzeitig doch anwenden. Sie plädieren dafür, Ambivalenzen auszuhalten: „Vielleicht ist alles, was wir fürs Erste tun können, diese Komplexitäten anzuerkennen und diese Spannungen zuzulassen.“

Laura Fischer ist Schriftstellerin und freie Journalistin in Wien

Life Isn't Binary

On Being Both, Beyond,
and In-Between

Jessica Kingsley Publishers

